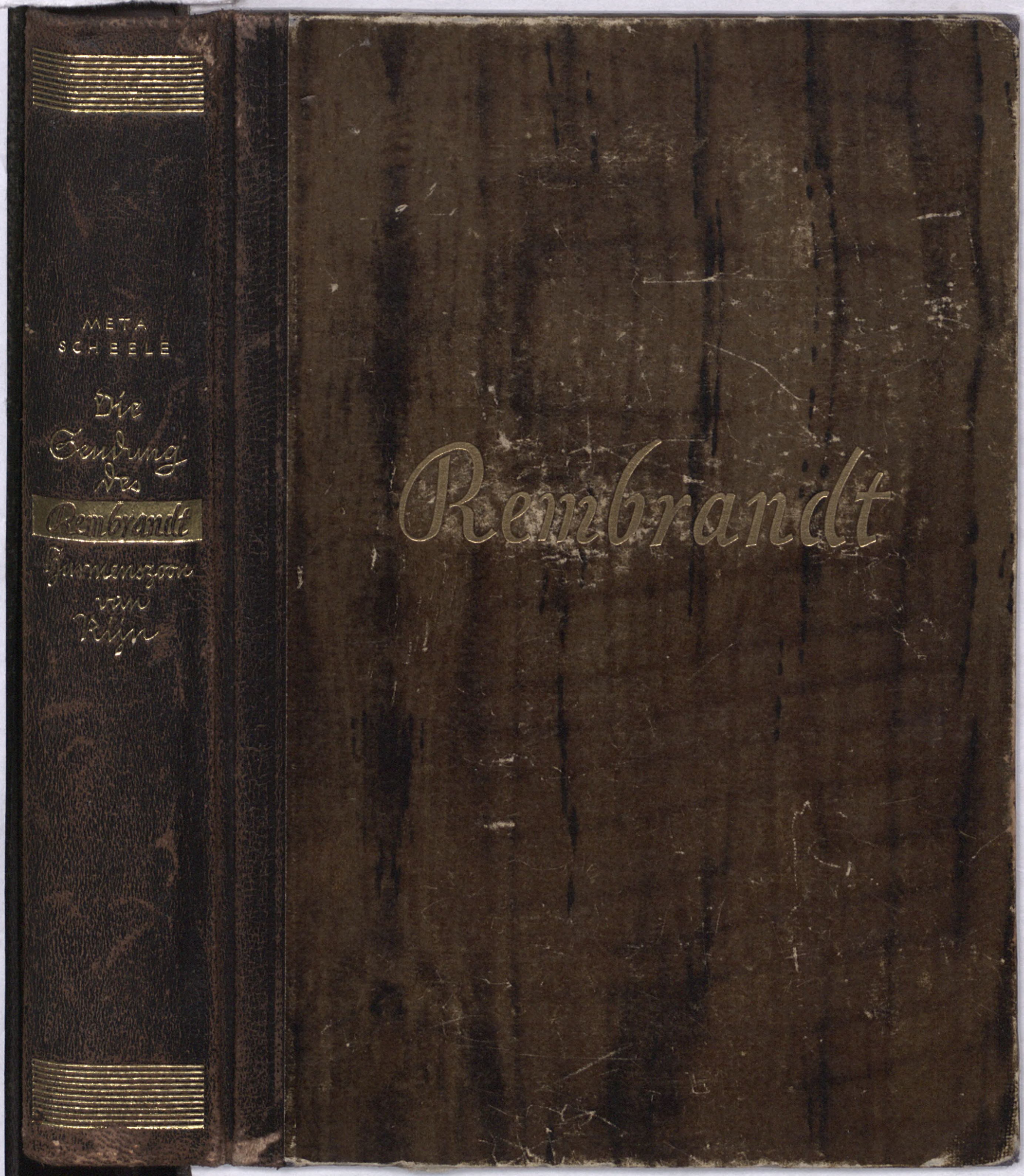
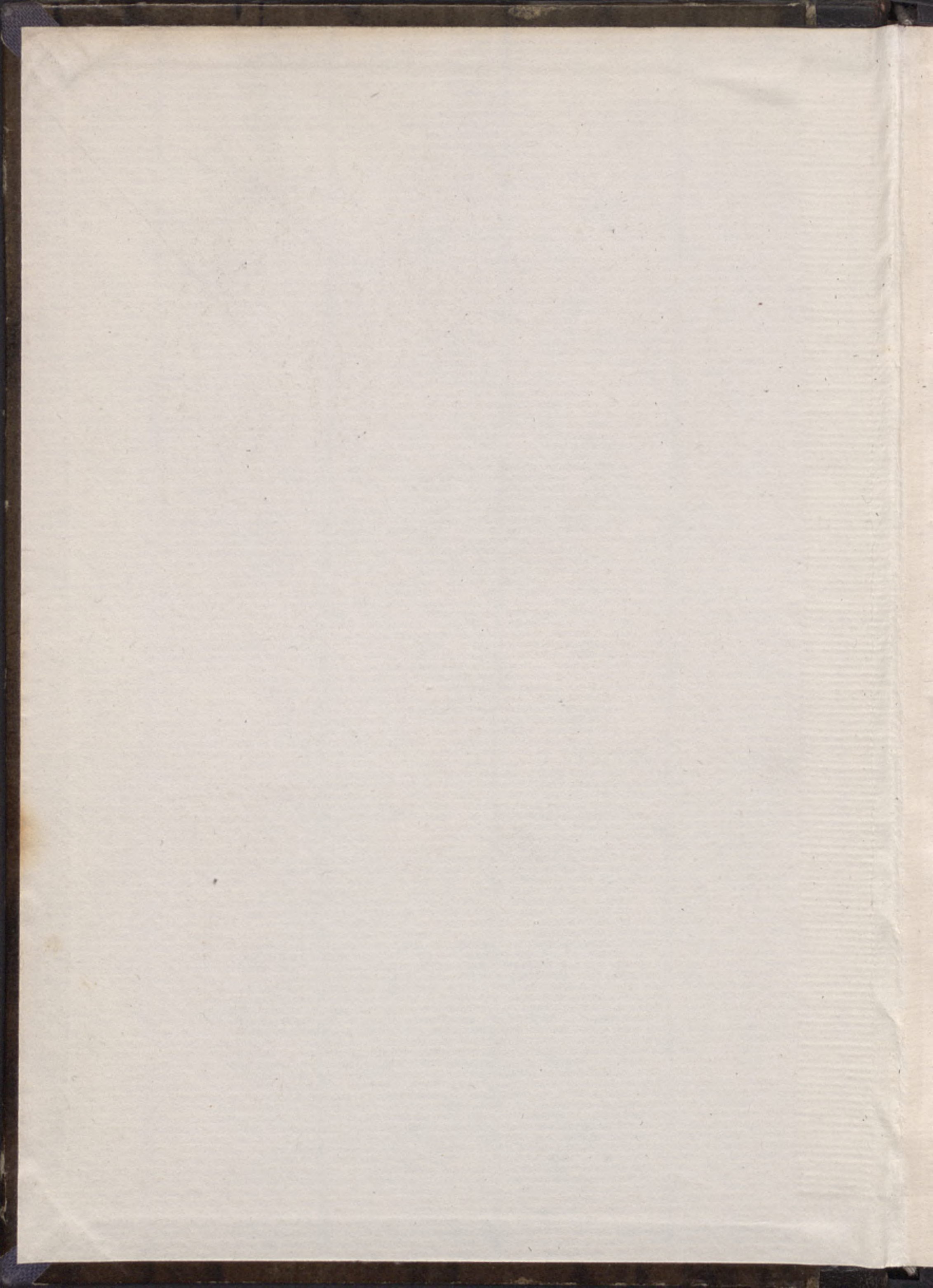
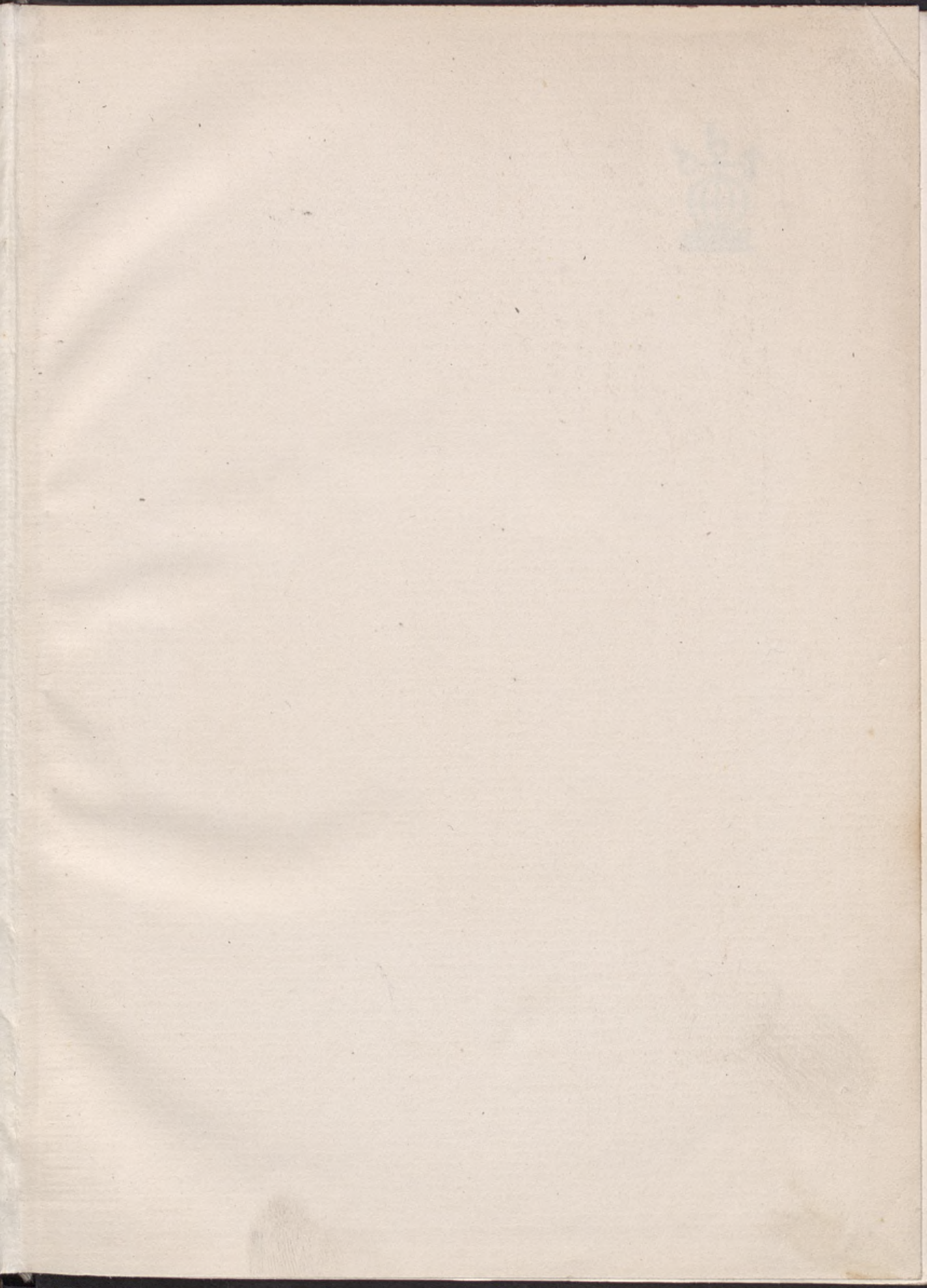
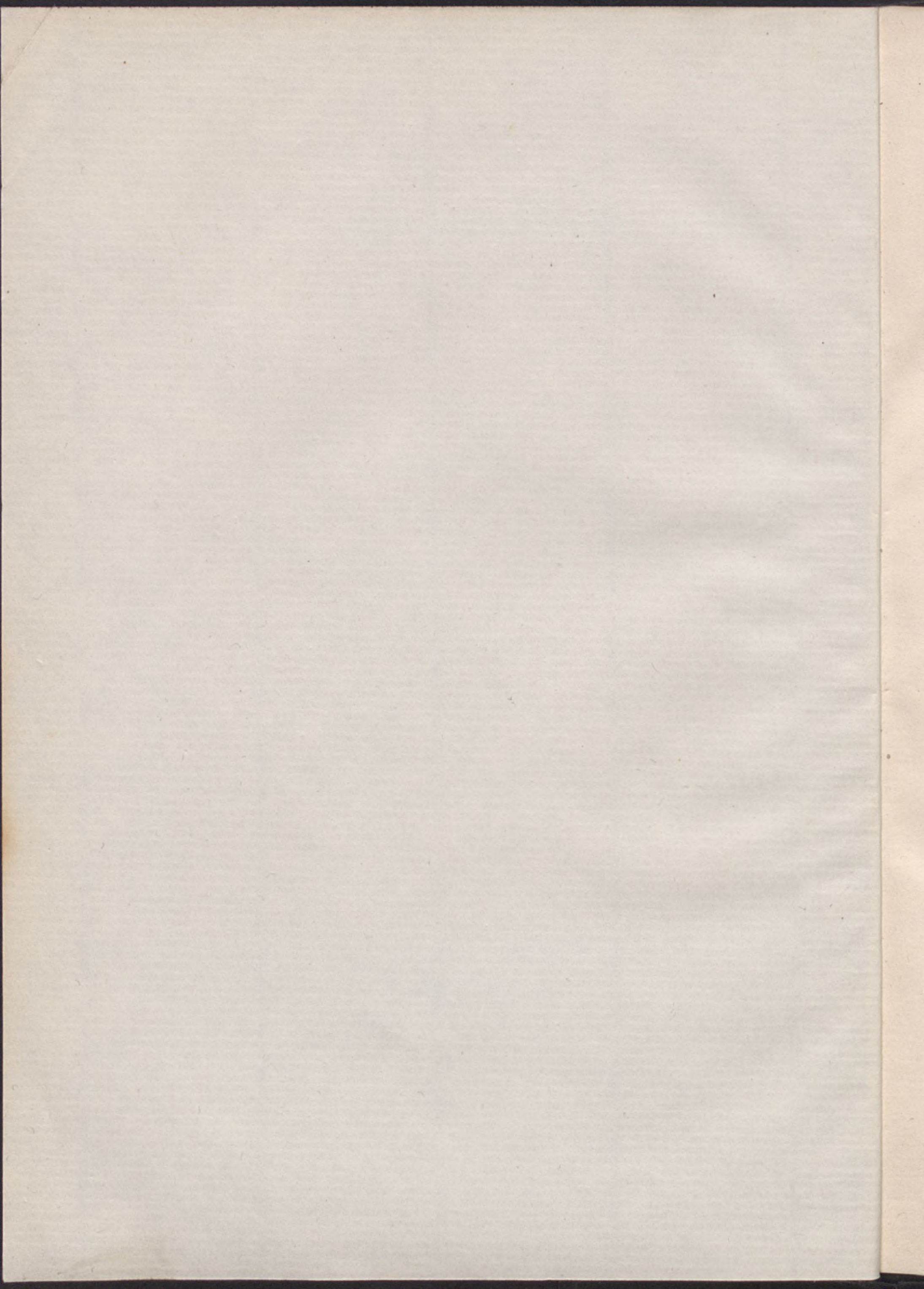
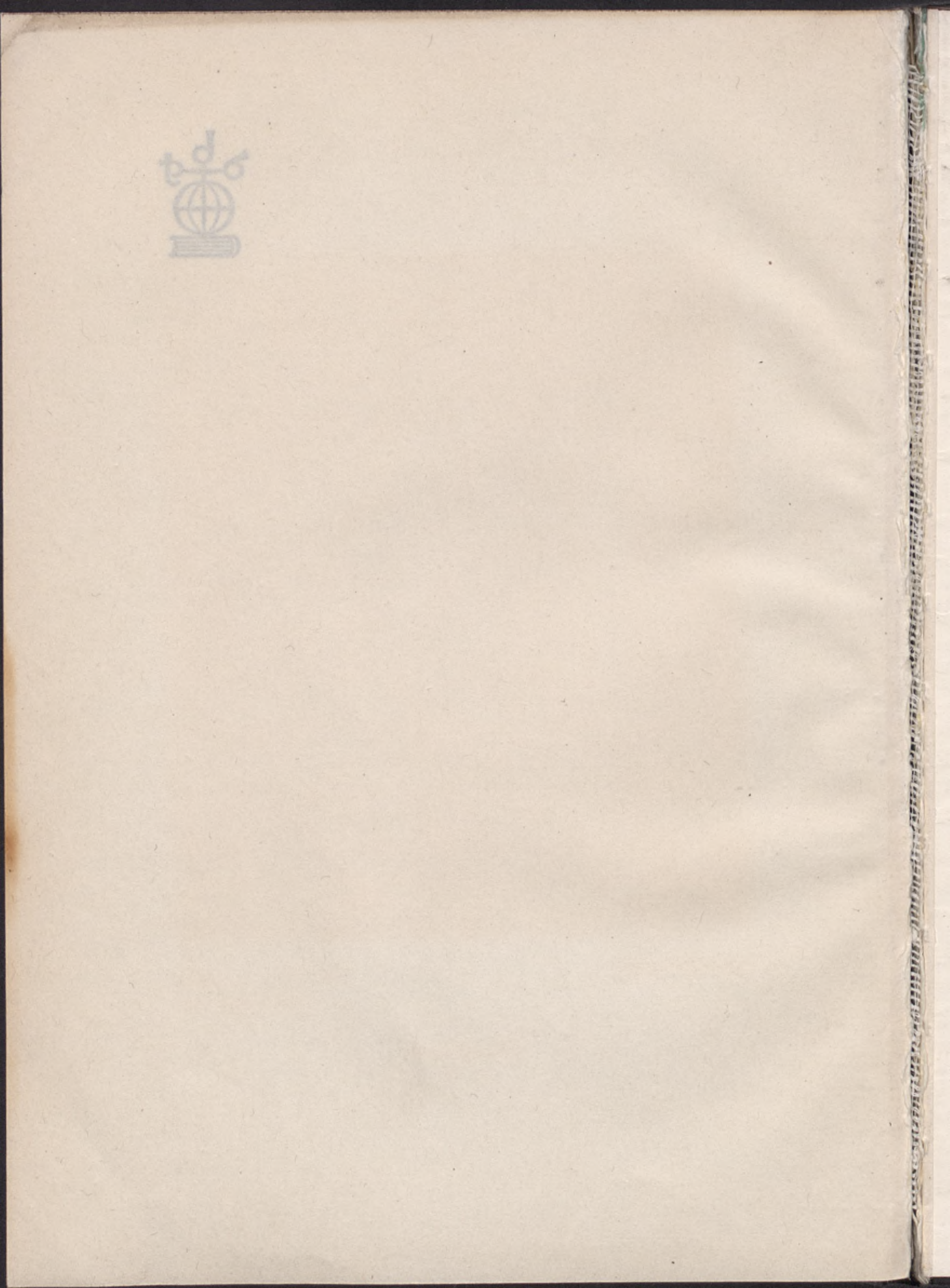

META
SCHEELE
Die Sendung des Rembrandt Harmenszoon van Rijn
Rembrandt













Selbstbildnis (um 1666) *Wien, Staatsgalerie*
50 × 41 cm, Holz

Rembrandt

META SCHEELE

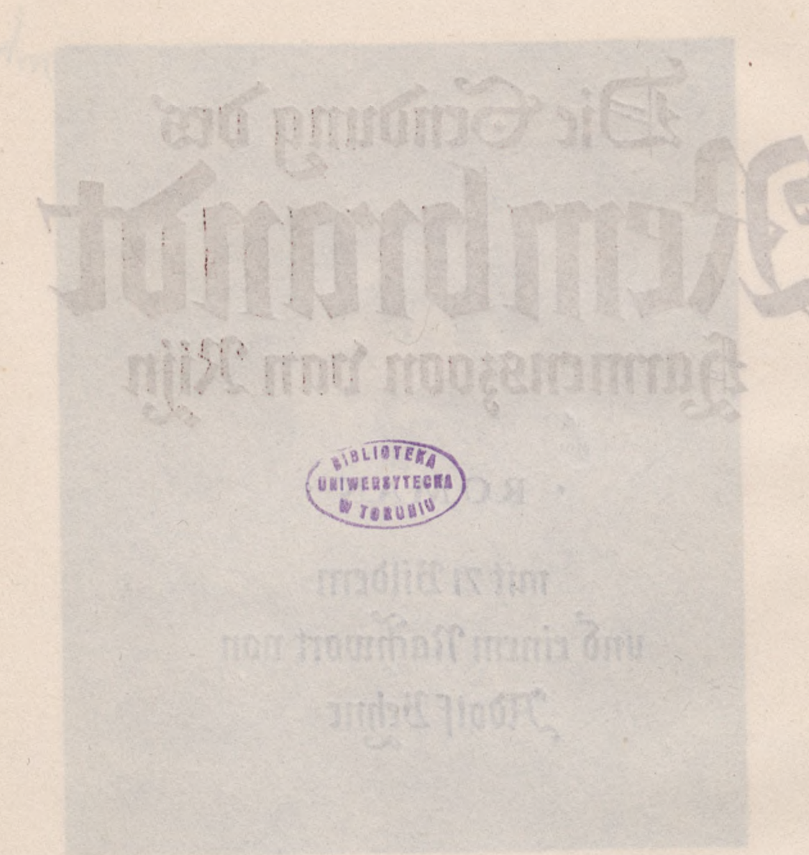
Die Sendung des Rembrandt Harmenszoon van Rijn

· ROMAN ·

mit 71 Bildern
und einem Nachwort von
Adolf Behne

Deutsche Buch-Gemeinschaft · GmbH · Berlin

Einbandentwurf von Professor Ernst Böhm



Printed in Germany.

Druck von A. Seydel & Cie., Aktiengesellschaft, Berlin SW 61.

Sendung des Menschen

Der Erde Wille ist das Leben.
Der Sterne Wille ist der Tod.
Und zwischen beider Wille, eben,
Spannt sich des Menschen Daseinsnot.

Die Erde gibt
Und nimmt das Leben.
Sie treibt es hoch
Und saugt es ein.
Die Sonne brennt,
Die Monde trösten.
Gestirne ziehen
Die Seele heraus.

Dies endlich ist der letzte Kampf.
Der Gott steht über ihm so fern.
Einst trachtet' er ihn abzuziehn wie Dampf.
Jetzt treibt er sich in Blasen auf zum Herrn.

Das Leben liebt
Den Tod am meisten.
Der Tod umgrenzt
Und formt es ganz.
So treibt es hastig
In Stößen weiter.
Wer sah den Zipfel
Von Gottes Kleid?

Zu seinem Glück nicht wurde er geboren.
Zu seinem Lob nicht wurde er gemacht.
Zu seinem eignen Heile nicht erkoren.
Zur Niedrigkeit ist er von Gott erdacht.

So steht ob seinem
Sündengange
Des Herren Ruhm,
Ein großer Glanz.
Und Schemel der Füße
Und Stufe des Sitzes
Und Teppich des Thrones
Und Schatten ist er.

Anfang

Aus einem niedern Grund erboren,
Treibt es mich mächtig in das Licht hinaus.
Alsbald statt Mutterlieb' und Vaterhaus
Hab' ich die weiten Welten mir erkoren.

Ich bin dem Vogel gleich hinausgeflogen.
Die Enge ließ ich stürmisch hinter mir.
Ich drängte gierig wie ein junges Tier
Vom Glanz des Ruhmes mächtig angesogen.

Muß nicht der Anstieg schwer sein und das Ziel
In Wolken liegen ob dem Land?
Wenn aber einstens ich's erkannt,
Bin ich ein Mann und gelte viel.

Im Jahre des Herrn sechzehnhundert erbte der Malzmüller Harmen Gerritzoon van Rijn, der zu Leyden am Wedderstegje nahe der Witteport ein kleines Häuschen und eine Mühle dem Häuschen gegenüber bewohnte und bewirtschaftete, nach Teilung mit seinen Geschwistern von seiner Mutter ein Grundstück und ein Häuschen neben dem seinen und einen Garten vor der Stadt. Damit wurde aus dem bis dahin ärmlichen Manne ein Bürger mittleren Wohlstandes.

Gemächlich eines warmen Frühlingstages vom Notar, der ihm das Erbe verschrieben hatte, seiner Wohnung zugehend, überdachte der Mann, welche Vorteile ihm aus dieser Vermehrung seines Besitzes erwachsen könnten. Es war neben der gehörigen Dankbarkeit gegen Gott in seinem Herzen auch ein leiser Ingrimm in ihm, da dieser Vermögenszuwachs ihn und seine Frau Cornelia eigentlich in ziemlich späten Jahren traf.

Der Müller Harmen war nicht ohne Ehrgeiz, und zumal seinen Kindern hätte er es gegönnt, daß sie aus den gedrückten Verhältnissen der Familie hinausreichen könnten in bessere Umstände. Mißmutig dachte er, daß das jetzt so schnell wie nötig gar nicht einzurichten war. Selbst wenn er noch härter arbeitete als bisher, so überlegte er sich, würde es kaum möglich sein, daß er schon jetzt einen der Söhne auf die Lateinschule schicken könnte.

Während er sich dies klarmachte, ging eine Wolke von Unlust und Bitterkeit über sein schmales, verkniffenes Gesicht. Die Kirche lehrte zwar, daß alles vorherbestimmt sei und der Mensch darum in seinem Lebensgeschick den Sinn suchen müsse, wie Gott es ihm verhängt

habe. Aber manchmal, so schien es dem Müller, fiel das schwer. Und so kam es, daß er beinahe ein Zorniger zu seinem Weibe heimkehrte, die Papiere mit der Erbverschreibung in der Tasche.

Er schritt die Stufen zu seiner Haustür hinauf und öffnete. Eine Katze schnurrte ihm entgegen, und seine Frau rief ihm einen fröhlichen Gruß zu.

Harmen trat an das Fenster, wo sie auf einem breiten Stuhl saß und nach ihm Ausschau gehalten haben mochte. Sein Angesicht hellte sich auf; er zog einen Schemel heran und ließ sich nieder.

Frau Cornelia war, wie ihr Mann, nicht aus vornehmem Geschlecht. Ihr Vater, der Bäcker Willem Zuytbrouck, hatte aber seinen Standesgenossen eins vorausgehabt: er war des Lesens und Schreibens mächtig wie nur einer. Wo immer ein Brief aufzusetzen, ein Papier zu studieren war, Willem, der Bäcker mußte dazu gerufen werden und hatte neben wohlgefälligem Selbstgefühl auch noch die Achtung und den Dank seiner Nachbarn dafür. Von dieser Gewandtheit in den Künsten von Tinte und Feder und Druckerschwärze hatte Cornelia ein gut Teil geerbt und es noch auf ihre Art vermehrt. Sie war auch in ihren Jungmädchenjahren keine Schönheit gewesen. Aber ein offenes, manchmal leuchtendes Auge gab ihr Einfluß auf alle, die es mit ihr zu tun hatten. Sie war stets in ihrer einfachen Gewandung wie eine vornehme Frau gekleidet, hielt die Spitzenkrausen ihrer Ärmel sorgfältig in schimmernder Weiße und wandte mit ihren nicht arbeitsfremden, aber dennoch zarten Händen die großen Blätter der Bibel. Daß zu ihrem Fensterplatze nicht nur alle Mitglieder des Hauses, sondern auch die Nachbarn kamen, um sich Rat und Teilnahme zu holen, war sie gewohnt, und mit einer klingenden, eher leisen als lauten Stimme gab sie langsam und bereitwillig ihre Auskunft. So kam es, daß das Müllerhaus am Wedderstegje sich in der Stadt unter den Handwerkern einer gewissen Beliebtheit erfreute und mancher insgeheim den Müller Harmen um seinen stillen und umsichtig geleiteten Hausstand beneidete.

Harmen fühlte dies und hatte zuzeiten Sorge, daß man ihn neben seiner Frau vergessen könnte. Er war ein fleißiger Müller, der spar-

sam wirtschaftete und sich lieber ins Grab gelegt hätte, als daß er von jemandem Geld auf Borg nahm. Aber das war auch eigentlich alles. Seine Stimme war hastig und rauh. Der Mehlstaub hatte sie vollends verdorben. Seine Augen waren trübe. Mit Menschen konnte er nicht gut umgehen. Deswegen war Frau Cornelia natürlich die Allerbeste für ihn, und er war klug beraten gewesen, als er sie nahm. Aber ihre Überlegenheit bedrückte ihn oft, je weniger sie selber etwas davon zu ahnen schien.

Darin nun hatte natürlich die Gewöhnung der Ehe manche Beruhigung für den Hausherrn gebracht, und er war doch eigentlich mehr froh über diese Frau als besorgt um seine Hausgewalt.

So war auch heute, da ihn trotz des Erbes so trübe Gedanken gepeinigt hatten, eine Aussprache mit ihr eine wahre Erleichterung für ihn.

„Du hast es immer so mit dem Glauben gehalten, Cornelia, daß es dir zu jeder Zeit leicht gewesen ist, die Wege des Herrn im täglichen Leben zu erkennen. Was meinst du nun dazu, wenn ich über den Tod der Mutter und unseren Anteil an dem Erbe zu solchen Zweifeln komme?" Er erzählte ihr, was er auf dem Heimwege gedacht habe.

Cornelia hörte ruhig zu, den Blick auf die reinlichen Klinker der Straße gewandt. „Harmen", sagte sie dann und legte die Hände auf die seinen, „wenn nun die Kinder, die Gott uns bis jetzt schenkte, gar nicht tauglich wären zu einer Gelehrtenlaufbahn, wie du sie dir denkst? Wenn nun ein Kind geboren würde, später, daß alle Gaben hätte, die nötig sind, wenn einer für gutes Geld auf die Lateinschule und die Universität gehen will?" Sie sah den Mann mit herzlicher Liebe an, und in seine Augen trat ein warmer Schimmer.

„Ja, Cornelia, wenn das Gottes Wille ist, so will ich nur daran denken, daß ich das Geld zusammenbringe, das so ein Sohn nötig hat, wenn er seine Gaben richtig verwenden will." Er sah beinahe stolz aus, der gute Harmen, als sei der Knabe ihnen schon geboren und habe seine Begabung zur Gelehrtenlaufbahn erwiesen.

Aber Cornelia legte mahnend die Hand auf seine Lippen. „Langsam, Harmen. Wer weiß, was Gott über uns verhängt hat."

Aber diese Unterredung hatte doch bewirkt, daß der Müller Harmen einen neuen Aufschwung in seinem Leben fühlte. Die Hoffnung, einen Schritt weiter getan zu haben, der seinen Leibeserben aus der Handwerksbescheidenheit herausheben würde, machte ihm die Arbeit leicht und belebte seinen Körper. Die Achtung der Nachbarn stieg, nicht nur vor seinem Gelde, sondern auch vor seiner Person. Das fühlte er.

Mit Würde nahm er es entgegen, daß er einige Jahre darauf zum Bezirksvorsteher ernannt wurde. Die Freundschaft, deren ihn der Bürgermeister Jan Orler würdigte, wußte er wohl auszunutzen und sich warm zu halten. Sie konnte ihm in kommenden Tagen von Nutzen sein.

Tatsächlich schien aber auch die göttliche Vorherbestimmung mit seinem menschlichen Trachten und Begehren im Einklang zu sein. Ein Knabe wurde ihm geboren, kräftig und von gedrungenem Leibe, der schreiend seinen Anteil an dieser Welt behauptete. Er wurde Rembrandt genannt und wuchs heran wie andere Kinder, nicht ahnend, welche Erwartungen seine Eltern an ihn stellten.

Der Knabe Rembrandt war schon ein kräftiger Spielgefährte der Kinder vom Wedderstegje geworden, als die Leydener Bürger zu munkeln begannen, im Kriege mit den Spaniern stehe ein Waffenstillstand bevor.

Das Müllerehepaar am Wedderstegje führte ein zurückgezogenes, arbeitsreiches Leben, in dem die Teilnahme an den Angelegenheiten der Öffentlichkeit nur einen geringen Platz hatte. Aber das Gerücht von den bevorstehenden Ereignissen auf dem Statthalterschlosse im Haag, wohin der spanische Unterhändler geladen worden war, beschäftigte Harmen und Frau Cornelia doch aufs stärkste. Harmen hatte im Rate der Stadt das Für und Wider ausführlich erörtern hören und bezog daher seine Einsicht in den Stand der Dinge. Cornelia, die von den Mannesgeschäften von jeher nur wenig hielt, hatte andere Gedanken darüber. Ihr lag die Streiterei der Arminianer gegen die kalvinistische Lehre der Vorherbestimmung mehr am Herzen.

Es war seltsam, aber es war so: seit der Geburt des Knaben Rembrandt, die sie in jener Stunde dem Manne mehr trosteshalber vorausgesagt hatte, kamen ihre Gedanken über die Vorherbestimmung nicht zur Ruhe. Was wird, so dachte die Mutter, wenn das Kind noch ganz andere Wege gehen will, als wir sie ihm wünschen? Was wird, wenn er ein Landstreicher, ein Taugenichts wird? Solche Ängste und Sorgen brannten ihr auf der Seele, wenn sie den dunklen Haarschopf des eigentlich häßlichen Knaben sah. Er war jetzt noch ein schwaches Kind, das ihres Schutzes nicht entraten konnte. Wie aber, wenn eigene Kräfte in ihm wach würden und er sich von ihr wandte, trotzig und ihrer Liebe nicht achtend? Sollte es bestimmt sein, daß er ihr Kummer und Schmerz zufügte, ihr Herz zertrat? Solche Grübeleien lähmten ihre frohe Mütterlichkeit, nahmen ihr die Lust am Kinde und ließen ihre geduldige Zuversicht dahinschwinden. Nirgends fand sie Trost und Aufrichtung in solchen Anfechtungen. Ihrem Manne konnte sie sich nicht anvertrauen, da sie ahnte, er sei selber nicht solchen Seelenkämpfen gewachsen. In der Bibel fand sich nichts für ihre Seelenangst; auch zagte sie, sie möchte die heiligen Worte falsch auslegen in der Bedrängnis ihres Gemütes.

So verfolgte sie mit innerem Anteil die Auseinandersetzungen der Herren an der Universität. Was diese gelehrten Männer in ihren Häuptern hin und her wendeten, davon mußte doch auch für ihr bescheidenes Hirn etwas von Nutzen werden können. Fast schien es ihr, als könnte sie diesem Arminianischen Glauben Folge leisten. Ihre niedergeschlagene Mütterlichkeit richtete sich wieder auf; die Kraft des Herzens kehrte zurück.

Als sie nun gar vernahm, daß Oldenbarneveldt, der Staatsmann, Arminianer war, daß er deswegen eine Schwächung der Macht des Statthalters wünschte, schlug ihr Herz leidenschaftlich für den Waffenstillstand, der, wie sie in einfachem Sinne hoffte, alles bereinigen und der rechten Sache helfen werde. Es mußte doch möglich sein, daß man alle Menschen den Glauben lehrte, wie allein er wahrhaft für das Leben bereit machte.

Als ihr nun eines Tages das Herz zu voll wurde, löste sie auch das

Schweigen ihrem Manne gegenüber und suchte mit ihrer leisen Stimme ihm klarzumachen, welche innere Befreiung sie dem neuen Glauben verdanke.

Harem hörte erschrocken auf die Worte seiner Frau. „Was ist das?" Sein Gesicht färbte sich dunkel. Hatte er sie auf einem Unrecht ertappt, das ihre und seine Ehre schändete?

Cornelia legte die Hände zusammen, als stärke sie sich im Gebet. „Ich hoffe, du denkst nichts Falsches von mir", bat sie. „Ich habe das Schicksal unseres Sohnes Rembrandt bedacht. Ich weiß, welchen Hoffnungen du dich hingibst, wenn du an seine Zukunft denkst. Da fürchtete ich, es könnte vermessen sein, wenn wir so ohne weiteres auf die Vorherbestimmung bauten und unser Leben darauf einstellten."

Harmen schwieg. Seine Frau war wieder einmal zu klug für ihn. Was meinte sie damit, daß seine Pläne, dem Sohne eine Gelehrtenausbildung zu geben, vermessen sein könnten? Tat das nicht jeder Vater? Ließ nicht jeder alles darauf ankommen, daß aus den Kindern etwas würde? „Aber Cornelia", meinte er deshalb, „mit welchen Gedanken schlägst du dich herum? Wir lassen es doch weder an der Strenge noch am Ernst dem Kinde gegenüber fehlen. Was sollte denn Unrechtes darin liegen, daß wir ihm eine segensreiche Zukunft schaffen wollen?"

Die Frau seufzte tief auf. „Ich habe es nicht so gemeint. Du verstehst mich nicht richtig. Es hat aber wie ein schwerer Druck auf mir gelegen. Es könnte doch sein, daß dem Kinde ein ganz anderes Leben beschieden ist, als wir es planen? Welche Kämpfe beschwören wir da herauf, wenn der Knabe der Vorherbestimmung gemäß sich uns nicht fügen kann?"

Harmen schüttelte den Kopf. „Meinst du wirklich, man müßte das so auslegen?"

Cornelia wartete eine Weile, ehe sie antwortete. „Ob ich es richtig auslege, weiß ich nicht. Es gibt auch wenige Menschen, die uns das sagen könnten. Aber das eine fühle ich, mein Herz wird freier, und das Zutrauen zu Gott und zu dem Kinde wächst, wenn ich denke, es

soll auch unser guter Wille in die Waagschale fallen. Denke doch nur, wir können danach mit unserer Liebe dem Kinde nahe sein. Wir brauchen nicht nach eisernen Gesetzen von ihm und seinem Wachstum ausgeschlossen werden."

Sie atmete tief auf. Aber Harmen fühlte keine Freude bei ihren Worten. „Ich fürchte, du willst dich diesen Ketzern anschließen", argwöhnte er mit krauser Stirn.

Cornelia lachte herzlich. „Du sprichst, als sei ich nicht deine dir durch lange Jahre vertraute Frau, sondern eine fremde Seele, in der du dich nicht zurechtfinden kannst. Was ist denn so Schreckliches an der Tatsache, daß ich den Arminianern dankbar bin für meine innere Ruhe?"

„Du weißt, wie sie verfolgt werden? Du weißt, daß es in kirchlichen Kreisen als eine schwere Sünde geachtet wird, wenn man sich ihnen anschließt? Ich möchte nicht, daß die Ehre unseres Hauses und die Seelen unserer Kinder gefährdet werden durch dich."

Harmen sprach die Worte hart und unduldsam, so, als wolle er seine Hausherrnmacht an ihr erproben. Bleich und gekränkt erhob sich Cornelia von ihrem Sitze. In ihrem fraulich runden Gesicht stand deutlich die Enttäuschung zu lesen, die der Mann ihr in dieser Stunde bereitete, da er ihr die Enge seines Herzens zeigte.

„Ich hoffe", sagte sie stolz, „du wirst es nicht zu bereuen haben, daß dir die äußere Ehre deines Hauses über der inneren stand."

Damit ging sie aus dem Zimmer. Harmen sah ihr nach, vollkommen überwältigt und in dem Gefühle, den bevorstehenden Kämpfen nicht gewachsen zu sein.

Aber er hatte sich geirrt, wenn er glaubte, es würden dieser Unterredung weitere und heftigere folgen. Frau Cornelia war in ihrem Herzen so ruhig und sicher, daß sie die Kraft hatte, zu schweigen und ihre Gedanken nicht laut werden zu lassen. Sie hoffte, der Ernst der Zeit, die Anforderungen, die der heranwachsende Knabe an ihre gemeinsame Liebe und ihr Einverständnis stellen würde, könnten auch zwischen den Eltern neue Wege bahnen.

Doch eine Versöhnung ließ sich fürs erste nicht anbahnen. Harmen erwartete von der Frau, daß sie ihm entgegenkäme. Eine andere Möglichkeit gab es für seinen Eigensinn nicht.

Aber er wartete umsonst, und es vergingen einige Jahre im Müllerhause, ohne daß auch nur ein Wort zwischen den Eheleuten gewechselt wurde, was Bezug auf ihre innere Entfremdung hatte.

Der Knabe Rembrandt wuchs unter solchen Umständen zu einem scheuen, verschlossenen Wesen heran. Sein Angesicht war noch immer das häßlichste in der Reihe seiner Geschwister, und Frau Cornelia hatte Mühe, ihm die wirren Haare zu ordnen und ihn zu ermahnen, ein freundliches Gesicht unter einer geglätteten Stirn zu zeigen. Der Knabe achtete dessen nicht viel. Seine Gedanken erriet man nicht leicht; aber jeder hatte bald begriffen, daß er gutmütig und freigebig war.

Schon früh begann er, das Verhältnis zu den Eltern in seiner Doppelseitigkeit zu empfinden.

Da war der Vater, der, mißgestimmt durch die Entfremdung von der Frau, an ihm mit den Jahren immer weniger Freude hatte. Zugleich bedrückte eine langsam in ihm anwachsende Krankheit sein Leben, machte ihm die Arbeit schwer und dämpfte die hochgespannten Pläne, die er anfangs mit Rembrandt gehabt hatte. Verdrossen und nörglerisch beobachtete er das Kind, das schnellfühlend begriff, hier sei Schweigsamkeit und Zurückhaltung geboten. Ja, der kleine Rembrandt, der so gerne den Erwachsenen nachlief, wich vor dem Vater aus, der selten lachte und gewöhnlich nur Ermahnungen und Verweise erteilte.

Wie anders war das alles bei der Mutter. Sie war frisch geblieben im Getriebe des Haushaltes, dem sie vorstand. Ihr wurde die Arbeit nicht zu schwer, der Tag nicht zu lang. Sie hatte immer ein Wort und einen Blick, der den Knaben in ihre Nähe lockte, ihn an sie fesselte und ihrem Willen unterordnete. Sicher hatte sie auch Sorgen und Mißhelligkeiten. Der Knabe hörte aus ihrem Munde auch davon des öfteren. Aber wie verklärt war alles bei ihr durch ihre Kraft, wie umspielt von tausend Lichtern der Freude und Zufriedenheit. Wenn sie

ihn in den Garten führte, der vor der Stadt lag, wo Blumen unter ihrer Pflege gediehen, wo sie die Wege auf und ab schritt, ihm die Falter weisend und die Schnecken mit Namen nennend, dann hüpfte sein Kinderherz vor Wonne, und seine Augen weiteten sich im süßen Schauer der Geborgenheit.

Wenn sie nun gar mit ihm am Fenster im Vorhaus saß, das breite Bibelbuch auf den Knien, wenn sie daraus las mit einer Stimme, die so ganz anders war als die alltäglich werkarbeitliche Stimme, dann war es wie ein Zug vieler Gestalten vor seinem Auge. Er fragte die Mutter nach ihren Namen und ihren Gewändern, und sein häßliches Gesicht verschönte sich im Zauber dieser Träume.

Es war nur allzu natürlich, daß ein Abglanz solcher Kindesliebe ins Herz der Mutter fiel, daß sie der Gedanke an den Knaben erbeben machte in Stolz und Hoffnung. Ganz recht war es ihr in solchen Augenblicken, daß der Vater dem Sohne fremd blieb, ganz recht war es ihr, daß er sie nicht allzuoft mit seiner Gegenwart behelligte. Fühlte sie doch, daß das Herz dieses Kindes ihr mehr geöffnet war als je eines der anderen Söhne in ihren Kinderjahren. Dieses späte Mutterglück wurde ihr größtes. Sie achtete sich einer Königin gleich, die weiß, daß die Frucht ihres Leibes einem großen Geschick entgegenwächst.

In solchem Stolze wurde sie noch bestärkt durch ein Geschehnis, das zeigte, in welcher Gedankenwelt das Kind lebte.

Sie saß mit ihm, wie öfter geschah, am Fenster und las ihm aus der Bibel vor. Sie waren bei der Erscheinung des Engels angelangt, der sich erbietet, den Knaben Tobias in die Stadt Rages in Medien zu Gabbael zu geleiten. Und da der alte Tobias an den Engel die Frage nach dessen Geschlecht und Stamm richtet, weist der Engel diese Frage ab: „Wie darfst du wissen, woher ich bin?"

Hier legte Cornelia das Buch auf die Knie und sah auf das Kind, das zu ihren Füßen saß, die versunkenen Augen auf den Boden geheftet. Unter ihrem Blicke richtete er sich auf.

„Mutter, was meinte der Engel, als er sagte, was darfst du wissen,



woher ich bin? Warum durfte ihn der alte Mann nicht danach fragen?"

Die Mutter lächelte: „Kind, das ist eine schwere Frage. Ich weiß nicht, ob du die Antwort darauf schon verstehst."

Aber Rembrandt bat wieder: „Erklärt es mir doch. Ich werde suchen, Euch zu verstehen."

„Mein Kind, die Engel sind vom Herrn gesandt. Sie sind so herrlich und dem lieben Gott so ähnlich, daß der Mensch vor ihnen schweigen muß. Er darf sich nicht unterfangen, ihnen Fragen zu stellen, die er seinem Nächsten stellt. Wenn der Bürgermeister kommt oder der Prediger, dann bist du auch still und fragst nicht nach diesem und jenem. Und wenn nun gar ein Engel käme, wieviel mehr müßtest du da schweigen."

„Ja", sagte der Knabe nachdenklich. Sein Kopf hing vornüber, als sei er zu schwer für den Kinderhals. „Aber Mutter, wie kann man wissen, wer ein Engel ist? Sind jetzt noch Engel auf der Erde?"

„Sicher, mein Kind. Sie erscheinen nur nicht in menschlicher Gestalt, sondern bleiben unsichtbar."

„Wie kann man dann wissen, wer ein Engel ist? Ist Vater ein Engel?"

„Nein, mein Kind, Vater ist kein Engel."

„Warum nicht? Kann man das wissen?"

„Vater ist ein Mensch. Er muß für sein täglich Brot arbeiten. Er muß dich und deine Brüder ernähren. Ein Engel braucht diese irdischen Dinge nicht zu tun."

„Bin ich ein Engel, Mutter?"

„Um Gottes willen, Kind, verbrenn dir den Mund nicht. Wie kannst du solche Fragen stellen? Der Herrgott könnte zornig auf dich werden. Dann läßt er dir die Zunge aus dem Halse fallen."

Der Knabe sah die Mutter von unten her an. Er blinzelte ein wenig mit den scharfen Augen. Dann sagte er langsam: „Ich glaube, Ihr wißt es nicht, wer ein Engel ist. Tobias hat doch auch nicht gemerkt, daß ein Engel bei ihm war."

Sehr zur Erleichterung für die bedrängte Cornelia klopfte es in diesem Augenblick gegen die Tür. Sie erhob sich vom behäbigen Sitz und öffnete, den Knaben an der Hand haltend.

Draußen stand, frierend zusammengekrümmt, ein alter Mann, ein Knabe neben ihm, nicht älter als der kleine Malzmüllersohn.

Schaudernd an der Rockfalte der Mutter hängend, begriff Rembrandt, daß da draußen einer seines Alters fror. Während die Kinder sich betrachteten nach Kinderart, verhandelten die beiden Alten über ihre Köpfe weg.

„Nun, kommt nur herein", sagte Cornelia, mit ihrer leisen, guten Stimme aufmunternd. „Eine warme Suppe wird euch beiden wohltun."

Vater und Sohn stampften mit lumpenumwickelten Beinen die Stufen hinauf und gingen hinter der Magd drein durch den schmalen, dunkeln Gang, der zur Küche führte. Voll Staunen sah Rembrandt ihnen nach.

„Essen sie unsere Suppe von heute mittag?" fragte er.

Die Mutter nickte nur. Sie schloß die Tür, sich mit dem Schenkel gegen das schwere Holz stemmend, hinter dem der Wind saß. Jetzt war es dämmerig im Raum. Dunkel war der Gang zur Küche. Diese Lichtveränderung verwandelte die ganze Welt. Mit leisem Schritt folgte Rembrandt der Mutter in die Küche.

Da saßen die beiden fremden Gäste auf der blankgescheuerten Bank, eng aneinandergeschmiegt, und warfen hungrige Blicke auf den Topf, der auf dem Feuer stand und, langsamer Erwärmung voll, Düfte aussandte. Korb und Bündel lagen in einer Ecke am Boden; sie stachen schmutzig von der Reinlichkeit umher ab.

Die Mutter wechselte einige Worte freundlichen Zuspruchs mit den beiden Bettlern. Ja, es war schwer zur Winterszeit. Und es war viel Sorge im Lande. Die Armen mußten immer darben, mochte es auch bei den Reichen bergauf gehen.

Solche Reden kannte der Knabe Rembrandt schon. Aber diese beiden hier, die ins Haus gekommen waren, warum mußten sie in

Lumpen gehen? Warum hatten sie kein warmes Zimmer und keine warmen Speisen, nicht einmal eine warme Decke?

Vorsichtig tippte er dem Betteljungen auf die Schulter. „Du, wie kommt es, daß ihr nichts gegessen habt?"

Der angeredete Knabe machte ein blödes Gesicht. Was sollte er darauf antworten?

„Habt ihr nicht bessere Kleider?" fragte Rebmrandt nun gar.

Da aber horchte der alte Bettler auf, sah den Frager ernst an: „Das ist nichts für dich, mein Kind."

„Nein, das darfst du nicht fragen. Solche Fragen sind sündhaft", fügte Cornelia hinzu und strich ihm über den Kopf.

Dem Knaben verwirrte sich alles, die vorhin gehörte Geschichte, das Verbot der Frage. Er steckte den Finger in den Mund und betrachtete die beiden Geheimnisvollen, die gierig ihre Suppe löffelten, mit großer Andacht. Und plötzlich ergriff er der Mutter Hände und fragte feierlich: „Sagt, Mutter, sind das Engel?"

Das Kind hatte diese Begebenheit bald vergessen. Noch erlebte es jeden Tag Neues und Unerhörtes in erwachender Selbständigkeit. Aber die Mutter dachte dieses Augenblicks immer mit Rührung und Erschütterung. Hier und da, mit dem Vater, mit den andern Kindern, mit Verwandten oder Nachbarn, sprach sie davon und gab so dem Sohn in ihren eigenen Augen und denen anderer den Ruf früher Innerlichkeit und Frömmigkeit. Ja, manchmal sah sie sogar in ihm etwas Besonderes, wenn sie sein rundes Gesicht, das noch ohne jedes Lebensmerkmal war, betrachtete.

Mit Eifer betrieb sie deshalb auch den Plan, ihn die Lateinschule besuchen zu lassen; dies um so mehr, als sie fühlte, daß ihr Mann sich dem widersetzen würde.

Hatte der Müller Harmen zu Anfang wohl selber mit Stolz daran gedacht, wie dies Kind seine Familie einmal zu Ehren und einem vornehmen Namen bringen würde, so waren ihm mit den Jahren solche Hoffnungen völlig zerflogen. Schwächlich, hier und da uneins mit den älteren Söhnen, deren heranwachsende Selbständigkeit ihm zu schaffen machte, wollte er an den Jüngsten nun doch nicht besonders

viel Geld und Zeit verwenden. Nicht zuletzt war auch die Gedrücktheit des ärmlichen Standes, in dem er geboren war, wieder in ihm wach geworden. War es nicht doch sträflicher Hochmut, daß er seinen Sohn in diese für Leute seiner Art wenig üblichen Bahnen gehen lassen wollte? Die Frau, nun ja, die war eben sinnlos in ihrer Liebe zu dem Kinde. Sie war blind gegen alles andere. Aber er war der Mann und durfte sich nicht verleiten lassen. Die ketzerischen Neigungen seiner Frau, wie er sie im stillen bei sich noch immer nannte, hatten ihm dazu besonders zu schaffen gemacht. Sollte nicht der Teufel selbst in Cornelia herrschen und ihr den Kopf verdrehen? Was konnte da ihm, dem nüchternen, strenggläubigen Manne anderes obliegen, als allen eitlen Wünschen und leichtfertigen Gedanken einen Riegel vorzuschieben?

Manches Gespräch wurde zwischen den Eheleuten in dieser Sache geführt; die älteren Söhne, die Nachbarn, die Verwandten, alle mußten befragt werden; alle mußten ihre Meinung abgeben. Aber Harmen setzte seinen Willen nicht durch. Frau Cornelia blieb standhaft.

„Schließlich", so meinte sie, „was ist denn eigentlich so Außerordentliches daran, daß Rembrandt die Lateinschule besucht? Es tun das so viele Knaben, denen unser Kind sicher gewachsen ist. Warum sollen wir nicht wenigstens einen Versuch machen? Im freien Holland ist das doch nichts so Absonderliches."

Sie mußte solche Ausführungen noch mehrere Male halten, sie mußte alle möglichen Zeugen herbeiführen, bis sie erreichte, das Harmen seine Einwilligung gab. „Zur Probe", wie er sagte, sollte Rembrandt es mit der Lateinschule versuchen.

Die Lateinschule zu Leyden war erst vor einigen Jahren erbaut worden. Über ihrem Portal stand zu lesen, daß man hier der Gottesfurcht, den Sprachen und den freien Künsten diene. Ein schönes Portal für den Seitenbau, in dem der Rektor und die Alumnaten wohnten, bauten sie gerade in dem Jahre, als Rembrandt zum ersten Male

hier eintrat. Seine Mutter mußte mit ihm über Steinhaufen und Balken steigen, ehe sie an das Gebäude herantreten konnten.

Rembrandt ging, in seiner Kapuze und dem tuchenen Umhang sehr vermummt, ängstlich an Cornelias Hand. Seine Augen waren dunkel vor Erregung. Das Haus sah unfreundlich genug und sehr vornehm aus. Ihm mochte bei diesem Anblick eine Ahnung aufgehen, daß für einen Müllerjungen der Besuch einer Lateinschule eine ziemlich gewagte Sache sei.

Cornelia, selber nicht ohne Erregung in diesem für ihr Mutterherz so wichtigen Augenblick, hatte des Kindes wenig acht. Sie zog ihn mit sich die Stufen hinauf in den Flur. „Geh hinein zu den anderen Knaben", sagte sie. „Ich hole dich zur Zeit hier wieder ab."

Und mochte sich das Kind nun doch an die Mutter klammern, mochten die Tränen nun doch über die Wangen laufen, es half nichts. Ein langer Arm griff nach ihm, und es war wie ein Traum, daß er plötzlich unter lauter gleichaltrigen, wohlgekleideten Knaben saß. Ein Magister erzählte ihnen, zu welchem Zweck sie in dieser Klasse sitzen sollten und begann ihnen einen Passus aus der lateinischen Grammatik zu erklären.

So begierig nun die Müllersleute waren, das Ergebnis von Rembrandts Schulbesuch zu erfahren, so gab sich doch die Mutter Mühe, dem Kinde ungeduldige Frager vom Leibe zu halten, damit es Zeit gewinne, sich einzugewöhnen. Aber Tage und Wochen vergingen, ohne daß ihm irgendeine besonders weisheitsgetränkte Antwort zu entlocken gewesen wäre. Zwar ging er den Weg ohne Begleitung und ohne Zeichen von Befangenheit. Aber sonst sprach er nicht über die Schule.

Und schließlich hatte er ja auch noch nicht viel gelernt. Das Latein als Umgangssprache war zwar das Ziel der Schule; aber es ließ sich damit langsam genug an. Rembrandt lernte die Grammatik auswendig, er las eifrig in der Anleitung des Erasmus von Rotterdam, merkte sich die Ausdrücke fürs tägliche Leben, wie sie erforderlich waren, und begriff über alledem langsam und allmählich, was er eigentlich in der Lateinschule sollte. Erst in den höheren Klassen wur-

den die Schüler zu lateinischen Disputationen angehalten, und von da an erfreute Rembrandt im Gespräch die Eltern durch ein, wenn auch widerwillig, hier und da eingestreutes lateinisches oder griechisches Proverbum.

Dennoch schien er keine besondere Neigung zur Gelehrtentätigkeit zu haben. Der manchmal von der besorgten Mutter heimgesuchte Magister zuckte die Achseln und erklärte unter häufiger Verwendung gelehrter Ausdrücke, daß ihr Sohn ein verschlossener Kauz sei, der sich sehr schwer zu gelehrtem Umgange abrichten lasse.

Dem Sohne gegenüber wurden natürlich die Ermahnungen und Hinweise auf den Zorn des Vaters nicht gespart. Ja Cornelia gedachte sogar mit Tränen in den Augen der hämischen Bemerkungen mancher Nachbarinnen, die ihr einen mißratenen Sohn gönnen mochten.

Aber das besserte nicht viel. Zwar gelang es, das alles dem Vater und der übrigen Verwandtschaft ziemlich geheimzuhalten. Doch die Mutter sah den Tag kommen, wo ihr ganzes Gebäude zusammenbrach und sie zugeben mußte, daß auch aus Rembrandt nichts anderes als ein Handwerker werden könnte.

Aber statt der lateinischen Saat war in der Folge ganz im geheimen eine andere in dem verschlossenen Knaben aufgegangen, wohl vor allen Blicken verborgen, aber darum von um so schnellerem und sicherem Wachstum.

Der Vater, den des öfteren Geschäfte zum Stadthause führten, nahm ihn eines Tages mit sich, willens, ihm die schönen Räume des stolzen Baus zu zeigen. Aber auf der breiten Stiege hielt ihn ein Freund zu längerem Schwatze auf, dem er gutwillig zuhörte, den hin und her tretenden, unruhigen Knaben an der Hand.

Schließlich erlahmte ihm der Arm. „Lauf hinauf", sagte er, „und sieh dich derweilen um. Ich komme dir gleich nach."

Rembrandt entsprang dem väterlichen Arm, lief die Treppen hinauf und drückte sich scheu den Gang entlang, an dem die Türen lagen. Er hätte niemals gewagt, eine dieser schweren, dunklen Türen zu

öffnen. Aber eine von ihnen stand nur angelehnt, und so schlüpfte er hindurch.

Gebannt blieb er stehen.

Dem Eintretenden gegenüber hing an der großen Wand ein Bild mit zwei Seitenflügeln. In wogenden Farben, mit gewaltigen Leibern und Bewegungen war hier das Jüngste Gericht dargestellt.

Nun war Rembrandt trotz der mütterlichen Erzählungen aus der Bibel noch keineswegs so mit ihr vertraut, daß er dieses Bild gleich verstanden hätte. Ebensowenig wußte er, was die zu beiden Seiten sitzenden Apostel darstellten.

Aber dennoch, der Knabe aus dem engen Müllerhause, der mittelmäßige Lateinschüler wurde überwältigt und angegriffen bis in die feinsten Fasern seines Wesens, als er zum ersten Male ein Bild sah. Mit offenem Munde, die schlechten Zähne entblößt von den schmalen Lippen, so stand er da und gab sich den Schauern hin, die seinen Kinderleib bei diesem Anblick durchliefen.

Er wagte kaum zu atmen, trat keinen Schritt näher, blieb stehen, wo das erste Erkennen ihn mit gewaltigem Schrecken festgehalten hatte. Seine von großen Erschütterungen bis dahin noch nicht heimgesuchte Seele erbebte im Glück und im Schmerz des Wachsens. So etwas gab es. Das war gemalt worden. In der Lateinschule und auch sonst schon hatte er Bilder gesehen. Er hatte auch wohl schon einen Maler bei der Arbeit gesehen und konnte sich denken, wie ein solches Bild zustande kam. Aber dieses hier wuchs über alle Begriffe hinaus und überwältigte ihn völlig.

Vorsichtig setzte er sich auf eine Bank, barg die Augen in den schmutzigen Kinderhänden und schluchzte haltlos.

So fand ihn der Vater, der unruhig die Treppen heraufgeeilt war und zu allerletzt darauf kam, ihn vor dem Bilde des Lucas van Leyden zu suchen. Aber noch viel weniger hatte er angenommen, daß das Kind je solcher Erschütterungen fähig sei. War ihm selber doch in seinem ganzen Leben so etwas nicht geschehen.

Er rüttelte seinen Sohn unsanft an der Schulter. „Was ist in dich gefahren? Komm heim."

Widerwillig stand der Knabe auf. In der fürchterlichen Ernüchterung dieses Augenblicks lag ein Schmerz, der für ihn ebenso unbekannt und gewaltig war wie die voraufgegangene Freude. Ängstlich sah er zum Vater auf. War etwas Unrechtes dabei gewesen?

Aber der Vater stapfte voraus, ohne weiter auf ihn zu achten. Ein ärgerlicher Bescheid, der ihm im Stadthaus zuteil geworden war, hatte ihn ungeduldig gemacht.

„Nun, eil dich", rief er an der Tür, zurücksehend.

Langsam folgte das Kind, betäubt von all dem Erlebten. Wie seltsam war es, daß der Knabe nicht vermocht hätte, dem Vater etwas von dem Vorangegangenen zu sagen, und wieviel seltsamer noch, daß er ein Gefühl hatte, als sei ihm etwas geschehen, was dem Vater niemals begegnen würde. Er senkte seinen Kopf tief auf die Brust, als er die Stufen hinabging und neben dem Vater auf die Straße trat.

Der nüchterne, regelmäßige Gang im kleinen Haushalt am Wedderstegje gab auch später keine Zeit dazu, daß der Knabe von seinem Erlebnis im Stadthause gesprochen hätte. Er war ein Kind, das zwar der Mutter sehr nahestand, aber doch immerhin keine große Beachtung fand. Und gar Gedanken, die über das tägliche Bibellesen hinausgingen und an die Geheimnisse der Seele rührten, wären von allen verlacht worden. Sicher auch von Cornelia.

Deshalb wußte Rembrandt sehr wohl, daß er sein Glück und seine innere Bewegung zu verbergen habe, vor dem Vater wie gleicherweise vor der Mutter. Er begriff, daß er mit seinen Träumereien ihnen allen unverständlich vorkommen würde.

Aber je mehr er dies alles in sich verschloß, um so gewaltiger arbeitete es in ihm. Bei Tag und Nacht sah er die Gestalten des Bildes, seine Farben vor sich, schuf sie mit lodernder Phantasie wieder nach und genoß sie aufs vielfältigste mit immer neuen Schauern des Entzückens.

Eines Tages ertappte er sich dabei, wie sein Griffel statt der lateinischen Worte die Gestalten jenes Bildes zeichnete. Er erschrak heftig und brachte das Papier schnell beiseite.

Aber er konnte es nicht unterlassen, die Stricheleien hier und da zu betrachten, zu verbessern und auszuarbeiten. Eines Tages veränderte er sie sogar nach seiner eigenen Erfindung, fügte neue Gestalten hinzu, brachte andere Bewegungen. An diesem Abend konnte er lange nicht den gewohnten Kinderschlaf finden. Es war heiß unter dem Dach; die Stimmen der Eltern drangen aus dem Nebenraum zu ihm. Er fühlte sich über alles Maß verlassen und gequält.

Bei alledem vermied er aber die Nähe des Stadthauses aufs strengste, damit er nicht der Versuchung, das Bild noch einmal anzusehen, unterläge. Wie leicht konnte es geschehen, daß man ihn dann dort entdeckte. Wie ein Verbrecher fühlte er sich bei solchen Vorstellungen, geriet in Schweiß und konnte kaum atmen vor Herzklopfen.

Aber allmählich wurde ihm die Last der Einsamkeit vertraut. Sie bedrückte ihn nicht mehr. Er wuchs an die Gewalt dieses Erlebnisses heran. So wagte er es auch bald, aufrechten Knabenhauptes das Stadthaus zu betreten und zu dem Saale mit dem Bilde hinaufzugehen. Mit Entzücken fühlte er, als er das Gemälde sah, daß wieder ein gleicher Strom der Anfeuerung zu ihm herniederkam, daß alles so herrlich und überirdisch war wie beim ersten Male. Zugleich aber lag in der ganzen Erscheinung ein großer Trost für ihn, für die Unruhe, die ihn alle Tage gequält hatte. So, als sei das Bild ihm teurer als Vater und Mutter, als sei es der Herrgott selbst.

Von nun an ging er fast täglich zum Stadthause, von niemand beachtet. Ein gutes Geschick schien über ihm zu walten und ihn zu bewahren vor einer gleich fürchterlichen Ernüchterung, wie die gewesen war, da ihn sein Vater hier überraschte.

Als er eines Tages wieder an dieser Stelle stand, in der Hand ein Blättlein, darauf er in der Erinnerung das Abbild festgehalten hatte, es nun zu vergleichen, erscholl ein leiser Schritt hinter ihm.

Erschrocken drehte er sich um, die Zeichnung hinter seinem Rücken verbergend. Ein alter Mann mit einem langen Bart, ein wenig einem der Apostel auf dem Bilde ähnlich, trat heran und betrachtete erstaunt lächelnd den Knaben.

„Was treibst du hier?" fragte er.

Der Knabe schwieg, innerlich mit sich im Kampfe, welche Lüge ihm am besten aus dieser Lage helfen könnte.

„Du willst es mir wohl nicht sagen", meinte der alte Mann freundlich. „Ich verlange es auch nicht von dir. Aber du stehst da vor einem großen Bilde, und ich möchte wohl wissen, was es dich angehen könnte."

Der Knabe preßte die Lippen zusammen. So gern er etwas von dem mitgeteilt hätte, was ihm das Bild teuer machte, so wenig getraute er sich, das Geheimnis seines jungen Lebens preiszugeben.

Der alte Mann setzte sich auf einen der gepolsterten Stühle, die umherstanden, und sah eine Weile zu dem Bilde auf. „Weißt du denn, wer das gemalt hat?" fragte er.

„Nein", gestand Rembrandt trotzig.

Da begann der alte Mann zu erzählen: „Es ist ein großer Künstler gewesen, der dieses Bild gemalt hat. Er war noch nicht so alt wie du, da hat er schon Bilder gemalt und Zeichnungen gezeichnet, wie keiner seiner Lehrer es vermocht hätte."

Rembrandt warf den Kopf hoch. Das hatte gezündet. Dieser Mann hatte, noch nicht so alt wie er selbst, schon Bilder gemalt, hatte schon Lehrer gehabt. Etwas Unbekanntes brannte in ihm auf, kroch den Hals hoch, würgte ihn. Und wortlos hielt er dem alten Mann seine Zeichnung hin, so, als wollte er sagen: sieh, das habe ich gemacht, so jung ich bin.

Der Fremde betrachtete das hingehaltene Blatt aufmerksam. „Hast du das gezeichnet?"

Rembrandt nickte.

„Ohne Lehrer?"

Das Kind nickte wieder.

Eine ganze Weile betrachtete der alte Mann die Zeichnung, verglich sie mit dem Bilde. Dann zog er den Knaben zu sich heran. „Soll ich dir noch mehr von dem Maler erzählen?"

Und dem Aufhorchenden schilderte er das Leben des Künstlers Lucas van Leyden, den seine Bilder groß und vornehm und reich gemacht hatten, der die Vaterstadt über alles geliebt hatte, der früh

sterben mußte, nach einer festlichen Reise durch die großen Städte, vielleicht durch Neidergift dem Leben entrissen.

Es war schon später Abend, als Rembrandt an der Hand des Fremden die Stufen des Stadthauses herabstieg. Sein Herz war voll von dem Neuen, das er gehört hatte, und seine erstickten Dankesworte verrieten die innere Erregung.

Das war ein bedeutsamer Tag gewesen in der Entwicklung des Knaben Rembrandt. Ein Tag, der ihn aufweckte aus dem dumpfen Gang seiner Kindheit. Wie ein Pfeil, der endlich vom schwingenden Bogen abgeschossen ist, so stürmte auch seine befreite Kraft vorwärts und dem zu, was für ihn einziges Ziel war.

Um die Mutter kümmerte er sich wenig in jenen Tagen. Er saß nicht mehr neben ihr, sich aus der Bibel vorlesen zu lassen. Wenn die lateinischen Bücher ihm Zeit ließen, stahl er sich in einen Winkel, wo er an seinen Zeichnungen arbeitete. Schon hatte er sich einige Stifte und Kreiden zu verschaffen gewußt. Damit suchte er die verschiedensten Wirkungen zu erzielen und hatte am meisten damit zu tun, Schatten und Lichter so herauszubringen, daß er selbst damit zufrieden war.

Zur Mutter trieb es ihn nur noch, wenn er Märchen und Fabeln hören wollte. Cornelia kannte Sagen von Trollen, Elben und Wassergeistern. Die erzählte sie nun dem Sohne, den danach verlangte, neben griechischen und lateinischen Sagen und Geschichten das zu hören, was zu dem Land und Wasser gehörte, mit dem er groß geworden war.

Cornelia selber fühlte sehr wohl, daß der Sohn vieles vor ihr verbarg. Auch argwöhnte sie, daß die Schule, so fleißig er sein mochte, ihm immer weniger Freude machte. Das bedrückte sie mehr, als sie eingestand. Dem Manne konnte sie nicht davon sprechen, dem Sohne gegenüber mochte sie nicht an Geheimnisse rühren, die er ihr nicht aus eigenem Antriebe enthüllte. So kam es, daß sie ein schweres Herz hinter einem lächelnden Gesicht verbergen mußte.

Unterdessen hatte Rembrandt die letzte Klasse der Lateinschule

durchlaufen, und man mußte sich entscheiden, ob er die Universität besuchen sollte.

Frau Cornelia hielt es trotz allem immer noch für den besten Weg, und da auch Harmen nichts Besseres wußte, bestimmten sie Rembrandt zum Studium der freien Künste.

Diese Eröffnung hörte Rembrandt mit gesenktem Kopfe an. In seinem Innern arbeitete es gewaltig, und wider seinen Willen kam es aus ihm heraus: „Könnte ich nicht, statt auf die Universität, zu einem Maler in die Lehre gehen?"

Jetzt war es heraus. Beinahe erleichtert atmete Cornelia auf. Sie brachte es fertig, zu lächeln, und wollte dem Knaben die Hand geben, in der Freude, daß er nun doch das Vertrauen gefunden hatte, sich den Eltern zu offenbaren.

Aber schon brauste Harmen auf. Voller Mißtrauen hatte er sofort den Verdacht, Mutter und Sohn hätten hinter seinem Rücken den Plan ausgeheckt. „Das ist unmöglich, ein für allemal sage ich, daß ich dazu niemals meine Erlaubnis gebe."

Rembrandt sah den Vater an, blaß bis unter die dunklen Haare. Frau Cornelia zog ihre Hand zurück und hatte plötzlich Tränen in den Augen. Aber ohne weiter auf die beiden zu achten, verließ der zornige Vater das Zimmer. Kein Wort mar mehr gefallen. Auch Rembrandt erhob sich. Mit langsam schlürfenden Schritten ging er hinaus. Allein blieb Cornelia zurück, sich auszuweinen.

Es kamen schwere Tage für das Müllerhaus am Wedderstegje. Harmen grollte und wechselte kein Wort mit Mutter und Sohn. Rembrandt ließ sich auf der Universität einschreiben, im geheimen fest entschlossen, auf eigene Faust Mittel und Wege zur Malerei zu finden. Am meisten von allen litt Cornelia, die nun auch des Sohnes Liebe zu verlieren fürchtete.

Immer mehr verhärtete sich sein Herz gegen die Eltern. Und in ihr wuchs die Angst, er möchte Schaden nehmen an Leib und Seele. Wie vor einem Fremden bangte ihr, wenn sie die wulstige Nase, die verkniffenen Lippen, die stechenden Augen sah. Nein, das war nicht

mehr der kleine Knabe, der ihr zu Füßen saß und auf ihre Geschichten horchte. Das war ein anderer, der, ihr entrückt, in ganz fernen Welten lebte. In der Kammer unter dem Dache fand sie Zeichnungen, ein Spieglein und farbige Kreiden. Aber da sie ihn fragte, zuckte er die Achseln, als kümmere es ihn nicht, was sie gefunden hatte. Ach, sie hatte ein sorgenschweres Herz, die einst so hurtige Cornelia, und die Arbeit in ihrem Hauswesen wurde ihr so schwer wie noch nie.

In dieser Zeit war es, daß sie ihre Zuflucht zu Gott auf eine neue Weise zu nehmen versuchte. Die Sekte der Kollegianten, die in einem allgemeinen Priestertum und persönlicher Bibelauslegung gegen die kalvinistische Kirche stand, hatte in dem kleinen Dörfchen Rijnsburg vor Leyden eine verborgene Sammelstätte. Heimlich besuchte Cornelia diese Zusammenkünfte, und in gemeinsamer Aussprache und Gebet gewann sie ihre heitere Zuversicht wieder.

So entschloß sie sich, es noch einmal zu unternehmen und mit Harmen über Rembrandt zu sprechen. Vielleicht daß ihre eigene Klarheit und Kraft auch dem Manne zu einer Entscheidung helfen konnten.

Zwar mußte sie noch immer den Kopf schütteln bei dem Gedanken, daß ihr Sohn, der einfache Müllerjunge, Maler werden sollte. Es waren doch wohl zumeist sehr vornehme Jünglinge, die man in abenteuerlichen Gewändern durch die Straßen gehen sah, die untereinander sich zumeist statt des vertrauten Holländisch der italienischen Sprache bedienten, die sehr oft nur für kurze Zeit hier im Norden blieben, vom sonnigen Italien hinweggelockt. Ach, man hörte wohl auch, daß sie ein liederliches, verbotenes Leben führten, daß sie verdarben in Zuchtlosigkeit und Verschwendungssucht.

Harmen saß allein im Vorhaus und blickte auf die Straße hinaus. Lange war es her, daß sie miteinander Worte gewechselt hatten, die über das Alltägliche hinausgingen. Lange war es her. Cornelia fühlte in diesem Augenblick ein tiefes Mitleid mit dem Manne, der einsam und in sich gekehrt am Fenster saß.

„Harmen", sagte sie weich.

Er hob den Blick zu ihr auf. „Du, Cornelia?" Seine Stimme klang freundlich, so, als habe auch er an sie gedacht.

„Harmen, es ist lange her, daß wir zusammensaßen", begann sie, sich neben ihm niederlassend.

„Ja, Cornelia, das ist lange her."

„Harmen, ich will dir nicht lästig fallen mit meinen Worten. Aber ich hatte heute so schwere Gedanken über unseren Sohn Rembrandt, daß es mich zu dir trieb."

Verwundert sah der Mann sie an. „Ist etwas geschehen mit ihm?"

„Nein, noch ist nichts geschehen. Aber es könnte eines Tages geschehen, und davor fürchte ich mich. Ich fürchte, daß wir beide schuldig sein werden, wenn er verdirbt."

Harmen zuckte die Achseln. „Was meinst du?"

„Willst du unserem Sohn immer noch nicht gestatten, Maler zu werden?"

„Nein." Harmen streckte das Kinn vor wie zum Kampf.

Seufzend meinte Cornelia: „Das wird unserm Sohn noch eine schwere Anfechtung sein."

„Aber Frau, ich verstehe dich nicht. Wenn ich ihn auf dem rechten Wege halte und ihn davor bewahre, ein Lotterleben zu führen, dann sagst du, daß das eine Anfechtung für ihn ist."

Cornelia holte tief Atem. „Ja, Harmen, das sage ich, und es ist auch so. Rembrandt wird sich uns immer mehr verschließen, wenn du bei diesem Entschluß bleibst. Er wird in uns seine Feinde sehen, die ihn daran hindern, seinem Leben den rechten Gang zu geben. Das wird ihn verstockt machen, das wird ihn von Gott hinwegführen. Er wird uns und seinem Schöpfer zürnen, weil er seine Gaben nicht so auswirken kann, wie sie ihm gegeben sind. Das wird ihm auch für das Studium alle Kraft nehmen, und er wird so eher dem Lotterleben verfallen, als wenn er mit deinem Willen Maler würde."

Harmen lachte: „Cornelia, du hast diesen Sohn immer mit deiner Liebe verwöhnt. Auch jetzt siehst du die Sache ganz anders an, als sie ist. Rembrandt ist jung genug, um sich fügen zu können. Wir alle haben das Gewerbe ergreifen müssen, das nötig war, damit wir unser Brot essen konnten. Warum soll Rembrandt das nicht können?"

Aber Cornelia ließ nicht locker: „Als du damals den Wunsch hattest, wenn Gott dir noch einen Sohn geben würde, den zu etwas Höherem zu machen, da hast du es auf dich genommen, Gott zu Willen zu sein, auch wenn er dir einen Sohn mit besonderen Fähigkeiten geben würde. Jetzt tu auch danach und sei dem Herrn nicht im Wege."

Harmen sah die Erregung der Frau. Er begriff, daß sie Schweres befürchten mußte, ehe sie sich solcherweise an ihn wandte. Und wahrlich, nach der langen Entfremdung zwischen ihnen war es eine Wohltat, daß sie wieder nebeneinander sitzen und sich besprechen konnten. Hatte doch er selber über den Knaben Rembrandt oft finstere Gedanken gehabt und war innerlich unruhig, ob er ihn richtig behandelte.

Nun aber saß die Frau wieder neben ihm, hielt seine Hände, sprach zu ihm mit ihrer leisen Stimme; er konnte in ihre klugen, guten Augen sehen.

„Cornelia", sagte er, „du hast Rembrandt immer am besten verstanden. Ich will nicht im Wege sein, wenn es Gottes Wille ist, daß er Maler wird. Aber ich bitte dich, daß wir die Sache nun auf sich beruhen lassen und abwarten, ob unser Sohn selber wieder darauf zurückkommt. Wenn sein Wunsch, Maler zu werden, so stark ist, daß er nicht durch meine Widerstände schon jetzt gebrochen ist, dann soll es ein gutes Zeichen sein."

Cornelia unterdrückte einen Jubelruf. Sie fiel dem Mann um den Hals und konnte ihm in ihrer Freude nicht genug tun. Und beide gestanden sich in aufwallender Liebe, daß von nun an auch für sie bessere Tage kommen würden.

Es war, als fühle Rembrandt, was die Mutter für ihn getan hatte. Er kam wieder zu ihr mit Fragen und Wünschen, zeigte ihr sogar hin und wieder eine kleine Zeichnung, die er gemacht hatte. Gern mochte er es hören, daß sie ernste Worte mit ihm über die Zukunft sprach und ihn ermahnte, ehe das Wintersemester beginne, bescheiden vor den Vater zu treten und die Frage, ob er Maler werden dürfe, noch einmal an ihn zu richten.

Der Herbst war gekommen. Ein kräftiger Wind fegte durch die Gassen. Die Welt war eng, so, als balle sie sich in Angst um sich selber. Es war ein Wetter, das Leib und Seele in Aufruhr brachte und manchem schadete, der sich nicht im wärmereichen Sommer fürsorglich mit Licht gestärkt hatte.

„Das menschliche Angesicht ist ein Rätsel", dachte Rembrandt. Er saß auf dem Boden seiner Dachkammer, die um diese Jahreszeit kalt und luftig war. Vor sich hatte er das kleine Spieglein, in dem er sich selber betrachtete. Im Dämmern des Herbstlichtes versuchte er sein eigenes Angesicht zu erforschen. Seine Hände, breit und knochig, tasteten die eigene Stirn und die Nase ab. Sie glitten über die Augenhöhlen, in denen Schatten lagen, befühlten das nicht sehr kräftige Kinn. Dabei wechselten Grinsen und Grimassen über dem Gesicht wie die getriebenen Wolken über dem Himmel. „Das menschliche Angesicht ist ein Rätsel." Er lachte sich selber zu und sprang auf, daß die Dielen dröhnten. Wieder suchte er im Stehen nach den Zügen seines Gesichts im Spiegel. Heimlich fast griff er zum Kohlenstift und warf einige Striche auf ein Papier.

Plötzlich schien ihm ein beunruhigender Gedanke gekommen zu sein. Er legte Stift und Papier beiseite und trat an das Fenster, das nur noch ein winziges Schimmerchen Licht hindurchließ. Ihm war eingefallen, daß er noch heute mit dem Vater sprechen mußte, wollte er zum Herbst die Universität verlassen.

„Ich gehe zum Vater und sage es ihm gleich", sprach er vor sich hin. „Es läßt sich nicht länger hinzögern."

Seine Hände verschränkten sich ineinander, seine Lippen kniffen sich zusammen. Sogar das Kinn schien mit einem Male kräftig.

„Es muß ihm recht sein", fuhr er nach einer Weile fort, „ich lasse mich nicht davon abbringen, und es ist ein ehrsamer Beruf, sicher gleicherweise ehrsam wie der eines Gelehrten. Also muß es ihm recht sein."

Er trat vom Fenster zurück, nahm einen Überwurf vom Haken und riß die Tür des kleinen Raumes auf, mit einem so stürmischen Griff, als öffne er die Pforten zu einer anderen Welt.

Er ging die Stufen hinab und betrat den schmalen Gang, der durch das Vorhaus auf die Straße führte. In der Küche gloste ein Licht; er sah den Schimmer durch die Türspalte; er sah auch die Schatten, die auf den dunklen Gang liefen. Rasch trat er zur Haustür vor und sprang auf die Straße.

Er wandte sich ins Innere der Stadt. Einige Jünglinge in Samtkappen und breiten Überhängen standen vor einer Weinschenke zusammen, laut lachend und sprechend. Sie waren von der „roomsche Schildersbent", jener Gemeinschaft niederländischer Künstler, der beinahe alle vornehmen Maler Hollands angehörten. Der wissensgierige Rembrandt kannte sie seit langem. Mißmutig sah er im Vorübergehen auf ihre lebhaften Gesten und ihre malerische Kleidung. „Ich werde zwar nie zu euch gehören", dachte er verbissen, „aber ich werde euch dennoch übertreffen."

Er trabte weiter, vom Wind getrieben, starrte hier und da in einen dunklen Hof, sah in ein matt schimmerndes Fenster, hinter dem Schatten schwankten. Wie so oft bei seinem Gang durch die Stadt schauerte ihm vor Verlassenheit und Entdeckerglück.

Nach einer Weile kehrte er um und ging nach Haus zurück. Als er das Vorhaus betrat, stand der Vater an den Kamin gelehnt und sah ihm entgegen. Sein schmales Gesicht war in der letzten Zeit erheblich zusammengeschrumpft. Die Lippen schienen nicht vorhanden zu sein.

Vater und Sohn betrachteten einander wie zwei Fremde, einer in des anderen Gesicht lesend.

Cornelia saß am Tisch, ein Nähzeug in der Hand, aber sie tat keinen Stich. Sie sah nur auf die beiden, den Mann und den Sohn.

Rembrandt raffte sich zusammen. Er nahm die Mütze vom Kopfe und sagte, den Umhang von der Schulter auf den Arm gleiten lassend: „Ich möchte Maler werden, Vater." Der Vater starrte ihn an. Es gehörte zu dem Unheimlichen an diesem Sohn, daß er solche Entscheidungen behandelte, als seien es Nichtigkeiten.

Schon aber brach sein Hohn durch. „Du meinst wohl, es ginge leichter als die Gelehrsamkeit? Wir haben wenig Freude an dir gehabt, mein Sohn. Wir haben viel Geld an dich gewandt, und nun

willst du auch noch eine andere Lehre beginnen. Wie kommst du auf solche Pläne?"

„Ich mag nicht auf die Universität gehen", trotzte Rembrandt. „Ich gehöre nicht dahin. Mir steht es schlecht, einen lateinischen Satz zu drehen. Die Magister sind mir verhaßt. Was soll das für mich?"

Aber der Vater wollte noch einmal seine ganze Macht über diesen Sohn anwenden. „Ich werde dich nicht fragen, was du willst. Ich werde dir befehlen, was du zu tun hast. Die Malerei und das Herumsitzen und die Augen aufsperren nach allen möglichen Dingen hört auf, hört einfach auf. Wir wollen sehen, wie schnell dir dann die Universität gefällt."

Rembrandt schwieg eine Weile. Dann sagte er langsam und ungeschickt, weil es an sein Innerstes rührte: „Ich kann Euch nicht gehorchen, Vater, wie Ihr es verlangt. Deshalb müßt Ihr mir Zeit geben. Damit ich nicht in Sünde falle, müßt Ihr Geduld mit mir haben. Ich kann es nicht mehr bezwingen. Woher es kommt, weiß ich nicht; aber es ist gewißlich so."

Cornelia legte die Näherei aus der Hand. Harmen starrte vor sich hin, als frage er stumm eine fremde Macht, woher ihm dies komme.

„Ich bitte Euch, Vater, daß Ihr mir Luft gebt", sagte Rembrandt verbissen und wie im Ersticken.

„So etwas war noch nicht in der Familie", ließ sich der Vater vernehmen. „Es war ja auch noch nicht in der Familie, daß einer sich mit der Gelehrsamkeit befaßte, aber deine Mutter wünschte es für dich. Nun muß ich fürchten, daher kommt dir dieser verwegene Gedanke, der dir in bescheidenem Handwerk nicht gekommen wäre. Wir sind alle sehr einfache Leute gewesen, auch die Sippe deiner Mutter." Er schüttelte den Kopf. „Ein Maler ..."

Auch der Sohn schien hierfür keine Antwort zu wissen.

Seine Blicke glitten indessen um des Vaters Augen und Stirn, umfaßten den ganzen Kopf, auf dem die kleine schwarze Mütze wie zu eng saß. „Ich bin ihm nicht ähnlich", dachte er wie früher schon. „Es ist alles gar nicht in meinem Gesicht, was in seinem ist."

„Du willst also zu einem Maler in die Schule gehen?" fragte Harmen.

Rembrandt bejahte. „Wenn Ihr mir die Erlaubnis geben wollt."

„Ich werde dich zu Swanenburch schicken. Der scheint mir von den Malern hier der angesehenste zu sein." Harmen kannte sicher nicht viel von dem Leben der Maler. Swanenburch kannte er auch nur, weil er mit dem Bürgermeister Orler Freundschaft hielt. So hatte er des öfteren von ihm sprechen hören und auch schon Bilder von ihm gesehen.

Rembrandts Gesicht strahlte bei diesen Worten des Vaters auf. Ihm war es gleich, zu welchem Lehrer man ihn schickte. In jugendlichem Übereifer glaubte er, nicht viel auf Lehren hören zu müssen. Wenn er nur Maler werden durfte. Darum sagte er zuversichtlich: „Sie sind alle angesehen, Vater. Sie sind auch sehr stolz; sie haben viele Länder bereist und haben mit vornehmen Herren verkehrt. Das weiß ich." Seine Augen begannen zu leuchten, die Muskeln spielten um den beweglichen Mund.

Der Vater lächelte. Es war ein nicht sehr frisches, nicht sehr anteilnehmendes Lächeln. Aber es war von einer großen Müdigkeit und einer erschütternden Todesbereitschaft, die ihn überkommen mochte beim Anblick seines Sohnes, der von fremden Ländern und Künstlerehren sprach.

Rembrandt sah das. Er schwieg, die Hände zusammengenommen.

Gänzlich unmöglich wäre es ihm gewesen, in diesem Augenblick weiterzusprechen.

„Wir sind nur einfache Leute", begann der Vater wieder. „Du siehst, wie wir leben und wie die leben, die unseresgleichen sind. Darum fürchte ich fast, es könnte eine zu vornehme Tätigkeit sein für einen Müllersohn, diese Malerei."

Aber Rembrandts Brust hob sich: „Es wird doch möglich sein, daß einer von uns etwas wird mit Augen und Händen und einem guten Herzen. Jesus war auch kein reicher Kaufmannssohn, sein Vater war Zimmermann."

Die Mutter, die bis dahin geschwiegen hatte, sah mit leuchtenden Augen auf ihren Sohn. Auch den Vater überkam eine Rührung. Er trat auf Rembrandt zu und sagte: „Ich will weder dir noch dem Herrgott im Wege sein, wenn du zum Maler bestimmt bist. Aber bedenke, daß das Leben lang ist und deine Eltern nicht immer bei dir sind. Das bedenke."

„Ich danke Euch, Vater", sagte Rembrandt und ging zur Tür hinaus. Sein Herz war übervoll.

Die Eltern waren im Zimmer zurückgeblieben. Sie sahen einander an.

„Siehst du, wie er sich wandelte, wie klar sein Blick wurde, als du ihm die Einwilligung gabst?" Cornelia lächelte den Gatten an.

„Ja, Frau, ich habe gespürt, daß ich mit Gottes Willen handelte, und daß ich das konnte, verdanke ich dir."

So hatte des Sohnes Befreiung auch den Eltern zueinander geholfen.

Schon einige Tage darauf hatte Rembrandt seinen Platz im Hörsaal der Universität mit dem Maleratelier vertauscht.

Der Maler Swanenburch, nicht mehr der jüngste an Jahren, war nicht der schlechteste Vertreter seiner Kunst. Seine Schüler mochten es ihm danken, daß sie Zucht und Würde neben gutem Handwerkkönnen erlernt hatten und auch keinen schlechten Namen im Kreise der Zünftigen führten.

An einem dunklen Wintermorgen hatte Rembrandt zum ersten Male im Atelier Swanenburchs gestanden, spärlich vom Licht der großen Schiebefenster beleuchtet. Ungebärdige Haare um einen runden Kopf, die Nase knollig, die Lippen herb, die noch kindliche Gestalt gedrungen und in sich geschlossen. Es war etwas Unheimliches an diesem Menschenwesen, das fühlten alle, die ihm die Blicke jetzt zuwandten. Swanenburch betrachtete den Neuling ein langes, als wolle er ihn auf die Probe stellen, ob der Trotz der Stirn nicht doch vor seinem Blick hinwegschmelze und einer geringen Höflichkeit Platz mache. Aber dieser unerfahrene Knabe schien eine Kraft mitgebracht zu haben, die selbst vor einer prachtvollen Gewandung und einem be-

rühmten Namen auf sich bestand. Er blickte unbekümmert über die Köpfe der Schüler hinweg, betrachtete ihre Arbeiten mit zusammengekniffenen Augen und verriet weder Schüchternheit noch allzu große Wissensbegierde.

Swanenburch schüttelte, halb geärgert, halb belustigt, den Kopf. „Tritt heran, du jüngster im Kreise dieser Erlauchten." Alle lachten über die rhetorischen Worte, die den Neuling verspotten sollten.

Rembrandt gehorchte. Aber es war, als sträubten sich seine wirren Haare noch ein Mehreres, da er jetzt mißmutig inmitten des Raumes stand, von allen Seiten betrachtet wie ein seltsames Tier. Doch seine Sicherheit verlor sich keineswegs.

Da faßte Swanenburch eine Zuneigung zu diesem trotzigen Knaben. Er nahm ihn bei der Hand und sagte freundlich herablassend: „Sieh her, dies soll fürs erste dein Platz sein. Zu beiden Seiten hast du zwei tüchtige Maler sitzen. Sie sind dir mindestens an Erfahrung ein Erkleckliches voran. Du tust gut, nicht zu oft nach ihnen zu schielen, damit dir nicht um dein eigenes Machwerk bange werde."

Rembrandt schüttelte den Kopf, ließ sich auf den angewiesenen Platz nieder und suchte das Gerät hervor, das er vorher unter den Arm geklemmt getragen hatte. Wenige Augenblicke darauf war er wie die anderen mit der vom Meister gestellten Probearbeit beschäftigt, und niemand kümmerte sich mehr um ihn.

Er war bald in diesem Kreise eingelebt, hatte seine Arbeit, malte Geräte, Töpfe, Stilleben wie die anderen auch und hatte seinen Tadel und Lob wie jeder. Nie versuchte er, durch verwegenes, lautes Betragen von den übrigen abzustechen. Ja, es war, als hielte eine Scheu ihn vor jeder kräftigen Äußerung zurück.

Dennoch unterschied er sich von den anderen. Es war nicht nur, daß er ihre Feste und geselligen Zusammenkünfte in Schenken und Weinstuben mied; es war auch nicht seine Kleidung und sein zurückgezogenes Wesen. Es war die Art, wie er eine Sache ansah und darstellte. Es war die Besonderheit seiner Kunstauffassung, die ihn aus dem Ring der anderen herauslöste.

Was keinen entzückte, das allein beglückte ihn; was keinen beschäftigte, das allein lag auf ihm wie ein Rätsel; was keiner bewältigen wollte, danach trachtete er mit allen Gluten seines Herzens.

So brannte in Einsamkeit und Grübelei manche Frage auf seiner Seele, die zu lösen er zu jung und unerfahren war. Besonders einer der Schüler in Swanenburchs Atelier brachte ihm innere Not und Zwiespalt. Es war einer der Vornehmen, Selbstgefälligen, Frühreifen und schnell Fertigen, die, aus guter Familie stammend, so oft in der Kunst einen angenehmen Zeitvertreib sehen. Wenn dann noch eine gute äußere Erscheinung und eine gepflegte Familienüberlieferung ihnen gegeben sind, wird es ihnen oft leicht, den viel Begabteren und Fähigeren überlegen zu sein.

So war es auch in diesem Falle. Je länger Rembrandt im Atelier Swanenburchs war, um so mehr ärgerte ihn die Leichtfertigkeit, mit der dieser vornehme Sprößling der Kunst oblag. Aber mit merkwürdigem Gefühl hatte sich dieser gerade an den scheuen und in sich gekehrten Müllerssohn angeschlossen, war durch keine Häßlichkeit und keine Widerspenstigkeit abzuweisen. So kam es, daß die beiden hier und da ein längeres Gespräch über die Kunst führten, das von dem ungebildeten und wissensgierigen Rembrandt aufs leidenschaftlichste aufgenommen wurde. Alles, was ihm Lateinschule und Universität nicht gegeben hatten, wollte er in solchen Stunden erwerben. Vor allem wollte er etwas aus der Geschichte der holländischen Malerei erfahren.

Zwei Jahre waren so in der Lehre bei Swanenburch vergangen. Schon bedrängte es Rembrandt, daß es nichts Neues mehr gab und die anderen Schüler ihm nicht mehr überlegen waren. Wohin sollte er sich nun wenden? Hatte es einen Sinn, trotz alldem noch länger bei dem alten Swanenburch zu bleiben? Oder sollte er eine Italienreise machen, Belgien und Frankreich durchwandern? Oder sollte er vielleicht gar hier in Leyden ein eigenes Atelier aufmachen und auf Aufträge warten?

Mit diesen Gedanken war er wieder beschäftigt, als er eines Abends zusammen mit seinem vornehmen Freunde das Atelier verließ.

Rembrandt, in Mantel und Mütze verkrochen, kämpfte mit seinen festen, kurzen Schritten gegen den Wind, indessen der andere leichtfüßig, in wehende Gewänder gekleidet, viel damit zu tun hatte, hier eine Schnalle fester zu ziehen und dort eine Feder gegen den Angriff des Windes zu schützen.

„Wir sollten in eine Schenke einkehren", sagte er mißmutig, als ein Windstoß ihm den samtenen Überwurf von den Schultern zu reißen versuchte. „Ich hasse dieses finstere Wetter."

Spöttisch lächelte Rembrandt zu ihm herüber. „Ihr seid eben nicht gekleidet, wie es dieses Land verlangt."

„Es ist ein düsteres Land, dieses Holland, da habt Ihr recht. Es ist keine Freude hier, keine Fröhlichkeit." Einen Augenblick blieb er stehen und ließ die wasserhellen, zart umschatteten Augen über die Gracht gleiten, die grau und schlammig aussah. „Es ist ein Land, dem keines gleicht. Wie kann man hier als Künstler leben?"

Er zuckte die Achseln und ging weiter.

„So meint Ihr, daß ein Maler nicht in Holland bleiben dürfe?"

„Danach fragt Ihr überhaupt noch? Ihr seid ein wunderlicher Kauz. Ich habe noch keinen Maler kennengelernt, der Freude daran gehabt hätte, hier zu leben. Der gute Swanenburch zehrt auch nur von der Erinnerung an seine Zeit in Italien. Nein, in Holland fühlt sich keiner wohl."

„Sprecht mehr davon", bat Rembrandt.

„Seht Ihr denn das nicht selber? Da ist das unruhige, vielfältige Deutschland, da ist das herrliche Frankreich, da ist das stolze Belgien, da ist das überirdische Italien. Sie alle haben ihre Künstler, Maler, Bildhauer, Kupferstecher. Die leben da, werden gefeiert und geehrt. Monarchen und Könige kommen zu ihnen, lassen sich malen von ihnen und sind stolz, ihnen den Pinsel reichen zu dürfen, wenn sie arbeiten. Denkt nur an Rubens, der wie der vornehmsten einer lebte. So etwas gibt es hier in Holland nicht." Er brach ab, die Lippen vorgeschürzt, als ekle ihn etwas.

Rembrandt schwieg eine Weile. Er wagte nicht zu sagen, daß gerade dieses Ungebundene, Ungebildete, Erdhafte ihm so vertraut war.

„Und Ihr glaubt, daß in Holland kein rechter Boden für die Malkunst sei?"

„Ja", antwortete sein Begleiter, „das glaube ich. Seht doch, wie Holland ist. Hier gab es bis vor kurzem keinen rechten Reichtum; hier ist nie viel Sonne gewesen; hier haben sie in Schlick und Nebel mit dem Meere kämpfen müssen um kümmerliche Breiten Landes. Und sorglos und heiter sind sie hier außer in großer Trunkenheit niemals gewesen. Sie hatten immer nur den schweren Kampf vor sich, mit dem sie das Land dem Meere abgerungen haben. Ihr werdet ja selbst wissen, daß Euer Vater, wenn er schwer arbeitet, nicht Zeit hat für Kunst und Kunstwerk. Und auch mein Vater, der Geld gesammelt hat und Schiffe auf dem Meere fahren läßt, mag von Künstlern nichts hören und verachtet mich als einen, der unnütze Dinge im Kopfe trägt."

„Ja", stimmte Rembrandt zu, „sicher ist das so. Aber kann das nicht anders werden? Ihr sagt selber, daß jetzt Geld im Lande ist, daß die Zeiten besser geworden sind. Warum sollte es nicht auch in diesen Dingen anders werden?"

„Ich glaube nicht daran", meinte der andere zweifelnd. „Ich denke immer, wo so lange Nüchternheit und Strenge gelebt haben, da wird auch hinfort nichts anderes gedeihen können."

Sie waren zu einer Kellerschenke gekommen. Hier trafen sich die Kunstschüler und verbrachten die Abende zusammen. Nur Rembrandt hatte sie noch nie betreten.

Sein Begleiter lachte ihn an: „Ich sehe an Eurem Gesicht, daß Ihr diese gastliche Stätte noch nie besuchtet. Ihr seid auch darin abwegig. Doch laßt Euch nicht verdrießen und tretet ein. Hier herrschen heitere Götter."

Rembrandt stieg ihm nach die Stufen herunter. Im Inneren war lautes Getriebe. Beinahe alle Tische waren umsessen. Humpen wurden geleert; es wurde gesungen und gescherzt.

Sie setzten sich in eine ruhigere Ecke, wo man das unterbrochene Gespräch fortsetzen konnte.

„Ich kann nicht mehr lange bei Swanenburch bleiben", begann Rembrandt. „Ihr werdet selbst wissen, daß ich da nicht mehr viel zu suchen habe. Aber ich will trotzdem in den Niederlanden bleiben."

„Wenn Ihr werden wollt wie die Flamen oder Italiener, so müßt Ihr Euch beizeiten aus diesem Lande fortwenden", war des anderen Meinung. „Hier ist kein Ruhm zu holen." Rembrandt seufzte.

„Da stöhnt Ihr. So jung Ihr noch seid, ich sehe es Euch an, daß Ihr von der holländischen Malkunst träumt und meint, sie könne der italienischen gleich werden. Ihr wollt hier in der Heimat etwas gelten." Da Rembrandt schwieg, fuhr er fort: „Ihr werdet früh genug einsehen, daß es so etwas nicht gibt. Allen, die hier in den Niederlanden arbeiten, sitzt es im Kopf, daß sie nach Italien müssen; viele bleiben in Gent oder Brügge stecken. Aber zurück kommt keiner von ihnen. Und auch Euch, wenn Ihr Eure Zeit bei Swanenburch beendet habt, rate ich, nach Italien zu gehen und dort zu erfahren, was Sonne und Süden der Malerei bedeuten."

Rembrandt zögerte einen Augenblick, ehe er begann: „Ihr sprecht immer davon, daß wir danach streben sollten, den Italienern oder Flamen zu gleichen. Das verstehe ich nicht. Warum sollten wir nicht davon unabhängig sein können? Gerade weil unser Land so ist, wie Ihr es schildert, sollten wir auch nicht anders sein wollen. Ein Land, in dem viel Arbeit und Not ist, kann nicht Prunk und Reichtum im Bilde brauchen. Und auch die Kirche gestattet es nicht. Danach muß sich doch ein Künstler, so gut wie jeder andere Bürger, richten."

Im selben Augenblick wurde der Tisch von einer Horde junger Maler umzingelt, die lärmend danach verlangten, daß die beiden sich zu ihnen setzten. Das Gespräch war gestört. Mißmutig erhob sich Rembrandt und machte sich, im Gedränge nicht bemerkt, davon.

Zu Hause angekommen, betrat er das Zimmer, das die treue Mutter ihm an der Südseite für seine Studien eingeräumt hatte. Auf einem Stuhl im Dunkeln sitzend, übersann er noch einmal, was der andere ihm gesagt hatte.

Schon wenn er an die Menschen um Swanenburch dachte, an ihre Kleidung, ihre Reden, an das akademisch Hochmütige, Lebensferne,

das sie umgab, fühlte er, daß er nicht den Weg gehen konnte, den sie alle gingen. Sein ungeschlachter Leib wollte zu diesem vornehmen Treiben nicht taugen.

Doch wie würde sein Weg sein? Seufzend gestand er sich, daß er mit keinem Worte fähig war, seiner dumpfen Unruhe Gestalt zu geben.

Aber da ein Entschluß in den nächsten Monaten doch gefaßt werden mußte, da Swanenburch selber ihn drängte, entschied er sich, für einige Zeit nach Amsterdam zu gehen, wo, wie er den Eltern besonders erklärte, sich auch manche geschäftlichen Beziehungen einleiten ließen, denen er vielleicht einmal mehr verdanken würde als einer Reise in unbekannte Länder.

So bestieg er eines Tages, wohl versehen mit dem Malgerät und vielen Ratschlägen der Eltern, das Schiff nach Amsterdam, wo er sich bei dem Maler Pietro Lastman in die Lehre begeben wollte.

Amsterdam selber kümmerte ihn nicht im geringsten. Ja, diese Stadt fremdete ihn an, da sie so wenig ländlich im Vergleich zu Leyden war. Die Unsicherheit und Bedrücktheit jeder Künstlerjugend verschärfte sich bei seinem tief bohrenden Erkenntniswillen zur Höllenqual. Der Zwiespalt seines Inneren ließ sich schlecht verbergen. Es war kein Wunder, daß er im Kreise Lastmans wie ein Sonderling wirkte und man ihn ebenso unheimlich wie lächerlich fand.

Das Atelier Lastmans war zwar größer, vornehmer und verschwenderischer als das Swanenburchs, aber im Grunde war es doch das gleiche Bild. Auch hier saßen die Schüler herum, die meisten verloren in ihrer Nachahmungssucht des Meisters. Flach, voller Begeisterung für die Antike, ohne jede Beziehung zum Leben der Gegenwart, waren sie mit der Zeit für Rembrandt nichts weiter als störende Fratzen, die sich immer wieder vor seine inneren Gesichte schoben.

Hier wurde ihm auch zum ersten Male mit geheimer Abfälligkeit vorgehalten, daß er als ein unfertiger Schüler der Universität komme, daß er ungebildet sei.

Er war also ungebildet. Vor der ihm aufgetragenen Kopie nach einem Entwurf Lastmans, großen Körpern in leidenschaftlicher, an-

tiker Position, saß er und dachte darüber nach. Er war ungebildet. Wie kam es doch nur, daß er die Universität geflohen war? War es ihm nicht so erschienen, als sei alles Wissen, alles überhaupt, was von dorther kam, Störung der inneren Anschauungen und dessen, was Kunst war? Und Homer? Gab nicht die Bibel alles, was man brauchte? Und wohl auch das Leben ringsherum, wenn man es recht begriff? Sicher war er selber kein Kenner der Welt. Sicher nicht. Aber gerade dazu war er hierhergekommen. Hier wollte er das Geheimnis der Geheimnisse aus dem Munde geachteter Männer erfahren. Hier wollte er hören, ob Italien oder Holland ... nein, nichts als Antike erfuhr er hier. Kein Wort fiel von alldem, was er hören wollte.

Wenn sie zusammensaßen zu den Gesprächen über Fragen der Scholastik in Lastmans Atelier, bei einem Schoppen Wein, den der Meister durch die jüngsten Schüler aus der gegenüberliegenden Schenke holen ließ, dann wurden wohl große Worte gesprochen. Aber sie fielen neben die stolzen Reden wie zufällige Gedanken; sie wurden nicht gehegt und entwickelt; es war keine Kraft in ihnen. Was wußten diese Menschen von der Landschaft? Was erfuhr er hier von Licht und Schatten? Und dabei waren Licht und Schatten die beiden Erscheinungen, die zu erkennen er sich unablässig bemühte, solange er malte.

Eine große Enttäuschung war hier das Leben für ihn, und in seiner Einsamkeit quälte ihn das Heimweh nach dem Elternhaus und nach der Vaterstadt. Was hätte er nicht darum gegeben, ein Wort von der Mutter zu hören oder einen wenn auch brummigen Gruß vom Vater zu bekommen.

Bald hatte auch Lastman begriffen, daß es schwer sei, mit dem Leydener Schüler fertig zu werden. Aufbrausen, verstocktes Schweigen, grobe Rede und ungezügeltes Benehmen stießen den Meister ab. Dazu kam, daß er sich über Rembrandts Geschick zur Malerei nicht klar zu werden vermochte. Die ungeschlachte Art des Schülers, die bei seiner Arbeit zutage trat, war ihm sehr beschwerlich. Deswegen schien es ihm ganz unmöglich, aus diesem Menschen auch nur einen halbwegs brauchbaren Maler zu machen.

So war Rembrandt kaum ein halbes Jahr in Amsterdam gewesen, als er sich entschloß, die Stadt wieder zu verlassen.

Mit seinen festen Schritten ging er eines Tages durch das Atelier, in dem die Schüler arbeiteten, in jenes, wo der Meister vor seiner Staffelei stand.

An der Tür blieb er stehen, den Kopf zurückgeworfen, als warte er auf etwas. Lastman sah sich ruhig um.

„Was fehlt Euch?" fragte er ungeduldig.

Rembrandt schluckte ein wenig und stieß dann hervor: „Ich möchte fort von hier; ich möchte nach Leyden zurückgehen."

Lastman sah ihn an. Er bohrte mit seinen etwas zu großen Augen in den Zügen des Schülers. Aber da er nichts Aufsässiges in dem unregelmäßigen, groben Gesicht, das ihm offen entgegengehalten wurde, entdecken konnte, legte er Pinsel und Palette beiseite und sagte freundlich: „Kommt und setzt Euch hierher."

So saßen sie einander gegenüber. Rembrandts Augen hingen an dem Bild, an dem der andere eben gearbeitet hatte. Er stieß hervor: „Seht, diese Arbeit nützt mir nichts; das ist bei mir alles verloren."

Lastman verstand, daß darin kein Lob seiner Kunst lag, daß damit auch nicht bescheidene, an sich verzweifelnde Unterwürfigkeit gemeint sei, sondern daß sich darin Stolz und ein über alles Begreifbare hinaus sicheres Gefühl eigenen Könnens und eigener Verantwortung verberge.

„Ihr seid maßlos", sagte er kühl. „Mittelwege scheint Ihr bei Eurer Jugend nicht zu kennen."

Als Rembrandt den spöttischen Blick des Meisters auf sich fühlte, sprang er auf und schrie wie ein Tier im Kampf: „Ich muß allein sein, ganz allein. Es muß aus mir heraus kommen; es muß leuchten. Aber vor Euren Augen kann ich es nicht schaffen."

Lastman sah ihn an. Erstaunen und Entrüstung mischten sich in seinem Gesicht.

Rembrandt schüttelte den Kopf. Er hatte sich wieder auf den Stuhl niedergelassen, wo er in sich zusammengesunken saß, als sei er müde von einer gewaltigen Anstrengung. Er wagte nicht, dem eleganten

Meister zu sagen, daß gerade das Ungeschlachte, Derbe ihm vertraut war, daß er lieber die ganze Kunst an den Nagel hängen würde, als ein prachtierender Welscher um ihretwillen zu werden.

Da unterbrach ihn des Meisters helle Stimme: „Was wird denn Euer Vater zu solcher Sinneswandlung sagen?"

„Vater wird immer zufrieden sein mit dem, was ich tue, wenn er sieht, daß ich arbeite und meine Tage nicht nutzlos verbringe."

Ein überlegenes Lächeln ging über Lastmans Gesicht: „So gehört Ihr wohl auch zu denen, die behaupten, die Kunst sei ein Handwerk wie alle anderen Gewerbe?" Und als Rembrandt ihm ruhig ins Gesicht sah, fuhr er fort: „Ich muß dann allerdings einsehen, daß Ihr ganz andere Ansichten habt als ich. Daß des Künstlers Arbeit eine ganz besondere ist, solltet Ihr längst begriffen haben. Es gilt in Italien einem Adelsbrief gleich, wenn einer sich Meister der schönen Kunst nennen kann."

Rembrandt schüttelte den Kopf: „Mich verlangt nicht nach solchem Adelsbrief. Ich will auch nicht zu vornehmen Geschlechtern gehören. Ich will . . ."

Ein Lachen tönte im selben Augenblick aus dem Nebenraum heraus. Er schwieg, als habe das seinen Worten gegolten. Was sollte er auch noch weiter über seine Not sprechen?

Lastman erhob sich in seiner vollen Größe. „Junger Freund, ich glaube doch, es ist das beste, Ihr verlaßt Amsterdam und lebt in Leyden, bis Ihr wißt, was Ihr wollt."

Rembrandt verneigte sich. „Ihr möchtet mir darum Eure Gunst nicht entziehen", bat er mit schwerfälliger Stimme.

Aber Lastman war nicht gekränkt. Gönnerisch klopfte er dem Schüler auf die Schulter und lächelte freundlich, als dieser sich an der Tür noch einmal schweigend tief verbeugte.

Lange zitterte die Erregung dieses Gespräches in Rembrandt nach. Er kämpfte umsonst gegen das Gefühl des Ausgeschlossenseins an. Zu Tode traurig war er, von jener Traurigkeit, die den Körper zermürbt und die Seele schwunglos macht.

Nun war er in Amsterdam in der Lehre gewesen, hatte einige Monate dort verbracht. Und doch hatte er nichts erreicht, auch nicht das geringste, auf das er zeigen konnte. Seine Ungeduld gab nicht zu, daß Jahre und aber Jahre über einer Lehrzeit vergehen können, daß viele Versuche und Bemühungen scheitern müssen, ehe etwas Rechtes werden kann. Er wollte sofort mit ausgebildeten Kräften in die Welt treten; er wollte sofort große Gemälde malen, damit er vor aller Welt sein Künstlertum beweisen könnte.

Eine ohnmächtige Wut konnte ihn packen, daß die Zähne knirschten, wenn er seine Arbeiten sah und sie an den Plänen seines Innern maß. Wie lange würde er noch arbeiten müssen, ehe ihm die Hand so gehorchte, daß sie wirklich das schaffen konnte, was er wollte? Je mehr er begriff, daß das noch lange dauern würde, um so mehr fühlte er, daß er sein eigener Herr sein mußte. Keine Zeit wollte er mit Kopien der Meister verbringen; keine Stunde mehr auf fremde Ratschläge lauschen oder fremde Gedanken ausführen. Das führte zu nichts. In Leyden, im stillen Vaterhaus, wollte er unermüdlich nur damit beschäftigt sein, die Hand und das Auge zu üben. Deswegen dachte er auch gar nicht daran, nach Harlem zu gehen und es bei Hals zu versuchen. Dort würde er ja doch nur wieder unter vielen Schülern sitzen und keine Zeit für sich selber gewinnen.

Unter solchen Gedanken packte er seine Sachen zusammen. Und seltsamerweise, aus diesen Gedanken wuchs ihm allmählich eine Kraft und Zuversicht, daß er die Traurigkeit wie eine unnütze Last von sich werfen konnte. Mochten denn die Amsterdamer Tage fruchtlos gewesen sein, mochte vielleicht kein einziger unter den Malerschülern Lastmans ihm etwas zutrauen, das brauchte ihn nicht mehr zu kümmern. Freudig bestieg er das Schiff und atmete die Wasserluft wie eine Stärkung ein.

Auch in Leyden verließ ihn diese gehobene Stimmung nicht. Eifrig ging er daran, das kleine Zimmer in ein Atelier nach seinen Wünschen umzuwandeln. Dabei erzählte er der gespannt lauschenden Cornelia, was für Aufträge er in der Stadt bekommen würde, mit wem er in geschäftliche Verbindung treten und wie er sich Malschüler ge-

winnen wolle. Das Zimmer war aufs beste für seine Arbeit geeignet; die leeren weißen Wände störten nicht. Sie warteten nur auf seine Gemälde. Die Fenster ließen genug Licht herein. Eine Zugvorrichtung würde ihm möglich machen, die Beleuchtung nach seinen Wünschen zu ändern. Er verstand sich auf so etwas und kannte sich damit aus, wie im ganzen Atelier bei Lastman keiner.

Die Mutter eilte davon. Sie hatte über seinen Reden ganz vergessen, ein festliches Mahl in der Küche vorzubereiten. Jetzt klapperten schon die Holzschuhe der heimkehrenden Söhne auf dem Flur.

Aber Rembrandt blieb in seinem Raume. Er mochte den andern noch nicht begegnen. Eine Ahnung sagte ihm, daß die heitere, mutig gespannte Bewegung seines Herzens ihnen unbegreiflich sein könnte. So wollte er noch einige Augenblicke für sich sein.

Jetzt habe ich dich noch nicht gefunden, du Weltgeheimnis, dachte er, am Fenster lehnend. Weiß Gott, wie weit ich noch davon entfernt bin. Aber eines Tages werde ich zu dir gelangen. Ich will mich bezähmen, dir nicht mit Gewalt zu nahen. Zärtlich will ich um dich werben, wie ein Liebender um das Weib. Ach, wie werde ich dich lieben, du Weltgeheimnis, wenn ich dich errungen habe.

Lange saß er so, in seine Träume versunken, bis Cornelia ihn zum Nachtmahl rief.

Wohl sah er, wie der Mutter Augen aufleuchteten, als er den Vater umarmte und mit lautem Gruße unter die Brüder trat. Aber dennoch wollte ihm so recht kein heimisches Gefühl kommen. Die Mutter, ja, die war ihm vertraut. In der Aufwallung des ersten Wiedersehens hatte er ihr sein Heimweh gestanden und sich die eingefallenen Wangen von ihr streicheln lassen. Gerne durfte sie wissen, daß er sich nach ihr gesehnt und das Elternhaus ihm allein die rechte Arbeitsstätte gedeucht hatte, dort in Amsterdam.

Aber dem Vater konnte er solche Geständnisse nicht machen. Zwischen ihnen war die gleiche Fremdheit wie vor der Reise. Mißmutig sah er, daß die Lippen des Alten noch verkniffener waren als früher. Ein Gesicht wie ein Krämer, dachte er bei sich.

Als ahne der Vater des Sohnes Gedanken, fragte er jetzt mit seiner heiseren Stimme: „Kannst du dir von nun an deinen Lebensunterhalt verdienen oder brauchst du noch weitere Lehrjahre?"

Die Mutter warf einen vorwurfsvollen Blick auf den Mann. „Wolltest du nicht nachher mit unserm Sohne sprechen?"

Harmen schluckte hastig an dem Bissen in seinem Munde. „Ich werde mit ihm sprechen, wann ich will", knurrte er.

Rembrandt schwieg, da er keine Lust hatte, gerade jetzt darüber zu sprechen, daß er vielleicht fünf Aufträge im Jahre haben könnte, das Stück zu zwanzig Gulden. Im Dämmern seiner Träume wären alle solche Reden wie das Kreischen einer Säge in einer stillen Landschaft geklungen.

Aber wie er über ihrer aller Köpfe hinwegsah, über die Brüder, die Schwägerin, die Schwester, stieg doch eine Rührung in ihm hoch.

So hatten sie hier gelebt, Tag für Tag, immer in den gleichen Stuben, immer in der gleichen Arbeit, immer mit den gleichen Gedanken und Gesprächen. Und plötzlich schauderte ihn. Hatten sie auch wohl einmal seiner gedacht? Hatten sie auch wohl gewußt, daß ihm Gedanken und gute Wünsche nötig gewesen waren? Er seufzte tief und stoßweise auf, daß sie alle zu ihm hinüberblickten und Cornelia ihn tröstend anlächelte. Ja, die Mutter lächelte. Sie mochte die einzige gewesen sein, die es an guten Gebeten für ihn nicht hatte fehlen lassen.

Die Mahlzeit war beendet. Die Brüder gingen mit klappernden Schuhen hinaus. Die Frauen räumten das Geschirr fort und verließen das Zimmer. Rembrandt war allein mit dem Vater und der Mutter.

„Sehr gesund siehst du nicht aus", sagte der Vater und kniff die Augen zusammen.

„Er hat sicher hart gearbeitet", meinte die Mutter fürsorglich.

„Ach was, wir müssen auch arbeiten", wehrte der Alte ab. Er hatte es wahrhaftig satt, immer von der harten Arbeit seines Malersohnes reden zu hören. Er mußte Kornsäcke schleppen; er mußte des Morgens

früh aufstehen und sich den ganzen Tag sputen. Was galt daneben die Pinselei des Sohnes?

„Hat man dir Aufträge gegeben?" forschte er weiter.

Rembrandt hob ungeduldig den Kopf. „Daß ich Euch nicht zur Last fallen werde, könnt Ihr mir glauben. Das übrige muß sich finden."

„Der Vater meint es nicht so", begütigte Cornelia. Sie ertrug dies Gespräch nicht mehr. „Wir sähen nur beide gerne, daß du einen Lebensunterhalt hättest wie die anderen Söhne. Das wird ja auch so sein. Es ist Sitte geworden bei den vornehmen Leuten, sich malen zu lassen. Da wirst du auch schon Gelegenheiten finden."

Unwillkürlich kam wieder ein weiches Gefühl über des Sohnes Herz. Die Mutter dauerte ihn, die so wenig von dem wußte, was ihm Unruhe schuf. Sollte er ihr sagen, wie gleichgültig ihm Aufträge waren, daß er vorerst danach trachten müsse, sein Inneres in Einklang zu bringen? Doch wohl besser nicht. Und seufzend strich er sich über die Stirn, die feucht war vor körperlicher und seelischer Anspannung.

„Ihr könnt unbesorgt sein", lächelte er dann gezwungen. „Ein Porträt und ein Stilleben kann ich malen wie nur einer. In Blumenstücken und Sagengeschichten fehlt es mir nach der Amsterdamer Lehre auch nicht. So wird alles gut verlaufen."

Aber der Vater schien noch nicht beruhigt zu sein. „Es will mir noch nicht aus dem Kopf, daß du so bald aus Amsterdam zurückgekommen bist. Ich weiß wohl, daß jeder Künstler seine Lehrzeit braucht. Das ist bei euch genau so wie beim Handwerk. Keiner kann alles aus sich selber. Und so, fürchte ich, wird es von dir nachher auch heißen wie von manchem ungeschickten Schreiner, du bist aus der Lehre gelaufen und hast deinen Meister nirgends gefunden."

Rembrandt wurde ungeduldig. Es war unmöglich, hierauf eine Antwort zu geben. Er konnte nicht erklären, warum er von der Amsterdamer Zeit über und über genug bekommen hatte. Um seine Erregung zu verbergen, bedeckte er das Gesicht mit den Händen.

„Willst du nicht nach Italien gehen?" drängte die Mutter. „Man hört überall, daß jeder Maler erst in Italien gewesen sein muß.

Wenn es nun einmal so dazu gehört, dann meinen Vater und ich, daß du es nicht versäumen sollst."

„Aber Mutter, eben fragt Ihr mich, ob ich meinen Unterhalt selber erwerben kann, und dann sagt Ihr im gleichen Atemzuge, ich soll eine teure Reise machen." Seine Stimme klang heiser. Er fühlte eine zornige Ungeduld in sich anschwellen. Das Jähe mancher Augenblicke, das er so schlecht meistern konnte, fuhr ihm ins Blut. Wollten sie denn nicht begreifen, was in ihm vorging, daß er ohne Heimat und Elternhaus in der Fremde verloren sein würde, daß er anderswo nicht leben und schaffen könnte, wo Land und Leute nicht seinesgleichen waren? Wie blöde, wie verstockt waren sie doch, hörten auf anderer Leute Reden und achteten den eigenen Sohn und sein Urteil nichts dagegen.

„Ich bleibe einige Zeit hier in Leyden", sagte er kurz. „Ich mache einige Bilder fertig, die ich in Amsterdam angefangen habe. Wenn sich dann nichts findet, kann ich immer noch auf die Reise gehen."

Er hielt den Eltern die Hände über den Tisch entgegen, und da sie sie ergriffen, war er wieder in die Familie aufgenommen.

In der Tat fehlte es ihm schon in den nächsten Wochen nicht an Aufträgen, und weil er aus Amsterdam viele unfertige Pläne mitgebracht hatte, war er bald bis über die Ohren in seine Arbeit vertieft. Mit immer wachsender Beruhigung sahen seine Eltern, wie zurückgezogen und still er lebte. Gar keine Künstlersitten trug er zur Schau, kleidete sich einfach, wie sie alle, und war in allem wie die andern Söhne. So stellte sich also doch heraus, daß es kein Fehler gewesen war, als man ihn Maler werden ließ. Die Kunst war ein Broterwerb wie jeder andere und als solcher mochte sie aller Anerkennung wert sein.

Als aber gar der Sohn auch an anderen Dingen Teilnahme bewies, des Abends im Kreise der Bekannten und Gevattern über Staatsdinge und Geschäfte zu reden verstand, auch wohl manches lustige und spannende Abenteuer aus Amsterdam erzählte, waren die Eltern vollends mit ihm zufrieden. Sicher würde er wie die andern Söhne ein Bürgermädchen ehelichen; er würde in der Stadt seine

achtbare Stellung einnehmen und dem guten Namen keine Schande machen.

Nicht so aber dachte Rembrandt selber. Je länger er zu Hause lebte, um so mehr fühlte er, daß er den Eltern nicht so verbunden war, wie er in der ersten Freude an der Häuslichkeit geglaubt hatte. War er mit aller Glut in seine Arbeit vertieft, brannten große Pläne in ihm, so ertrug er um nichts in der Welt die Nörgelei des Vaters, den hämischen Klatsch über die Nachbarn, das rechnerische Abschätzen des Haushalts. War es auch richtig, daß sie mit einer Seele wie der seinen wenig zur Müllerei getaugt hätten, die Brüder und der Vater, so war doch auch richtig, daß er sein Herz nicht an ihre Enge wagen durfte. Ferne mußten ihm Genügsamkeit und Selbstzufriedenheit bleiben.

Nur die Mutter schloß er in seinem Herzen von solcher Entfremdung aus. Zwar war er zu scheu und verlegen, ihr im Kreise der anderen mit Offenheit und Herzlichkeit zu begegnen. Aber im geheimen dachte er mit der alten Kinderzärtlichkeit an sie, setzte sich zu ihr, wenn ihn danach verlangte, und hielt ihre Hand, die sie ihm schweigend überließ. Ahnte sie vielleicht in solchen Augenblicken, was in dem Sohne vorging?

Ja, es ging ihr wie ihm. Langgewohnte Verhaltenheit und Scheu hinderten sie, die übliche Strenge im Umgange der Familienglieder zu durchbrechen, auch wenn sie es ihrem mütterlichen Herzen gar zu gerne vergönnt hätte. Denn schließlich, Rembrandt war doch von Kind auf ihre Hoffnung und ihr Stolz gewesen. Sorge und Unruhe hatte sie seinetwegen genug getragen. So fiel es ihr schwer, nach Zärtlichkeit und Liebe zu darben. Seufzend gestand sie sich, daß sie eigentlich trotz Söhnen und Töchtern und Enkeln eine einsame Frau war, verlassen wie ein Baum nach herbstlichen Stürmen.

So lebten sie ohne Aussprache nebeneinander her. Noch immer hatte Rembrandt kaum irgendwelche Beziehungen zu den Künstlern der Stadt. Wenn er hier und da einen von ihrer Gesellschaft sah, freute er sich mit einer wilden Lust daran, daß er nicht zu ihnen gehörte, daß er nicht aus den Kreisen des Reichtums oder der Gelehr-

samkeit kam. Er verkroch sich vor diesen Leichtlebenden, wie er sich vor der Gemessenheit der Seinen verkroch.

Nur die Liebe zur Landschaft blühte in jenen Tagen in ihm auf. Das Amsterdamer städtische Leben hatte ihn gelehrt, wie sehr ein Künstler des Atems der Natur bedürfe. Im Schreiten durch die weiten Felder, im Verweilen an einsamen Stellen, spürte er, wie ganz dies Land ihm vertraut war, wie einzig hierher er gehörte. Wie kann es geschehen, dachte er des öfteren, daß Menschen von hier fortverlangen? Wie ist es möglich, daß einer von hier keine Kraft und keinen Segen gewinnt? Noch griff er selten zum Malgerät, wenn er im Freien weilte. Aber er wußte genau, daß in Anschauen und Versenkung auch die Frucht der landschaftlichen Malerei in ihm wachsen würde.

Eines Tages klopfte es an die Tür von Rembrandts Atelier. Es war nicht seine Art, sich bei der Arbeit stören zu lassen. So wandte er sich auch jetzt nicht um und rief keinen Gruß, als er hörte, daß hinter seinem Rücken jemand eintrat. Da er nach einer Weile geruhigen vor sich Hinmalens noch immer kein Wort des Eingetretenen gehört hatte, drehte er sich um. Vor ihm stand einer seines Alters. Das war das erste, was ihm bewußt wurde. Er maß den andern eine Weile mit Blicken, die dieser ruhig über sich ergehen ließ.

„Was führt Euch zu mir?" Rembrandt legte Pinsel und Palette beiseite und wies mit einer ungeschickten Bewegung auf einen Stuhl.

Der Fremde ließ sich nieder und sagte mit einer fast scheuen Stimme: „Ich bin Maler wie Ihr. Ich heiße Lievens. Jan Lievens."

Rembrandt schwieg abwartend. Also der Besucher war auch Maler.

„Ich hörte von Euch und von Eurer Einsamkeit", fuhr unterdes Jan Lievens fort. „Ihr wart in Amsterdam, sagt man, und seid sehr bald wieder hierher zurückgekehrt."

„Ja." Rembrandt hörte, wie knarrend seine eigene Stimme klang. Er hatte Stunden hintereinander weg gemalt, kein Wort gesprochen. Ein bis dahin ungekanntes Bedürfnis wandelte ihn an, seiner Stimme Weichheit und höfliche Geschmeidigkeit zu geben. Lächelnd

bat er deshalb: „Ihr müßt mir verzeihen, wenn ich Euch ungastlich anmute. Ich bin so allein hier, daß mir die Stimme beinahe verrostet."

Lievens nickte. „Ich habe auch wenig Gesellschaft mit anderen. Ich gehöre nicht dahin." Er deutete mit dem Daumen über die Achsel irgendwo hinter sich. „Ich werde nie dahin gehören."

Rembrandt lächelte. Ihm lag ein hochfahrendes Wort auf der Zunge. Es wäre ihm auch zu anderen Zeiten über die Lippen gegangen. Jetzt aber zerdrückte er es wie einen schlechten Bissen und sagte nur: „Ein geselliges Leben ist wohl nicht für jeden. Es lenkt von eigenen Arbeiten ab."

„Wie gut, daß Ihr mir das sagt. Bisher hat mir das noch kein Maler zugegeben. Sie sind alle sehr zufrieden im Kreise der Freunde. Sie malen, wie es sie gelehrt wurde. Sie sprechen über die Kunst mit vielen und großen Worten und sind in allem untereinander einig und vertraut."

Rembrandt beugte sich vor. Es war fast schon dunkel im Raume. Er mußte das Gesicht, mußte den Mund sehen, der solche Worte sprach.

Wie zur Ergänzung sagte Lievens noch: „Ich bin nicht aus vornehmer Familie. Mein Vater ist Sticker. Euer Vater ist ja auch nur ein Müller." Es klang wie das Entgegenstrecken einer Hand.

Da erhob sich Rembrandt und ging einige Male im Atelier auf und ab. Er kämpfte einen Kampf mit seiner heißen Freude über diesen Menschen. Hatte er jetzt nicht einen Freund? War dies nicht wirklich ein Mensch, dem er sich eröffnen konnte?

Aber schon riß er sich zusammen, seine Stimme klang knapp und hölzern, als er sagte: „Es freut mich, Eure Bekanntschaft gemacht zu haben."

Verwundert und enttäuscht blickte der Besucher ihn an. Seine eigene Höflichkeit, in der soviel Vertrauen lag, mochte ihm die schroffe Zurückhaltung des anderen unbegreiflich erscheinen lassen.

Doch da in Rembrandts Gesicht ein weicher Zug die starre Maske löste, erhob er sich und bot ihm die Hand: „Gestattet mir einmal wiederzukommen." Mit einer tiefen Verneigung schritt er hinaus.

Rembrandt stand und sah auf die Tür, die sich hinter ihm geschlossen hatte. Und da der andere schon aus dem Hause gegangen war, überkam es ihn plötzlich wie Zorn gegen sich selbst, daß er nicht freundlicher gewesen war, den anderen nicht dringend gebeten hatte, zu verweilen. Das alles fiel ihm jetzt auf die Seele.

Während er so dastand und mit sich haderte, merkte er, daß er nicht einmal den Namen des Besuchers behalten hatte. Er schlug sich gegen die Stirn. Wie konnte er nur so unachtsam sein, sich den Namen dieses Mannes nicht einzuprägen. Ach, sein ganzes Gemüt war zitternd bewegt von dieser ersten Begegnung mit einem Menschen. Konnte der andere nicht soviel größer, gewaltiger sein als er selbst, daß es nie zu verzeihen war, ihm nicht vertrauender begegnet zu sein?

In dieser unruhigen Gedankenflut verbrachte er die nächsten Tage. War er im Atelier an der Arbeit, so fürchtete er, der Fremde könnte unterdes draußen vorübergehen und nicht wagen, nach solch schroffer Behandlung wieder an die Tür zu klopfen. Eilte er auf die Straße, den andern dort zu suchen, so ängstigte ihn die Vorstellung, er möchte inzwischen umsonst an die Tür seiner Behausung geklopft haben.

Da, nach Tagen, fruchtlos an Arbeit, ermüdend in Unruhe, ging die Tür auf, und wie ein Gott stand der Fremde, der Freund, der Ersehnte in ihrem Rahmen. Jan Lievens — im selben Augenblick fiel Rembrandt auch der Name wieder ein.

Die Arme weit ausgebreitet, trat er ihm entgegen. Aber Lievens blieb an der Tür stehen, scheu und ungläubig lächelnd.

Da ließ er die Arme sinken, voller Scham und Schmerz über die Kälte und Einsamkeit seines Herzens. Abgewandt stand er, den Kopf gegen die Staffelei gedrückt. Mochte der andere sehen, daß er erschüttert war, mochte er begreifen, wie sehr ihm die Nähe eines Freundes not war.

Es war eine Zartheit über alles Erwarten groß, daß Lievens jetzt nicht zu ihm trat, sondern ihm Zeit ließ, seiner selbst wieder Herr zu werden. Er legte Hut und Umhang ab, warf die Handschuhe beiseite und trat an ein Bild heran. Wenige Augenblicke später waren sie in ein Gespräch über ihre Bilder vertieft. Mit einer leisen, zurückhalten-

den Stimme sprach Lievens seine Meinung über die Kunst der Zeit aus. Geschickt wußte er in Worte zu fassen, was ihm fehlerhaft und irrtümlich an ihr schien. „Ich meine, es müßte im Geiste liegen, in der Seele. Seid brünstig im Geiste, sagt der Apostel. Diese Brunst fand ich nirgends, wo ich sie auch suchte." Eine feine Glut lag auf seinen bläßlichen Wangen, brannte am Grunde seiner schmalen, zart bläulichen Augen.

Rembrandt schüttelte den Kopf und zeichnete mit der Kreide kleine Striche auf den Tisch vor sich. „Es liegt in unserm Volke, daß es seinem eigenen Geiste mißtraut."

Da er die Zustimmung in Lievens Gesicht sah, fuhr er fort: „Ich glaube jedoch, daß es gar nicht mehr so lange dauern wird, bis wir uns von Italien frei gemacht haben. Aber unsere Jugend und noch ein Stück der Mannesjahre wird darüber hingehen, ehe wir wirklich zu uns selber gefunden haben. Dann aber", er sah den andern lachend an, „dann werden wir sehr weite Wege gehen können." Er trat zu Lievens und legte ihm den Arm um die Schulter. „Hört zu, was ich gedacht habe. Ihr werdet mir einräumen, daß wir in den Staaten ein besonderes Volk sind; wir haben einen besonderen Boden, wir haben eine besondere Geschichte. Darum haben wir unsere eigene Arbeit und unsere eigene Kirche. Gleicherweise müssen wir aber auch unsere eigene Malweise finden. Ich meine nun nicht, daß wir nur die Art des Handwerks ändern: wir müssen unsere eigenen Gegenstände finden. Jesu Geburt ist bei uns etwas anderes als in Italien."

Lievens schüttelte den Kopf. „Wie wollt Ihr mit solchen Plänen in Holland etwas erreichen? Kein Lehrer lehrt so etwas; kein Kunstkenner erwartet so etwas."

Aber lachend schlug Rembrandt dem Sitzenden auf die Schulter. „Etwan seid Ihr zu mir gekommen, um mich von meinem Wege auf den der anderen Maler zu bringen?" Er lachte dröhnend. „Ich bin kein Mann, der davonläuft, wenn die Frau in die Wehen kommt. Eher gehe ich unter die Katholiken, als daß ich von meiner Malerei weiche."

Aber da der andere noch immer trübsinnig vor sich hinstarrte, fügte er ermunternd hinzu: „Solang Ihr noch gesund seid, Eurer Sinne

mächtig, was ficht Euch da an? Freie Bahn und festes Ziel, mehr braucht unsereiner nicht."

Es mußte gewirkt haben, was er dem mutlosen Maler zugerufen hatte; denn seit diesem Tage ging in den Leydener Malerkreisen das Gerücht um, der der Malerei beflissene Müllerssohn vom Wedderstegje habe sich mit dem Maler Lievens verbunden, eine neue Kunstart in den Staaten heraufzubringen. Man tippte sich an die Stirn, wenn man von ihnen redete. Aber dem Hohngelächter über diese beiden Künstler aus niederem Stande mischte sich der Neid, der eifrig tätig war, gegen den guten Ruf der beiden zu wirken.

Rembrandt, in seiner in sich gekehrten Lebensweise beharrend, achtete dieses Gerede nicht einen Heller. Wenn es nach ihm gegangen wäre, wäre überhaupt kein Wort darüber aus seinem Munde gekommen. Da aber Lievens schwächeren Sinns und befangeneren Urteils war, kam es doch hier und da vor, daß davon gesprochen wurde.

Es war ein grauer Regentag. Der Nebel trieb in dicken Schwaden durch die Straßen und über die Grachten. Unlust und Mißmut breiteten sich wie teuflische Dünste aus.

Rembrandt lehnte am Fenster seines Ateliers, unfähig zu jeglicher Arbeit. Solche Stunden waren es, in denen er schmerzlich beklagte, daß er kein Handwerker war, keiner, der sich die Grilligkeit aus dem Leibe schaffen konnte mit harter Arbeit. Wären nicht die Blicke der Brüder voll Spott und Scheelsucht gewesen, er wäre in die Mühle hinübergegangen, hätte seine Arbeit verlangt und dem Vater den Mühlknappen gemacht. Aber das ging nicht, und so stand er unzufrieden am Fenster, sah in die dämmrige Straße, horchte auf das Rauschen des Rheins, der Hochwasser führte, und hatte grollende Gedanken.

„Hol der Teufel dieses Wetter." Lievens war hereingetreten, den feuchten Mantel abwerfend. „Was treibst du bei diesem Nebel?"

Rembrandt drehte sich um. „Du bist auch schlechter Laune? Da bleib mir lieber vom Leibe. An solchem Tage noch anderer Leute Ärger mitzutragen, das übersteigt meine Freundeskräfte."

Lievens lachte und ließ sich auf einen Schemel fallen. „Das hilft

dir nichts. Wenn man den ganzen Tag nichts anderes gehört hat, als was über uns beide Schlechtes in der Stadt gesprochen wird, dann ist es wohl billig, daß man sich gegen Abend bei dir einfindet und dir dein Teil davon erzählt. Zum Teufel auch", rief er und ballte die Fäuste, „ich habe Lust, den ganzen Plunder an den Nagel zu hängen und meines ehrsamen Vaters Stickerei zu betreiben."

„Was hörst du danach? Sieh mich an."

„Ja", sagte Lievens nachdenklich, „du bist so ein seltsamer Kauz. Ich kann mich taub und stumm stellen wie ein Felsen. Ich höre doch, was um mich herum vorgeht. Aber du bleibst verschont und kümmerst dich nicht darum, ob ich . . ."

„Nein, nein, alter Freund." Rembrandt setzte sich neben Lievens auf den Schemel. „Ich kümmere mich wohl darum, was dir geschieht. Und wenn es dich erleichtert, dann sprich es dir von der Seele herunter. Ich will mir Mühe geben, deine Sorgen so ernst zu nehmen, wie du es dir nur wünschen kannst."

„Ach, es ist wieder das alte Lied, nur in neuer Strophe gesungen. Unsere Bilder sollen nichts taugen können, weil wir nicht genug blaues Blut haben. Soundso viele Tropfen blauen Blutes gehören dazu, wenn einer malen will. Und habe ich auch kein blaues, so jagt mich mein Blut doch und quält mich, wie keinem der andern Blaublütigen je geschehen wird."

Rembrandt lachte. „So laß dein Blut kochen und schäumen, daß sein gräulicher Dunst die andern ärgert. Leben wir nicht am Ende nur, um uns selbst zu genügen? Was gilt das Urteil der andern, solange man noch ein eigenes dagegenzusetzen hat?"

Lievens war aufgesprungen und durchmaß mit großen Schritten den dämmrigen Raum. Sinnend folgte ihm der Freund mit den Blicken, sah wie die lange, schmale Gestalt schattengleich auf und ab lief.

„Laß es gut sein, alter Freund", mahnte er schließlich.

Lievens blieb vor ihm stehen. „Ich weiß ja, daß meine Reden nichts nützen. Ohnehin wird bald kein Kunsthändler sich mehr bereit finden, unsere Bilder zu handeln."

Begütigend griff Rembrandt dem Erregten unter den Arm. „Komm, wir tun einen Gang vors Tor. Die kalte Luft wird dich beruhigen."

Sie gingen über die Rheinbrücke, unter der der Fluß seine schweren Wellen hindurchschob. Die dunkle Nacht herrschte schon hier draußen, wo kein Licht brannte und kein Mensch mehr wandelte.

Rembrandt schwieg, und auch Lievens, den die kühle Luft beruhigte, wagte kein Wort zu sagen, da ihn ärgerte, daß der besonnene Freund ihn so erregt gesehen hatte. Je mehr er fühlte, wie sehr er dem andern unterlegen war in der Selbstbehauptung gegen feindliche Anwürfe, um so mehr trachtete er danach, dies dem Freunde zu verbergen und es ihm nach außen hin nachzumachen in Gleichmut und Hartnäckigkeit.

„Mir ist heute auch nicht leicht zu Sinn", unterbrach Rembrandt seine Gedanken. Er war stehengeblieben und schlürfte die feuchte Luft über die Lippen wie einen Trank. „Wenn man hier im engen Kreise lebt, wenn die Nächsten um einen herumkriechen mit Gedanken und Wünschen, wenn Liebe und Sorge wie eine Last zu andern Lasten einem auf die Schultern gepackt werden ... da vergeht die Lust. Man möchte ein Krämer sein, der wenigstens sieht, wie sein Schacher ihn weiterbringt."

Lievens betrachtete den kleineren Freund, der vor ihm stand. Im Dunkel konnten seine Augen das bleiche, hagere Antlitz erkennen, das dunkle Haar, das wirr um die zerklüftete Stirn stand. Ihm ahnte, daß Rembrandt nicht mehr lange in Leyden bleiben würde und daß die Tage ihrer enge beieinander lebenden Freundschaft gezählt waren. Ein weiches Gefühl wollte ihn übermannen, er wollte etwas sagen. Da unterbrach wieder Rembrandts Stimme seine Gedanken.

„Es finden jetzt in Leyden des öfteren Kollegiantenzusammenkünfte statt. Bist du schon einmal dort gewesen?"

Lievens schüttelte den Kopf. „Du?"

„Ja, mit der Mutter das eine und andere Mal, hinter dem Rücken des Vaters, wie du dir denken kannst. Auch die anderen Brüder wissen nichts davon. Die Mutter ist in derlei Sachen eine gar verschlossene Frau. Ich fand ein Büchlein bei ihr und befragte sie darum." Er

schwieg eine Weile. „Die Mutter ist eine mächtige Frau. Im Kleinen mächtig. Sie lebt ein Leben unter uns, das uns alle bestrahlt. Und keiner weiß, woher sie die Kraft nimmt. Aber ich ahnte es schon lange, und seit einiger Zeit weiß ich es von ihr, daß sie zu den Kollegianten gehört. Es sind viele Leute wie sie darunter, voller Glauben und Innigkeit. Und dabei ist nichts Selbstgerechtes an ihnen zu finden."

„Ich kenne einige in meiner Nachbarschaft, die auch dazu gehören." Lievens schien zu übrlegen, was er sagten wollte. „Sie sind duckmäuserig, meine ich, und ich verachtete sie bisher."

„Ja, mein Lieber", lachte Rembrandt, „das ist nun so in der Welt. Den einen macht es groß, was den andern klein macht. Da muß man die Augen aufhalten, wenn man das Rechte erkennen will."

Sie waren unterdes umgekehrt und durch das Tor in die Stadt zurückgegangen. Da riß sich aus dem Straßendunkel eine Gestalt auf, drängte sich an sie. „Gebt ein Almosen, Herr", forderte eine unruhvolle Stimme.

Lievens trat zurück, während seine Hand nach der Börse griff. Ihn ekelte der Bettlergeruch.

Aber Rembrandt war nahe an den Bittenden herangetreten, sah ihm forschend ins Gesicht. „Ihr seid wohl nicht des Landes?" fragte er.

Der Fremde schüttelte den Kopf. „Aus Deutschland."

Rembrandt legte ein Geldstück in die Hand, die sich hastig darum schloß. „Was sucht Ihr hier?"

„Was sollte ich suchen, Herr? Für unsereinen ist hier ebensowenig zu hoffen wie jenseits des Rheins, wo sie sich bekriegen um ihren Gott mit Morden und Brennen."

„Komm", bat Lievens, dem im Grau der Nacht und in der Unruhe des eigenen Herzens davor bangte, etwas vom Krieg jenseits der Grenzen zu hören.

Aber Rembrandt blieb stehen. „Seid Ihr vertrieben?" forschte er.

„Ach, vertrieben. Die Mühe wendet man nicht mehr an uns. Wo wir Menschen bleiben, ist denen einerlei, wenn sie unser Vieh geschlachtet, unsere Vorräte gefressen, unsern Wein gesoffen und unsere

Weiber geschändet haben. Wenn die Dächer über unsern Köpfen brennen, dann ist dafür gesorgt, daß wir uns davonmachen."

„So solltet Ihr Euch auch am Kriege beteiligen. Es ist ein lustiges Handwerk. Und wenn Ihr's seid, der den andern das Fell über die Ohren zieht, so ernährt Euch diese Beschäftigung besser als die Bettelei."

Da lachte der Bettler. Es war ein überaus seltsames Lachen, höhnisch und stolz klang es. „Es ist nicht jedermanns Sache, seinem Nächsten nach dem Leben zu trachten."

Schon war er zur Seite gewichen und duckte sich hinweg ins Dunkel der Nacht.

Ein Mennonit, dachte Rembrandt, der von der Mutter viel über die Sekte gehört hatte, die den Eid und den Kriegsdienst verweigerte.

„Was wolltest du von dem Kerl?" murrte Lievens und zog den Versunkenen mit sich fort. „Solche Gesellschaft genügt, daß unser Ruf vollends zerstört wird. Da braucht nur einer vorüberzugehen und sehen, wie du den stinkenden Kerl anblicktest, um dir eine Flut von Schmähungen andichten zu können."

Da lachte Rembrandt, ein Lachen, so höhnisch und stolz, wie es der Bettler gelacht hatte. Bewundernd und hingerissen ergriff Lievens des Freundes Arm und schritt neben ihm aus, so, als könne ihnen niemand mehr etwas anhaben.

Zwar war es den beiden Freunden in den kommenden Monaten noch nicht fühlbar, aber es war dennoch so, daß seit dieser Begegnung mit dem Bettler aus Deutschland etwas Fremdes zwischen ihnen schwang. Rembrandt selber war es, von dem dieses Fremde ausstrahlte. Immer häufiger ging er in die Zusammenkünfte der Kollegianten, sprach mit ihnen und dachte über ihre Lehrsätze nach. Hier fand er jene geheimnisvolle, aus dem Seelengrunde blühende Glaubenskraft, nach der er im lärmenden und belehrenden Predigtgang der Kirche umsonst lechzte. Diese Kirche, die Bilder verabscheute, die Pracht und Schönheit verbannte, fremdete ihn an, so oft ihn etwas zu ihr führte.

Brauchte nicht der Künstler eine Gottesliebe, die heller loderte und wärmer war als die anderer Menschen? Aus welchen Quellen sollte sich denn ansonst seine Kunst nähren? Und mit dieser Gottesliebe, so fühlte er ganz genau, würde er zu keiner Zeit in der Kirche Raum finden.

Die Sünde der Welt mochte andere quälen.

Mit Gleichmut sah er auf Roheit und Gemeinheit der Mitmenschen herab, seines Herzens Inbrunst wie eine heilige Flamme mit sich tragend.

Deshalb ging er zu den Kollegianten und zählte sich im Geiste zu ihnen. Denn bei ihnen war ungebrochene Glaubenskraft, die nicht an irdische Formen gebunden war, sondern frei und unmittelbar zum himmlischen Vater aufsteigen durfte.

Hand in Hand aber mit dieser frommen Erweckung seines Herzens ging eine andere, glühender noch und jäher, bedrängender und quälender.

Er ertappte sich eines Tages dabei, daß er der Magd, die im Hause der Mutter zur Hand ging, lange nachsah. Sie war nicht von schöner, aber magdlich kräftiger Gestalt.

Die flammende Begier hinabzudrücken gelang ihm zwar für einige Zeit. Aber es schlug doch wieder aus ihm heraus. Bis dahin nicht beachtete, nicht gehörte, nicht gesehene Begebenheiten bekamen nun plötzlich Gewicht und Gesicht. Der starre Zwang, der ihn bis jetzt an die Arbeit gebunden hatte, war durchbrochen. Fluten brachen in die Dämme, die er vor sich und das Leben gestellt hatte. Er mußte hinaus und der Gefahr ins Auge sehen. Lange genug hatte seine selbstgewollte Lehrzeit gedauert.

Selbstverständlich hatte er auch früher schon Frauen gesehen. In Amsterdam, wo die Maler untereinander sich fast nur nach den Weiberkenntnissen maßen, hatte er sich viel mit seinem Leibe und dessen Gelüsten herumgeschlagen. Er hatte sich damals, derb und wenig wählerisch, wie er war, mit anderen in ein Frauenhaus

schleppen lassen, war auch das eine und das andere Mal allein dorthin gegangen.

Dem hatten die Leydener Jahre in strenger Arbeit und Selbstzucht ein Ende gemacht. Nicht einmal große Überwindung hatte dazu gehört, so sehr erfüllte ihn die Kunst und nahm seine Kräfte vollauf in Anspruch.

Aber das war jetzt plötzlich alles vorbei. Als habe eine höhere Macht ihm die Selbstverfügung entwunden, so arbeitete es in ihm. Es war nicht jene halb aus Neugier, halb aus innerer Unsicherheit entstandene Lüsternheit. Es war keine derb sinnliche Begierde, die aus einem kraftstrotzenden Leibe kam. Es war ganz anders.

Wie ein gewaltiger Einbruch kam es, wie ein Unwetter, dem nicht zu entweichen ist. Er biß die Zähne zusammen vor Qual und Wonne. Sein Leib fieberte; vor seinen Augen tanzten Farben und Formen. Er hätte laut aufschreien mögen, als träfe ihn ein Todesstoß. Er hätte sich in das Meer stürzen mögen wie in einen großen Schoß, der sich verheißungsvoll unter ihm öffnete. Er hätte verlodern mögen in einem großen Brande, der alles zu Asche macht.

Daß das nicht jener Magd galt, wußte er genau. Er hatte überhaupt keine Lust, ein Weib anzurühren. Seine Gier galt nicht einem bestimmten Menschen. Sie galt einem großen Wesen, einer Macht, die unendlich war wie die Natur.

Tatenlos durchschritt er die Felder, wanderte an Flüssen entlang, sang sich Lieder in rauhen, unreinen Tönen. In jenen Tagen begriff er, daß man ein Mönch werden konnte, daß man diese große Lebenslust opfern konnte auf dem Altar einer unbekannten, übermenschlichen Macht, die die Erde erfüllte.

Im leidenschaftlichen Auf und Ab dieser Gesichte blieb aber eins beständig und fest, war wie der Mittelpunkt eines großen Kreises, ja des ganzen Weltkreises: es war das Antlitz der Mutter. Die Mutter, seine Mutter. In ihr lag eigentlich alles begründet, ging von ihr aus, kehrte zu ihr zurück. Alles Gewaltige, Grausame, alles Schützende, Wärmende, alles Erregende und Beruhigende umgab ihn, wenn er an die Mutter dachte.

Aber gleichzeitig packte ihn eine schmerzhafte Erkenntnis, daß er weit entfernt von diesen mütterlichen Bezirken lebte, leben mußte. Behagliches in sich Beruhen durfte ihm nicht gegeben werden. Frevel war es, wenn er danach seine Hände auszustrecken wagte. Und erneute Qual brach über ihn herein und stäupte ihn wie einen Verbrecher. Von Grauen gefoltert, suchte er die Stelle im Alten Testament, in der die Überwindung des Riesen Simson zu lesen war. Es war nicht einmal sein Wille, daß dieser Kampf zwischen Mann und Weib, zwischen Held und Hure ihn bei Tag und Nacht beschäftigte, daß in all seinen Zeichnungen und Entwürfen dieser eine Gegenstand immer wieder auftauchte.

Zum Freunde Lievens, der ihm völlig aus den Blicken geschwunden war, wagte er eines Tages die Frage: „Was weißt du vom Weibe?"

Der Gefragte sah ihn an, unschlüssig, wie die Frage gemeint sei.

„Ich meine, ob du schon jemals einer Frau Herr wurdest?" beharrte Rembrandt.

Lievens zuckte die Achseln. Er hatte Frauen besessen, sicher, nicht nur eine; das konnte der Freund ohne Frage wissen. Was sonst gemeint sein konnte, begriff er nicht. Er wollte auch nicht davon sprechen.

„Also auch unterlegen", sagte Rembrandt und zeigte zum ersten Male dem Freunde ein hochmütiges Gesicht.

„Herrgott", knurrte Lievens, „nimm es doch nicht so feierlich. Ein Mann muß solche Sachen möglichst schnell hinter sich bringen, wenn er daran nicht zugrunde gehen will. Eine ehrsame Bürgerin zu ehelichen, steht uns nicht an. Das weißt du so gut wie ich. Oder sollte etwa dein Vater dir eine Frau gewählt haben?"

Lievens wagte ein leises Lachen.

Aber Rembrandt lachte nicht mit ihm, sondern stand schwerfällig vom Stuhl auf und zog ein Tuch von der Staffelei. „Sieh her, daran habe ich in diesen Tagen gearbeitet."

Es war ein Bild der Delila, die die Haare des in ihrem Schoße Ruhenden verräterisch den Häschern entgegenhält.

Lievens stand erstarrt, blickte auf das Bild und wagte keinen Atemzug zu tun. Dann wandte er sich ab, wie beschämt. „Decke es wieder

zu", bat er leise. Seine Stimme klang seltsam verschleiert, so, als habe er eine Beichte wider seinen Willen entgegennehmen müssen.

Rembrandt lächelte. „Siehst du", meinte er schlicht und breitete das Tuch wieder über die Staffelei, „da bleiben auch dir die Worte weg. Das ahntest du nicht, mein Lieber. Ich sehe es an deinem Gesicht."

Was er selten tat, er trug einen Krug Wein herbei und stellte dem Freunde ein volles Glas hin. „Da, trink. Du brauchst dich nicht zu fürchten, ich decke das Bild nicht wieder auf. Ich will auch nicht mehr davon sprechen. Aber", er hob sein Glas und ließ es gegen das des Freundes klingen, „trinke mit mir, diese Kanne und auch die nächste. Denn ich muß fühlen, daß einer ist, der weiß, was ich in mir trage."

Aber es half wenig. Die alte Vertrautheit wollte sich nicht wieder einstellen.

Lievens empfand des Freundes Kühle und Gelassenheit als Hochmut. Die lodernde Eifersucht, die er gegen alles empfand, was ihm den Freund nehmen konnte, ließ sich nicht zügeln. Mit Abscheu dachte er daran, daß es auch bei ihnen das Weib gewesen war, das die Männerfreundschaft gestört hatte. Rembrandt war nicht anders als andere Männer, die sich Hals über Kopf in die Leidenschaft stürzten und darüber den Wert einer ruhigen Freundschaft vergaßen.

Es war ihm oft schwer, nicht herauszufahren mit allem, was er gegen den Freund auf der Seele trug. Du bist es gewesen, der mich einsam gemacht hat. Du hast mich von allen andern Künstlern ferngehalten, hast dich in meine Seele eingedrängt, sie ganz ausgefüllt. Du hast mich mit deinen Bildern und Entwürfen bedrängt, hast meine Arbeiten verurteilt, mich solange geknebelt, bis ich nichts anderes geworden bin als dein Schatten.

Der ohnmächtige Haß des Schwächeren gegen den Stärkeren kochte in ihm. Hatte er nicht alles darangegeben, diesem Freunde nahe zu stehen, gemeinsam mit ihm zu schaffen? Und nun wandte er sich von ihm, drehte sich ab mit schlecht verhehlter Überheblichkeit. Und er war alleingelassen, ohne innere Sicherheit, ohne eine Möglichkeit zu sehen, alte Beziehungen wieder aufzunehmen, sich wieder zurückzu-

finden in die früheren Kreise. Das war das Ende dieser himmelstürmenden Freundschaft. Den andern hatte sie weitergebracht, mit jedem Tage hatte sie ihn vorwärtsgerissen auf der Bahn zu Größe und Ruhm. Ihn aber hatte sie irregeleitet, ihn hatte sie einsam, hatte sie zum unselbständigen Nachahmer gemacht, der seiner eigenen Kraft nichts mehr zutraute. Niemals hätte er dieselben Wege einschlagen sollen wie dieser Rembrandt, der ihm von Anfang an unheimlich vorgekommen war, der gewalttätig und rücksichtslos mit allem verfuhr, was ihm im Wege stand. Der nicht einmal merkte, daß neben ihm ein Unglücklicher lebte.

In diesen Tagen dumpfer Spannung zwischen den Freunden war es gut, daß sie nicht immer nur aufeinander angewiesen waren, daß ihr Kreis sich erweiterte.

Schon seit längerer Zeit hatte Rembrandt einen Schüler, Gerard Dou. Ein fleißiger Jüngling, der jedes gewaltsamen Innenlebens entbehrte und voller Bereitschaft war, dem Lehrer zu folgen. Er sah nichts von all den gefährlichen Abgründen, die des Meisters Werk durchklüfteten. Er spürte auch nichts von den Gewittern, die in Rembrandts Gesicht wüteten. Er hatte seine stille, beharrliche Lust an der Arbeit und nahm von niemandem an, daß es ihm anders gehen könnte.

So hochfahrend sich Rembrandt nun zuzeiten gegen jedes Mittelmaß in der Kunst gebärden mochte, Dou gegenüber war er von einer beinahe brüderlichen Zartheit und Schonung. Hatte ihn doch eine Ahnung von dem Kampfe in Lievens Seele getroffen? Er sprach nie davon; aber zuweilen ruhte sein Blick mit schmerzlicher Erkenntnis auf dem verzehrten Gesicht des Freundes, und durch nichts war er zu bewegen, über Kunst und Künstler mit ihm zu sprechen. Ein stilles Mahnen war für ihn die Gestalt des fleißigen Schülers. Es war, als habe ihm jemand die Grenze gegen seine Mitwelt gewiesen. Nur dem jugendlichen Drange konnte man ein Überschreiten verzeihen. Aber dem bewußt gewordenen Manne mußte das als Frevel ausgelegt werden.

Zu dieser Erkenntnis trug ganz besonders der von Rembrandt seit kurzer Zeit zu Radierungen verwandte Maler Johan Georg Vliet bei. Er war lange Zeit in Paris gewesen, wo er ein frei umherschweifendes Leben geführt hatte, sich in den Kreisen der Bettler und fahrenden Künstler seine Freunde suchend. Mit einer Mappe voll Zeichnungen und Radierungen, deren Motive er in Anlehnung an Callot gestaltet hatte, war er eines Tages bei Rembrandt erschienen. Er sei bis über die Ohren verschuldet und fühle sich außerstande, auf eigene Faust davon freizukommen. Ob der Meister nicht Verwendung für ihn habe. Er sei fähig, angegebene Entwürfe auszuführen, besonders habe er eine gute Art, Zeichnungen zu Radierungen zu benutzen.

Rembrandt hatte anfänglich den Kopf geschüttelt. Er hatte noch keinen festen Handel mit seinen Bildern angefangen, wollte noch nicht in diesen Strudel hineingezogen werden. Wie sollte er da Arbeit für andere haben?

Aber nach einigem Hin und Her der Überlegung hatte er dann doch eingewilligt, daß Vliet sich in seinem Atelier einen Tisch für seine Arbeiten aufstellte.

Das war nun ein unruhiger Geselle, der da neben Rembrandt schaffte. Anfangs gelang es ihm, sich zu mäßigen und seine unruhige, auf und ab flackernde Arbeitslust dem zähen Gange regelmäßigen Wirkens, wie er es bei Rembrandt sah, anzupassen. Aber damit war es bald vorüber. Als die ersten Aufträge gekommen waren und er Geld in den Händen hatte, stahl er sich des öfteren vorzeitig fort, kam auch wohl erst in den späten Mittagsstunden zur Arbeit und hatte verglaste Augen.

„Zum Teufel", brüllte Rembrandt ihn an. „Wozu seid Ihr eigentlich hergekommen? Diese Ätzung habt Ihr verdorben, und mit der Sauberkeit Eures letzten Blattes war es auch nicht weit her. Zu solcher Lumperei habe ich keine Zeit."

Vliet fuhr auf, wollte ein grobes Wort sagen, knickte aber unter des jungen Meisters Blicken schnell wieder zusammen. „Ich habe nicht die Stetigkeit", jammerte er. „Eine früh verdorbene Jugend hat mich unruhig gemacht. Ich kann nicht arbeiten wie Ihr."

Rembrandt, dem nicht sehr wohl war in seiner Haut als Erzieher, den es überhaupt unsäglich anwiderte, einem Manne, der älter war als er selbst, viel mehr von der Welt gesehen hatte und an Begabung ihm eigentlich nicht nachstand, so auf die Finger sehen zu müssen, schwieg zu solchen Winseleien und gab es bald auf, überhaupt noch etwas zu dem Lebenswandel Vliets zu sagen.

Eines Feiertags kam er ins Atelier, ein Buch, das er dort liegen hatte, zu holen. Da gewahrte er Vliet, der in tiefer, entzückter Betrachtung vor einem Bilde seines Meisters stand. Er hörte nicht, daß jemand das Zimmer betreten hatte. Leise murmelte er vor sich hin: „So werde ich es auch machen. Das ist die beste Malkunst in den Staaten. Daneben kann niemand etwas malen. Ich werde mich daran halten."

„Was murmelt Ihr da?" rief Rembrandt von der Tür her. „Ihr treibt wohl Zauberei über meinen Bildern?"

Vliet fuhr herum. „Meister, großer Meister, das ist ein überirdisches Bild. Das kann der große Rubens nicht so gut malen. Was für ein göttlicher Maler seid Ihr."

Er war an Rembrandt herangetreten und blickte ihm in die Augen. Kriecherische Freundlichkeit mischte sich mit aufrichtiger Bewunderung in seinem gedunsenen, verwüsteten Gesicht.

„Laßt es gut sein", wehrte Rembrandt ab. „Ihr seid auch kein schlechter Maler. Und wenn Ihr mehr Sitzfleisch hättet..."

„Haltet ein", rief Vliet, „haltet ein, ehe Ihr ein Urteil über mich fällt. Ihr seid bestimmt, Großes zu leisten in der Welt. Die göttliche Vorsehung hat es gut mit Euch gemeint. Aber ich", er hob die Hände zur Stirn, als schmerze ihn, was er sage, „ich bin ein Verworfener vom Mutterleibe an. Ich werde niemals Ruhm erwerben. Ich werde verkannt und mißachtet sterben."

„Ihr seid ein Grübler", begütigte Rembrandt. „Wenn Ihr frischer an die Arbeit ginget, Euch nicht anfechten ließet von Versuchungen, dann würdet Ihr mir in nichts nachzustehen brauchen. Und vielleicht kämet Ihr auch innerlich zur Klarheit."

Vliet schüttelte den Kopf. „Ihr seid gut, Meister. Das ist wahr. Ihr habt eine große Geduld mit mir. Aber auch Ihr werdet mich nicht bewahren. Wenn ich Eure Bilder ansehe, wie groß sie sind, wie gewaltig, wie aus allem Eure göttliche Kraft spricht, dann weiß ich, wie geringfügig mein Schaffen ist. Ach, wäre es mir doch vergönnt, wie Johannes der Täufer vor dem Herrn, so vor Euch herzuwandeln, Euch anzukündigen wie einen Gottessohn."

Tränen standen in seinen Augen, seine Hände lagen auf Rembrandts Arm.

„Geht nach Hause", herrschte Rembrandt ihn an. „Schlaft Euren Rausch aus." Und die Hände Vliets von seinem Arm schüttelnd, ging er eiligst zur Tür hinaus.

Das war nun ein schwerer Schlag, der Rembrandt tagelang krank und lebensunlustig machte. Was in aller Welt hatte er getan, daß sich dieser unselige Mensch gerade an ihn hing? Was konnte er vor allen Dingen jetzt tun, damit die fürchterliche Verkettung gelöst wurde?

Schon häuften sich auch Klagen und Mahnungen der Bürger, besonders der Wirtsleute, bei denen Vliet seine hohen Zechen stehen hatte, über den unsauberen Lebenswandel des zugereisten Malers. In einem Freudenhaus war er der häufigste Besucher; in allen Streichen und Scherereien mit dem Rate hatte er seine Hand. Was sollte ein so zerrüttetes Leben der Kunst noch nützen? Was sollte der Meister mit einem solchen Schüler beginnen?

Zu Lievens wagte Rembrandt in dieser Sache kein Wort zu sprechen. Er fürchtete, der Freund werde aus seiner eigenen eifersüchtigen Qual heraus keine tröstenden Worte finden. So blieb er mit diesem Schmerze allein, und es fruchtete wenig, daß der getreue Dou ihn mit ergebener Stimme mahnte, nicht allen Frohsinn zum Teufel fahren zu lassen, weil der wilde Vliet so gänzlich vor die Hunde gegangen war.

Keine andere Hoffnung beseelte Rembrandt in jenen düsteren Tagen, da auch der Vater schwer erkrankt war, als daß sich bald eine Gelegenheit ergeben möge, die ihn in die Ferne, in andere Verhält-

nisse brachte. Die Tage stiller Arbeit waren ja nun doch einmal vorüber. Die Stunden bescheidenen Dahinlebens, in künstlerischem Selbstgenügen waren vergangen. Es nützte nichts, sie mit Gewalt zurückführen zu wollen. Ehrgeiz, Ruhmsucht, Geltungsdrang wuchsen mit jedem Tage mächtiger in ihm. Hier und da gelangen ihm geschickte Bilderverkäufe, und er konnte es sich nicht verbergen, daß ihm klingender Lohn in der behäbigen Prägung holländischer oder gar in der prunkenden Münzung fremder Länder besser in den Ohren klang als in früheren Zeiten.

Schon waren Kunstbeziehungen zu Leydener und auswärtigen Händlern angebahnt. Wiederholt brachte der Bote Sendungen aus Amsterdam oder entführte gewichtige Packen, sorgfältig verschnürt, in die große Stadt. Der junge Rembrandt hatte auch in sich das Erbteil jedes Holländers entdeckt: die Gewandtheit im Handeln, die Lust am Gewinne.

Damit war bald eine große Veränderung in sein Leben eingebrochen. Zwar ging er noch wie bisher im schmucklosen Gewande und lebte nach wie vor von wenig anderem als Käse und Heringen. Aber hier und da betrat er doch ein vornehmes Speisehaus; dann und wann sah er sich nach einem schönen Stoffe, nach einem wertvollen Schmuck um. Er betrat die Winkelläden, in denen Juden und Trödler Kostüme und Waffen, phantastischer und geheimnisvoller Abkunft, feilboten. Der einfache Müllerssohn, der stille Geselle seiner einsamen Träume, reckte die Hände nach Dingen und Lichtern aus, die ihm zwar jetzt noch glückbringend schienen, ihm aber auch Ruhe und Kraft raubten, da er sie zu begehren begann.

Und schon streckte die große Welt die Arme nach ihm aus, sandte einen aus ihrer Mitte, der ganz dazu angetan war, des scheuen Malers Herz zu gewinnen und ihm Mut zu machen, in die Ferne zu gehen.

Es war ein vornehmer Wagen, der eines hellen Sonnentages vor dem Hause am Wedderstegje hielt. Und ein vornehmer Mann war es, dem der Diener mit eilfertiger Höflichkeit aus dem Wagen half. Die Magd stand schon an der Tür, mit rotem Kopfe, die nackten Arme hinter der Schürze versteckt.

„Ja, Herr, hier wohnt der Maler Rembrandt van Rijn. Ja, Herr, er ist in seinem Atelier."

Sie knickste und lief mit klappernden Schuhen dem Fremden voraus.

„Mein Gott", sagte hinter dem Schiebefenster die Mutter, „mein Gott, was mag der von unserm Sohne wollen?"

Unterdes hatte die eilfertige Magd die Tür zum Atelier geöffnet und den Herrn hereingeleitet.

Rembrandt sprang nicht vom Stuhle auf, auf dem er über eine Platte gebeugt saß und zeichnete. Er wandte sich auch nicht um, sondern rief unwirsch: „Wer stört mich da?"

Entsetzt stand die Magd an der Tür, mit offenem Munde. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte. Aber da der vornehme Herr nur lächelte ob dieses Empfanges, meinte sie, er werde schon selbst die rechten Worte finden und huschte zur Tür hinaus.

Der Fremde räusperte sich und fragte mit freundlicher Stimme: „Meister, habt Ihr ein Stündchen Zeit für einen, den Eure Kunst hierher zog?"

Da wandte sich Rembrandt schwerfällig und taumelig vom scharfen Sehen auf die Platte um und faßte sich mühsam, während er die erstaunten Worte hervorstieß: „Was führt Euer Edlen zu mir?"

„Ich bin Konstantin Huygens, Sekretär des Statthalters, des Prinzen Heinrich Friedrich. Da ich von Freunden Gutes über Euch hörte, nahm ich den Weg über Leyden, Eure Bilder anzusehen."

Rembrandt hatte sich erhoben und dem Gast einen Stuhl hingeschoben. Eine Welle von Stolz und Ehrgeiz schwellte sein Herz, als er den Herrn mit zögernder Stimme fragte, was er zu sehen wünschte.

„Alles, mein Freund, was Ihr schafft und was Ihr Freunden vorlegen mögt."

Rembrandt wandte sich zur Staffelei, ein Bild frei zu machen. Das herablassend freundliche Verhalten des vornehmen Besuches verwirrte ihn. Sicher ist er den Umgang mit berühmten Künstlern, wie Rubens, gewohnt, die er wie seinesgleichen behandeln kann; denn mir gibt er solche freundlichen Worte doch wohl nur aus Gnade, dachte er. Wut und Ärger über seine eigene Ungeschicklichkeit und

Verlegenheit stiegen ganz unmittelbar in ihm auf. Am liebsten hätte er dem Besucher die Tür gewiesen.

Da tönte Huygens' Stimme hinter seinem Rücken mit entwaffnender Liebenswürdigkeit: „Ich störe Euch wohl gerade in einer wichtigen Arbeit? Wollet mir eine Stunde angeben, in der ich Euch erwünschter bin. Ich verweile noch einige Tage hier in Leyden."

Die echte und offene Höflichkeit in diesen Worten beschämte Rembrandt. Er wagte kaum zu entgegnen, daß ihm der Herr auch jetzt genehm und er zu Diesten sei.

Dann bot er dem Staatssekretär schweigend ein Blatt, das dieser, bedrückt durch die unschmiegsame Art des Malers, stumm betrachtete. „Ihr wart in Amsterdam?" fragte er dann.

Rembrandt hob den Kopf. „Nur kurze Zeit", sagte er. Er wäre gern weiteren Fragen in dieser Richtung entgangen.

Aber Huygens schien schon Genaueres über ihn zu wissen. „Ihr lebt sehr einsam, erzählte man mir, schließt Euch anderen Künstlern nicht an. Warum tut Ihr das?"

„Verzeihung, Euer Gnaden", sagte Rembrandt, „es ist schwer für einen jungen Künstler, sich in den Kreisen der anderen zurechtzufinden. Ich gab alle Freundschaft auf, um frei zu sein."

Huygens sah in das knollige, häßliche Gesicht, dem die Erregung dieser Stunde nicht zur Verschönerung diente. Kein vornehmes Blut, dachte er, während er mit der schmalen, gepflegten Hand das Blatt glatt strich.

„Ihr solltet doch aber etwas für die Geselligkeit tun. Hier und da ist es sehr heilsam, sich in den Kreisen seiner Mitmenschen auf die eigene Menschlichkeit zu besinnen."

Er wollte einen Scherz an diese Mahnung knüpfen. Aber des Künstlers Augen starrten ihn so gebietend an, daß er abbrach und schweigend auf eine neue Radierung blickte, die Rembrandt ihm hingehalten hatte.

Nach einer Weile des Betrachtens meinte Huygens: „Ich hörte aber, daß Ihr einen Freund habt, einen, der gleichen Sinnes ist wie Ihr."

Rembrandt verneigte sich bejahend. Es wurde ihm schwer, von dem Freunde zu sprechen. Dann aber dachte er, daß er Lievens die vornehme Bekanntschaft nicht vorenthalten dürfte, und nannte Namen und Wohnung des Freundes.

„Ihr habt eine eigene Art zu arbeiten", begann Huygens dann. „Es ist viel Unklarheit in Euren Werken. In der Radierung scheint Ihr jedoch sehr sicher zu sein. Wer lehrte Euch diese Kunstgattung?"

Rembrandt überhörte diese Frage und wies dem Gast ein kleines Bild der letzten Wochen, einen reuigen Judas darstellend. Davor geriet nun der feinsinnige, gebildete Mann in großes Entzücken, nannte es ein Werk, wie es bisher in ganz Holland noch nicht gemalt worden sei und weissagte dem Künstler eine bedeutende Zukunft.

„Warum geht Ihr nicht nach Italien?" fragte er.

„Euer Edlen, es mangelte bis jetzt der Zeit und Muße. Auch glaube ich, daß hier in Holland genügend bedeutende italienische Maler zu sehen sind, als daß eine Reise nach dem Süden wirklich erforderlich wäre."

„Aber das Land, die Menschen dort, die Bildung ..." Huygens betrachtete den Künstler aus seinen hellen Augen. „Es würde Euch sicher fördern."

Da aber Rembrandt hierzu nichts entgegnete, zog Huygens seine goldene Uhr hervor und sagte mit aller Höflichkeit seiner lange geübten Menschenbehandlung, daß er zwar heute keine Zeit mehr erübrigen könne, doch aber gern am nächsten Abend einige Stunden gemeinsam mit den Freunden verbringen wolle. Da könne er sich am besten mit ihren künstlerischen Absichten bekannt machen.

Rembrandt beeilte sich zu sagen, daß er mit Freuden der Einladung folgen und auch Lievens glücklich sein würde, die Bekanntschaft des Herrn machen zu dürfen.

Huygens nickte schweigend mit dem Kopfe und unterdrückte, über den dunklen Flur vorangehend, nur mühsam ein Lächeln über die aufdringliche und allzu bewußt vorgetragene Schmeichelei. Am Wagen drückte er dem Künstler ohne jede Herablassung freundlich die Hand und bat aufs neue, daß man ihn am folgenden Abend in seiner Be-

hausung aufsuchen möge. Dann stieg er in den Wagen, der ihn eilig davon führte.

Rembrandt trat in den Hausflur zurück, nachdem er der dahin-rollenden Kutsche noch einen nachdenklichen Blick gegeben hatte. Aber schon umringten ihn Vater und Mutter, die Brüder, einige Nach-barn, das Gesinde. Frage auf Frage stürmte auf ihn ein. Er jedoch, noch benommen von der feinen Weltlichkeit des vornehmen Besuches, empörte sich zutiefst über die neugierige, allen Stolzes bare Art seiner Leute. Mit wütend gerötetem Gesicht schrie er: „Was schert es euch, wer mich besucht? Laßt mich in Ruh mit euren Fragen."

Ohne auf die bittenden Blicke der Mutter und das mißmutige Kopfschütteln des Vaters zu achten, ging er ins Atelier und riegelte hinter sich ab. Doch durch die Tür hindurch noch drangen die Stim-men der Mutter und einiger Nachbarinnen, die sich in Mutmaßungen über den Besuch und in Vorwürfen gegen des Sohnes hochfahrendes Wesen ergingen.

Bis zum Dämmern verließ Rembrandt nicht sein Atelier. Dann aber eilte er in die Wohnung des Freundes.

„Du bringst Wichtiges?"

Rembrandt lächelte, und es brach wie ein Triumph aus seiner Stimme: „Der Sekretär des Statthalters hat mich heute besucht."

„Was sagst du? Der Sekretär des Statthalters?" Mit offenem Munde starrte Lievens auf den Freund.

Auch Rembrandt schwieg. Ihm war, als könne er erst jetzt das Er-eignis in seinem ganzen Umfange begreifen.

„Er hat uns beide für morgen abend zu sich geladen."

Lievens schüttelte den Kopf. „Wie ist es nur möglich? So plötzlich. Wer mag ihm nur unsere Namen genannt haben? Was werden nun die anderen Leydener Maler sagen?"

Aber Rembrandt achtete seiner Fragen gar nicht. Mit großen Schritten ging er im Zimmer auf und ab und beredete die Folgen, die dieser Besuch haben könnte.

Am Abend des nächsten Tages begaben sich beide in die Wohnung des Sekretärs, Rembrandt in einem prunkenden Gewande, das Lie-

vens mit Kopfschütteln zum ersten Male an ihm wahrnahm. Es sah wie eine Verkleidung aus.

In einem vornehmen, ruhig gelegenen Raume empfing Huygens die beiden. Ein ausgewählt gedeckter Tisch lud zum Mahle ein. Der Gastgeber ehrte seine Gäste durch ein festliches Gewand und überaus höfliches Benehmen.

Vorerst drehte sich die Unterhaltung nur um geringfügige Dinge. Rembrandt saß schweigend auf seinem Sitz, indes der in solchen Dingen gewandtere Lievens die Unterhaltung mit dem Kavalier führte.

Zum Nachtisch reichte Huygens feines Konfekt und meinte ermunternd: „Man ißt nirgends so gutes Konfekt wie in Holland. Ich habe überhaupt gefunden, daß die Staaten es beinahe in allem mit anderen Ländern aufnehmen können."

Lievens fragte kecklich: „Was halten Euer Edlen denn von der holländischen Malerei im Vergleich mit anderen Ländern? Wir sind begierig, ein Urteil aus Eurem Munde zu hören."

Ein brennender Blick aus Rembrandts Augen traf den Sekretär, der ihm sein Glas zuhob und es lächelnd leerte. Dann trocknete er die Lippen im seidenen Mundtuch und meinte freundlich: „Ich habe viele Länder gesehen und bin an ihren Künstlern auch nicht achtlos vorübergegangen. Es wird den Holländern nicht leicht fallen, etwas den Italienern oder auch nur den Belgiern Ebenbürtiges zu leisten. Seht doch das Land und die Menschen an. Es fehlt der großartige Schwung; es fehlt das verschwenderische Genießen des Augenblicks; es fehlen Hingabe und Selbstvergessen."

Einen Augenblick ruhten Rembrandts Augen verzehrend auf dem vielgereisten, kundigen Manne. Dann aber kräuselten sich seine Lippen. Ein Nachempfinder, dachte er, kein selbständiger Künstler.

Huygens fühlte, was in Rembrandt vorging. Und höflich ihm zugewandt, sagte er: „Als ich Eure Bilder sah, fühlte ich, daß Ihr weiter seid als alle, die mit Euch leben, ja sogar als alle, die bisher in den Staaten die Malerei ausübten. Es ist wahrscheinlich, daß Ihr, auf Eure Art, dem großen Rubens nicht nachstehen werdet." Er machte eine kleine Pause, um die Wirkung seiner Worte abzuwarten.

Aber in dem harten, verschlossenen Gesicht des Müllersohns war keine Regung zu sehen. Machte etwa ein solches Lob keinen Eindruck auf ihn? Leicht gekränkt fuhr Huygens fort: „Aber Ihr solltet trotzdem nach Italien gehen. Ihr solltet Euch durch den Zeit- und Geldaufwand nicht davon abbringen lassen. Denn es ist ein herrliches Land; es ist das Land der klassischen Bildung, ohne die keiner etwas werden kann."

Rembrandt schüttelte den Kopf. Aber Huygens gab nicht nach. „Ihr seid aus geringer Familie", warnte er; „es gebricht Euch an manchem, was andere im Blute haben von Geburt an. Das solltet Ihr bedenken. Geht wenigstens einmal in eine der flämischen Städte. Ihr werdet dort sehr bald merken, was Euch not tut."

Rembrandt nickte schwerfällig mit dem Kopfe. „Ich will nach Amsterdam gehen, wohl schon im nächsten Jahre."

Huygens betrachtete den Mann da vor sich: das in diesem Augenblick etwas hilflose, unruhige Gesicht, die festen, breiten Hände, die von Arbeitskraft und Hartnäckigkeit zeugten. Und plötzlich zu seinem eigenen Erstaunen begriff er, warum dieser Mann nicht nach Italien gehen wollte, warum nicht nach Belgien. Dieser Mann mochte sein, wo er wollte; er würde überall die gleichen Züge tragen, das gleiche Benehmen haben, die gleichen Bilder malen.

Auch Rembrandt schien zu fühlen, daß Huygens ihm innerlich näher kam. So versuchte er mit zögernder Stimme etwas über sich auszusagen.

„Ihr habt gesagt, ich sei aus ärmlichen Verhältnissen. Das ist wahr. Es ist aber auch wahr, daß ich das nicht bedaure. Ich möchte niemals einen anderen Anfang genommen haben. Ich habe zwar die Universität eine Zeitlang besucht. Aber es ist mir dort nicht gelungen. Die Lehrer, bei denen ich die Malerei erlernen sollte, konnten mir im Grunde nichts geben. Sie sagten: Italien, und meinten die humanistische Bildung. Sie sagten: der Süden, und meinten die klassische Überlieferung. Das alles konnte ich nicht zusammenbringen und habe es deshalb auf meine Weise versucht."

Er hielt inne und trank einen Schluck aus der zierlichen Kanne, sich mit der Hand den Bart wischend nach unfeiner Leute Art.

Dann fuhr er fort: „Wenn Ihr mein Gesicht seht, häßlich und voller Unebenheiten, wie es ist, wenn Ihr erkennt, wie unregelmäßig, wie zerklüftet und ohne Schönheit es zusammengesetzt ist, dann werdet Ihr begreifen, daß ich nicht geschaffen bin, ein Jünger Raffaels zu werden." Er richtete sich gerade auf und sprach blitzenden Auges über sein Gegenüber hinweg: „Es muß möglich sein, daß einer aus dieser Häßlichkeit, aus dieser Irdischkeit heraus Maler wird. Es muß möglich sein, daß einer zerklüftet und schluchtenreich ist wie das Leben selbst; daß er den Nebel ums Haupt hat, der hier um die Häuser stickt. Und es muß ein Maler werden, der —" er atmete weit ein, indes ihn die beiden andern verwundert betrachteten — „das Irdische und das Himmlische, die Finsternis und das Licht, das unerwartete, heilige Licht schaut und malt." Er sank in sich zusammen. Vor sich hinstarrend, murmelte er: „Das muß möglich sein."

Schweigen war einen Augenblick zwischen den dreien. Dann hob Huygens das Glas und sagte ernst, ohne seine gewohnte Höflichkeit: „Es könnte auch sein, daß Ihr daran zugrunde geht."

Hierauf entgegnete Rembrandt nichts mehr.

Ohne viel zu reden, saßen sie beisammen. Die Geister des Weins umnebelten ihre Köpfe, wie die Dünste des Wassers draußen um die Fenster der Häuser wirbelten.

Am nächsten Morgen rollte die Kutsche des Sekretärs schon zu früher Stunde aus dem Stadttor. Huygens war vom Haag aus abberufen worden. Mit schmerzenden Augen lag er in seinen Polstern und sah auf das Pflaster, auf die Häuser, die im Dämmern lagen.

„Ahnungslose Stadt", flüsterte er mit morgenbittrem Munde, „ahnungslose Stadt. Du weißt nicht, wer in deinen Mauern lebt."

Erst in später Morgenstunde erhob sich Rembrandt von seinem Lager. Der Rausch inneren Feuers, der ihn in der Nacht zu einem solchen Bekenntnis vor dem Fremden hingerissen hatte, hatte ihn er=

schöpft. Taumelig und unlustig ging er ins Atelier hinüber, ohne zu wissen, was er beginnen sollte.

Schon aber trat die Mutter mit besorgter Miene herein. „Der Vater ist in der Nacht schwer erkrankt. Er fürchtet, daß sein Ende kommen wird."

Betäubt sah Rembrandt sie an. Er hatte vergessen, daß ihm noch Eltern lebten.

„Geh hinüber, tröste den Vater. Erzähle ihm vom gestrigen Abend mit dem Sekretär. Das wird ihm Freude machen."

Rembrandt seufzte und trat zum Fenster. Am liebsten wäre er hinausgestürzt, hätte sich irgendwo verkrochen, wo ihn niemand erreichen konnte.

„Geh, mein Sohn", bat die Mutter wieder. „Der Vater hat eine Aufrichtung nötig."

„Aber zum Teufel, ich bin doch kein Tröster für Alte und Kranke. Der Sekretär hat mir auch nichts gesagt, was dem Vater eine Freude sein könnte."

Bekümmert wich die Mutter vor dem Aufbrausenden zurück, stumme Bitte in den Augen.

Aber Rembrandt hatte sich schon wieder in der Hand. „Ich komme gleich", rief er ihr zu und fühlte eine jähe Rührung, als er die Dankbarkeit in ihren Augen las.

Welk und häßlich war das alte Gesicht, das matt in den bunten Kissen lag. Rembrandt beugte sich darüber. „Wie geht es Euch, Vater?" Er erschrak selber, wie wenig Liebe in seiner Stimme lag.

„Du kommst spät, mein Sohn. Ich wartete den ganzen Morgen auf dich. Die Zeit wird lang, wenn man hier liegt."

Rembrandt ließ sich auf den Stuhl fallen, der neben dem Bett stand. „Ihr seht, daß ich nun hier bin. Das muß Euch genügen."

Das Gesicht des Alten verzog sich. Er wimmerte und ächzte. Übler Geruch stieg aus seinem Munde. „Du bist kein guter Sohn. Du bist es nie gewesen. Um die andern Kinder sterbe ich in Frieden. Nur du machst mir den Tod schwer."

Der Sohn blickte zur kalkigen Wand, die hart und lieblos aussah.

„Ich kann Euch nicht helfen, Vater. Wenn mein Bruder Adrien einen Esel halb tot prügelt oder einer armen Magd in der Trunkenheit ein Kind macht, so kümmert Euch das weniger, als wenn ich still meine Arbeit verrichte."

„Sprich nicht so", bat der Alte. Er versuchte umsonst, seiner Stimme Härte zu geben. Es klang doch wie das Winseln eines getretenen Hundes. „Ich habe es mit euch allen gut gemeint. Es ist wahr, daß deine Brüder, meine Söhne, sündige Menschen sind. Aber sie haben einen offenen Lebenswandel neben den Eltern geführt. Nur du entziehst dich uns und läßt uns wie Fremde dastehen."

Rembrandt schloß die Augen. Er entgegnete nichts. Als die Schwester kam, dem Kranken eine Suppe zu bringen, stand er hastig auf und verließ das Zimmer.

Er ging zurück in sein Atelier und begann Farben einzureiben.

Es war begreiflich, daß sich die Seinen an seiner Gelassenheit ärgerten.

„Er ist ein roher Mensch", sagte Adrien. „Er hat überhaupt kein Gefühl wie unsereins." Dabei verzog sich sein gutmütiges Gesicht in wehleidige Falten. „Ein Maler, was ist das überhaupt. Der steht da, pinselt, pinselt. Aber was kann man schließlich mit so einem Bilde anfangen?" Er schlürfte über den Flur, blieb einen Augenblick an der Tür zu des Bruders Atelier stehen.

Von drinnen tönte Rembrandts Stimme, der in einem Gespräch mit Lievens war. „Künstler", murmelte der Bruder hinter der Tür und spuckte kräftig aus, ehe er weiterging.

Drinnen im Atelier saß unterdessen Lievens rittlings auf dem Stuhl und rauchte nach seiner Gewohnheit aus einer langen Pfeife. Während er kleine Wolken hervorstieß, redete er auf den Freund ein. „Sei nicht sauertöpfisch. Du machst dich auf die Art bald krank. Den ganzen Tag arbeitest du wie besessen; nebenbei treibst du gewagte Bilderkäufe. Was in aller Welt hat dich nur getrieben, eine griechische Plastik zu kaufen? Kannst du so etwas jemals wieder an den Mann bringen?"

Rembrandt zuckte die Achseln. „Will ich auch gar nicht. Warum soll die zarte Aphrodite nicht in meinem Atelier stehen? Sie paßt doch ganz gut zu Delila und Susanna und den anderen Weibern, die hier herumgeistern."

„Pah, Susanna, Delila. Wieviel Male haß du schon die Delila gemalt? Wird dir nicht übel von diesem Geschöpf?" Er kniff das Auge zu und betrachtete das Bild auf der Staffelei.

„Langweilt es dich?" Rembrandt hatte sich umgewandt und musterte ihn lachend. „Tröste dich, es wird bald besser werden mit deinem armen Freunde." Er suchte unter einigen Papieren und zeigte Lievens einen Brief, von dem ein stattliches Siegel herabhing. „Da, lies das einmal."

Es war eine Anfrage der Ärztekammer in Amsterdam, die ein Gildestück, eine Anatomiesitzung, von Rembrandt gemalt haben wollte. Ein Amsterdamer Kunsthändler hatte den Auftrag vermittelt.

„Du nimmst das an?" fragte Lievens.

„Unnötige Frage. Ich warte nur den Tod des Vaters ab. Alles ist schon vorbereitet für die Reise."

„Es ist eigentlich herzlos von dir, den Tod des Vaters so kaltblütig in deine Rechnungen einzusetzen."

„Laß gut sein, alter Freund. Der Vater ist ein Mann des Todes. Warum soll ich meine Augen davor verschließen? Die Mutter wird das Anwesen allein verwalten. Die Brüder werden ihr Handwerk weiter treiben. Ich gehe nach Amsterdam, ein berühmter Maler zu werden. Das ist der Lauf der Welt."

„Ja, ja", meinte Lievens. „Ich habe gewußt, daß wir nicht mehr lange zusammen sind. Es ist, wie du sagst. Auch das ist der Lauf der Welt."

Die Pfeife war ihm ausgegangen. Mit hängendem Kopf saß er da.

„Du kannst ja auch nach Amsterdam kommen", forderte Rembrandt den Trübsinnigen auf.

„Nein, nein. Auf keinen Fall. Niemals tu ich das." Lievens war aufgestanden und reichte dem Freunde die Hand. Erstaunt blieb Rembrandt stehen. „Was ist dir?"

An der Tür erst wandte sich Lievens um und sagte lächelnd und doch voller Haß: „Ich will nicht wie Vliet an dir zerschellen."

So war also auch Lievens ein Feind geworden.

Rembrandt zwang sich, nicht weiter darüber nachzudenken, und da der Vater schon am nächsten Tage seinen letzten Atemzug tat, hatte er auch keine Muße, sich Grübeleien hinzugeben. Viel gab es zu ordnen und zu bereden. Die Weiterführung des väterlichen Müllerbetriebes, die Auszahlung des Erbes, das alles wollte besprochen und unter den Familienmitgliedern ausgehandelt sein. Rembrandt, als der jüngste der Söhne, hatte dabei allerdings nicht so viel ausschlaggebende Stimme wie die andern Brüder. Auch hierüber spürte er wieder deutlich, wie man ihn, den Maler, als einen Fremden in der Verwandtschaft ansah. Auch mochte der eine oder andere der Erben damit gerechnet haben, daß Rembrandt nicht mehr allzu lange in Leyden bleiben werde. Aus Gesprächen und Andeutungen hörte er das heraus und war froh darüber. Man würde ihm also keine Steine in den Weg legen, wenn er sich von der Familie trennte.

So trat er eines Tages vor die Mutter und bat sie, mit ihr sprechen zu dürfen. Sie saß in dem breiten Stuhl am Fenster, wo sie gesessen hatte, als sie noch jung war und ihm, dem Kinde, aus der Bibel vorlas. Wie das Ineinanderlaufen eines Kreises berührte ihn dieser Gedanke. Es ist meine Mutter, dachte er. Von ihr ging ich aus, in sie ging ich wieder ein, daß ich wieder von ihr ausgehen könnte. Ach, möchte ich nicht von diesem Kreise abirren.

„Was willst du, mein Sohn?" Ihre Stimme war mürbe. Aber es war doch noch immer ihre Stimme, gleich gut und weich. Brennend fühlte er in diesem Augenblick, wie sehr er sie liebte.

„Mutter", begann er zögernd, „meine Worte werden Euch weh tun. Das weiß ich sehr wohl. Ich bitte Euch, sie aufzunehmen in Eure Liebe, da ich sie nun doch einmal sagen muß."

„Du willst fort von Leyden?" fragte sie.

„Ja, Mutter."

„Es wird nötig sein, daß du gehst. Sonst würdest du es nicht tun." Sie sagte das mit ruhiger Stimme. „Ich kenne dich gut. Du bist mein

liebster Sohn gewesen." Leicht berührte sie die Augen mit dem weißen Tuch. „Zuweilen bist du mir lieber gewesen als der Vater. Gott verzeihe es mir. Daß dir alles gut ausgehen möge, dafür will ich beten."

Den Sohn packte es heiß mitten im Herzen. Er wäre ihr zu Füßen gestürzt, wenn er es über sich gebracht hätte. So blickte er nur mit mühsam bewahrter Fassung in ihr altes Gesicht mit den zarten Fältchen und den klaren Farben.

„Ich habe mir mehr Sorge um dich gemacht als um die andern Kinder", bekannte sie. „Du bist mir immer wichtiger erschienen als die andern. Es ist nicht, weil du gebildeter bist als sie und einen vornehmeren Beruf hast", setzte sie entschuldigend hinzu. „Aber es ist mir immer gewesen, als sei es notwendiger, daß man dir nachgehe, weil du keinen ausgetretenen Weg vor dir hast und auf dich allein angewiesen bist."

Hiernach schwieg sie eine Weile, und auch er wagte es nicht, ein Wort zu sagen. Alle hochfahrenden Pläne, überstürzenden Hoffnungen, prahlerischen Erwartungen, die zu anderen Zeiten und unter anderen Menschen wohl in ihm waren, kamen ihm kläglich und lächerlich dieser Frau gegenüber vor.

Die Mutter begann dann vom Vater zu sprechen. „Ich weiß, daß du ihm niemals die wahre Sohnesliebe entgegengebracht hast. Das hat ihn gequält, und in seinen letzten Stunden sprach er des öfteren davon, daß vieles an dir ihm so fremd und wider Gottes Wille erschienen sei. Ich hatte deswegen manchen Vorwurf von ihm zu bestehen. Denn er meinte alle Male, ich sei es gewesen, die dir den Kopf verdreht habe." Sie lächelte wehmütig und sah scheu zum Sohne hinüber. „Er wußte eben nicht, daß in dir ganz andere Mächte am Werke sind, vor denen unsere elterliche Gewalt gar wenig bedeuten will."

In heißer Aufwallung des Dankes griff Rembrandt nach ihrer Hand. Aber sie entzog sie ihm.

„Dein Vater war ein guter Mann. Er wollte dich davor bewahren, ein gottloses Werk zu tun. Er wußte nicht, daß Gott in allen Dingen ist, auch in denen, die uns Menschen verwerflich erscheinen."

Rembrandt sah in das stille Frauenantlitz. War das noch seine Mutter, noch die Frau seines Vaters?

Cornelia achtete seiner nicht. Wie abwesend sprach sie weiter: „Ich habe, als du noch ein Kind warst, gewußt, daß man dich mit anderem Maße messen müßte. Und deshalb sage ich dir in dieser Stunde: Vergiß niemals, daß Gott in dir bleibt. Mit keiner Tat kannst du ihn aus dir heraustreiben. Was immer dir auch in dieser Welt auferlegt ist, ob man dir flucht oder dich segnet, vor Gott gilt das alles nichts. Er hat den Sinn des Lebens so vor uns verborgen, daß wir ihm darin nicht nachforschen können."

Rembrandt senkte das Haupt. Was mochte sie von ihm wissen? Was mochte sie in der Zukunft für ihn sehen? Er wollte eine Frage stellen. Als er aber in ihr Gesicht sah, schien ihm das Frevel. Leise erhob er sich, beugte sich auf ihre Hand, die so milde aus der Spitzenkrause heraussah, und wandte sich zur Tür. Er würde dieser Stunde bis zu seinem Tode gedenken.

So ordnete er seine Angelegenheiten für die Abreise, verabschiedete sich von allen, die er kannte. Als er das Haus von Lievens' Eltern betrat, wurde ihm gesagt, daß der Freund schon vor einigen Tagen eine Reise nach Antwerpen angetreten habe.

Da auch Vliet vor dem scheidenden Meister auswich und nirgends zu finden war, sah Rembrandt wohl ein, daß er wahrhaft einsam geworden war in dieser Stadt.

Nur Gerard Dou, der gutwillige, langmütige Schüler hing noch an ihm. Er hatte sich entschlossen, das Atelier Rembrandts zu übernehmen und Cornelia den scheidenden Sohn zu ersetzen. Wehmütig sah Rembrandt zu, wie er von seinen Werkzeugen und Möbeln Besitz ergriff, wie er ehrfürchtig und ergeben der Mutter seines Meisters anhing.

Gerührt gab er dem Zurückbleibenden am letzten Abend manches gute Wort, manche Ermahnung.

„Ihr müßt begreifen", sagte er dem Aufhorchenden, „daß die Künstler unserer Zeit es besonders schwer haben. Wir stehen sozu-

sagen in einer Übergangszeit, wir stehen in einem Wechsel. Da fällt dem Künstler das schwere Teil anheim, dem Jahrhundert voranzuleuchten. Er allein hat von Gott die Fähigkeit bekommen, Licht in das Dunkel zu bringen."

„Ja", meinte Dou, „mir ist schon oft schwer auf die Seele gefallen, daß es für uns so gar keinen festen Boden mehr gibt. Wenn man bedenkt, wie feste Begriffe den früheren Jahrhunderten die Kirche gegeben hat. Da gab es immer nur das eine, was ein rechter Maler zu malen hatte: das biblische Bild, das Kirchenbild. Darin gab es keinen Mangel. Jeder Bischof, jede Kirche brauchte einen Altar. Immer wurden neue Darstellungen des heiligen Lebens angefordert. Aber wir? Was können wir malen, das so von vornherein groß und über alle Zweifel erhaben ist? Höchstens fordert man von uns ein Blumenstück oder ein Porträt. Alles andere steht wie im leeren Raum."

„Ja, es gehört eben eine gewaltige Kraft dazu, aller dieser Dinge Herr zu werden. Euch aber, mein lieber Schüler, möchte ich vor allen Dingen anraten, in dem Kreise, den Ihr bis jetzt eingehalten habt, zu beharren. Es wird Euch nicht an Aufträgen fehlen. Ich werde auch von Amsterdam aus das eine oder andere für Euch tun können. Aber ich weiß Euch keinen besseren Rat, als nicht nach meinem Leben zu sehen, Euch nicht nach mir zu richten. Das Schicksal des armen Vliet liegt schwer auf mir. An Euch möchte ich nicht so zuschulden kommen."

Dou schüttelte den Kopf. „Glaubt nicht, Meister, daß Ihr an Vliet schuldig seid. Es ist ein leichtes für ihn, auf Euch die Verantwortung abzuwälzen. Wer schwach ist, der meint allzu leicht, dem Stärkeren könne man solche Last zuschieben. Darum ist es doch nicht immer richtig."

„Und Lievens?" wagte Rembrandt zu fragen. Noch immer hoffte er, auf irgendeine Weise etwas über den Verlorenen zu hören, das ihm den Schmerz über diese Trennung nehmen könnte. Aber Dou konnte nichts sagen.

„Er liebte Euch wohl nicht so aufrichtig, wie er sich selbst vortäuschte. Er konnte seinem Eigennutz schwer wehren. Man las das an seinem Gesicht ab."

Seufzend dachte Rembrandt, wie leicht Dou der Umgang mit Menschen fiel. Er erwartete nichts von ihnen und wurde deshalb auch nie enttäuscht. Bittere Erlebnisse kannte er nicht, und frei von allen Vorbehalten lebte er im geselligen Kreise.

In plötzlicher Aufwallung reichte er dem erstaunten und beglückten Dou die Hand und gelobte ihm eine treue Freundschaft und jede Förderung, die möglich sei und in seiner Macht stände.

Am andern Morgen bestieg Rembrandt das Schiff, das ihn nach Amsterdam führen sollte. Es war erster Frühling, der nur wie ein Ahnen in der Luft lag. Beglückt spürte er das und wagte seit langer Zeit zum ersten Male wieder, an seine Jugend und an das Glück zu glauben.

Zunahme

Ja, es ist wahr, ich gelte viel
Unter den Menschen dieser Erde.
Und was auch kommt und wie es werde,
Das Äußere des Lebens ist nur Spiel.

Doch sah ich stets im höchsten Glück
Die Unvollkommenheit der Welt.
Und jetzt, wie einen Stein, der fällt,
Drängt es ins Dunkel mich zurück.

Nach Leiden gierig und nach Schmerz,
Nach Armut schmachtend und nach Not,
Dehnt sich die Spanne mir zum Tod.
Ich schreite endlich tiefenwärts.

Schon an einem der ersten Tage, die Rembrandt in Amsterdam verbrachte, erschien ein Bote des Professors Tulp bei ihm, der ihm mitteilte, daß am nächsten Tage in der Anthonispoort in den Räumen der Ärztegilde die Anatomiesitzung stattfinden werde, die man sich als Anregung und Gegenstand für das aufgetragene Gemälde gedacht habe.

Das war Rembrandt gerade recht. Der Tätigkeitsdrang, der ihn erfüllte, als er in Amsterdam eintraf, der sich beim Herumwandern in der geschäftigen Stadt, beim Hören und Sehen noch verstärkt hatte, konnte sich an dem Auftrag auswirken.

Hier in Amsterdam nämlich war es ihm deutlich geworden, wieviel von einem berühmten Namen, von einem gefüllten Geldbeutel und einem beachtenswerten Besitzstand abhing. Im Grunde fehlte ihm noch alles, was den Zutritt zu der guten Gesellschaft der Stadt und damit die Möglichkeit, Aufträge zu bekommen, gewährte. Zwar hatte er in Leyden geglaubt, er sei weitergekommen darin, er sei jetzt so gewandt und sicher geworden, allen Anforderungen des großen Amsterdam gerecht zu werden. Aber kaum, daß er einige Tage hier weilte, fühlte er, wieviel ihm noch fehlte.

Am Hafen, an den Grachten, in den vornehmen Speisehäusern, überall konnte er spüren, wie man in ihm den Mann aus bescheidener Familie und kleinen Verhältnissen erkannte. Seine Kleidung, obwohl doch in Leyden eigens zur Reise angefertigt, entsprach nicht dem vornehmen Schnitt. Besonders unter den Künstlern gewahrte er viele, die ihm weit prächtiger und reicher gekleidet schienen als die reichsten Leydener.

Es blieb ihm also nichts anderes übrig, als die gesamte Bekleidung an den Nagel zu hängen und sich gegen gutes Geld bei einem geachteten Schneider alles neu anfertigen zu lassen. Inzwischen mußte das Beste aus der früheren Zeit gut genug sein.

Ach, es mußte in allem das Beste gut genug sein. Das spürte er sehr wohl. Hochmütigen Blicken mußte hochmütig begegnet werden. Herausfordernde Rede mußte abgewehrt werden, wobei beileibe keine groben Worte und polternden Sprüche am Platze waren. Vor allen Dingen mußte er den Herren der Ärztegilde ganz besonders höflich entgegentreten. Denn sie waren die Auftraggeber und damit die Mächtigen.

In Leyden, wo sich alles viel einfacher und gelegentlicher ergab, hatte er sich niemals so abhängig gefühlt. Sicher waren die Leute, die Bilder kauften, entgegenkommend zu behandeln. Aber sie waren doch letzten Endes nicht so überaus wichtig. Man konnte schon hier und da den großen Künstler herauskehren, der gar nicht darauf angewiesen war, von einigen Porträts zu leben.

Das ging in Amsterdam nun ganz und gar nicht. Weil er aber doch immerhin kein rechtes Maß wohl angebrachter Höflichkeit und Schmeichelei kannte, übertrieb er es in diesem Falle so sehr, daß er beinahe auf offenes Gelächter gestoßen wäre. Man ließ ihn zwar gewähren. Aber nach der ersten Sitzung schon meinten einige der jüngeren Ärzte, die, vornehm gekleidet, mit gepflegten Bärten und schmalen Händen, sich ihres Eindrucks auf Rembrandt gewiß sein mochten, daß dieser Maler sicher nichts zustande bringe. Er vergesse ja das ganze Bild über seinem aufgeregten Benehmen. Aber Tulp, der es gewohnt war, über das Äußere der Menschen hinwegzusehen, wehrte ab. „Wir wollen dem jungen Manne die Arbeit nicht durch störende Bedenken erschweren. Es wird sich ja herausstellen, ob er etwas kann auf seinem Gebiet. Sicherheit im Auftreten kommt ja noch lange nicht der Sicherheit in der Kunst gleich."

Die also Angeredeten schwiegen und ließen sich fortan nichts merken. Ein Fürspruch durch den berühmten Arzt galt etwas.

Rembrandt ahnte natürlich nichts von diesem Gespräch. Aber in seinem Fleiß und in seiner Hingabe an die Arbeit fühlte er sich gestärkt durch den klugen Doktor Tulp, der des öfteren zu ihm trat, auch wohl allein mit ihm einige Worte wechselte und dabei so gelassen und freundlich war, daß gar keine Unsicherheit oder Beklemmung in Rembrandt aufkommen konnte. So wich allmählich alle Scheu von ihm. Er gab sich frei und bestimmt, war wortkarg und barsch, wie es ihm die Arbeit eingab, und achtete wenig darauf, daß sich die jungen Ärzte hier und da zublinzelten und einander bestätigende Zeichen gaben. Das Bild wuchs, und je mehr er merkte, daß es wohl gelingen würde und ihm nicht mehr fehlschlagen könne, atmete er auf und machte sich frisch und unbekümmert an die weitere Ausmalung.

Um diese Zeit gab Barlaeus, Professor an der Universität, eine Gasterei. Wie es üblich war in der düsteren, vornehmen Stadt Amsterdam, wurde schwer und viel gegessen. Dazu trank man die leichten und die gehaltvollen Weine Spaniens und Frankreichs in wohl zusammengestellter Auswahl. In geschnörkelter Redeweise bewegte sich das Gespräch um künstlerische und wissenschaftliche Fragen, wobei denn allerdings nicht jeder mittun konnte und lieber achtungsvolle Aufmerksamkeit für angebracht hielt.

Professor Tulp saß am oberen Ende der Tafel, durch einen großen Aufsatz von Delfter Porzellan vielen unsichtbar. An seiner Seite saß ein jüngerer Mann von gedrungener Gestalt. Ein mächtiges Haupt drückte auf einen kurzen Hals. Aus einem schwammigen Gesicht blickten müde Augen. Hände und Stirn waren die eines Gelehrten. Es war der Rabbiner Manasse ben Israel, der klügste Mann der jüdischen Gemeinde und einer der klügsten Männer Hollands überhaupt.

Jetzt beugte er sich vor und fragte Tulp: „Wie ist das Bild der Ärztegilde gelungen?"

Tulp lächelte würdevoll. „Habt Dank für Eure Nachfrage. Noch ist das Bild nicht fertig. Aber trotzdem kann man schon jetzt sehen, daß es gut ist. Ein mir befreundeter Kunstkenner nannte es sogar ein Meisterwerk."

„Man wählte einen jungen Maler ohne bekannten Namen?"

Tulp zerkrümelte den Rest einer Pastete zierlich in der scharfen Tunke. „Jetzt ist er noch unbekannt. Das ist richtig. Aber es ist meine und meiner Freunde Meinung, daß der junge Künstler sich schon mit diesem Bilde einen guten Namen erringen wird.“

Von allen Seiten hörten die Gäste zu. Am unteren Ende der Tafel wurde nach des Malers Namen gefragt.

„Er heißt Rembrandt van Rijn und ist der Sohn eines Müllers aus Leyden. Er ist eigens dieses Bildes wegen nach Amsterdam gekommen. Aber es ist wahrscheinlich, daß er von nun an hier leben wird. Und das begrüße ich. Denn die Stadt Amsterdam kann Ehre mit ihm einlegen.“

„Es ist eine neue Mode, daß Handwerker sich der Malerei befleißigen“, sagte jemand mit gehässiger Stimme. „Wir Maler von der Lucasgilde sehen mit großem Bedauern, wie allerorten aus unteren Ständen Künstler hervorgehen. Es wird der Malerei nicht zum Ruhme gelangen, wenn diese Unsitte weiter um sich greift.“

Tulp hob den Kopf und wandte die glänzenden, durchschauenden Augen auf den Sprecher. Er wollte den Mund öffnen zur Gegenrede. Aber schon hatte Manasse neben ihm das Wort ergriffen. Seine Stimme klang heiser und nicht ohne Erregung, als er sagte: „Warum sollten denn ausgerechnet nur Leute aus vornehmer Familie zur Kunst kommen? Ich habe noch nie vernommen, daß Kunst und Gelehrsamkeit das Vorrecht einiger Menschen seien.“ Er schnaufte etwas, da er eine trockene Kehle hatte, griff zum Glase und trank einige Schlucke, seine Augen nicht von dem Maler lassend, der verlegen mit dem Mundtüchlein spielte und keine Antwort wußte.

„Seht Ihr wohl“, lächelte Manasse voller Überlegenheit, „jetzt wißt Ihr nicht, was Ihr mir entgegnen sollt.“ Er faltete seine Hände über dem Teller. „Ach, ihr lieben Freunde, wir müssen es verlernen, daß Geld und Geldeswert entscheiden dürfen, wo wir von der Kunst und dem Geiste sprechen. Wie sollte es auch schließlich um die schönen Künste bestellt sein, wenn nicht jeder, dem Herz und Sinn danach stehen, zu ihnen gelangen könnte? Glaubt mir“, seine Stimme hob sich, das Auge verlor die Müdigkeit, „wenn sich in Holland der alles

verbindende Kaufmannsgeist nicht mit einem wahren freien Geist in Hinsicht auf die Künste und Wissenschaften vereinigt, dann wird es in ganz kurzer Zeit vorbei sein mit allem, was uns aus den übrigen Völkern herausgehoben hat."

Seine Worte hatten gezündet. Man erhob sich von den Sitzen und trank ihm zu. Er lächelte nach allen Seiten und stand nicht ohne Selbstgefälligkeit inmitten der Begeisterung, die er entfacht hatte.

Aber was nach diesem Abend hinter seinem Rücken gesprochen wurde, davon erfuhr Manasse nichts. Er hatte nicht nur Freunde, und es waren viele, die es ihm übel auslegten, so für den fremden Maler gesprochen zu haben.

Auch Rembrandt erfuhr sein Teil von diesen Gerüchten. Entstellt, aufgebauscht und völlig verdreht gelangte der Inhalt von Manasses Worten zu seinem Ohr.

Schon in Leyden hatte er Beziehungen zu einem Amsterdamer Maler und Kunsthändler mit Namen Hendrick van Uylenburgh gehabt. Als er einige Wochen in Amsterdam war, hatte er ihn aufgesucht und dabei, er wußte selbst nicht wie, dem jungen Manne aus vornehmer, reicher Familie tausend Gulden gegen einen Schuldschein geliehen. Dafür hatte Uylenburgh ihm eine Kreuzabnahme, die er noch in Leyden radiert hatte, verlegt.

Eigentlich war ihm Uylenburgh nicht sehr angenehm. Er war aufdringlich, schwatzhaft und besessen von einem krämerischen Geist, wie ihn Rembrandt bisher nur aus der Entfernung kennengelernt hatte. Und nur aus der Entfernung hatte er bis jetzt Menschen kennengelernt, die wie Uylenburgh sich selbst in allen Zungen priesen und von dem Reichtum ihrer Erfahrungen, der Vielfalt ihrer Bekanntschaften und ähnlichem redeten.

Von Geld- und Bildergeschäften, von Betrug und Bereicherung, von Verarmung und plötzlichem Absinken sprach er in einem endlosen Redestrom, bewegte aufgeregt seine Hände, zupfte an seinen Spitzenmanschetten und zwirbelte den Bart.

Aber er erreichte, was er wollte. Müde und vollkommen verwirrt lieh Rembrandt ihm das Geld und versprach, auch in geschäftliche

Beziehungen mit ihm zu treten, sobald er mit dem Anatomiebilde fertig geworden wäre.

An ihn dachte Rembrandt, als er von jenem Gespräch im Hause des Barlaeus hörte. Sicher würde er von Uylenburgh einiges Nähere erfahren und vielleicht auch hören, ob es geraten sei, einen Besuch bei Manasse zu machen und sich bei ihm für die Befürwortung zu bedanken.

So betrat er eines Abends das Haus, das Uylenburgh an der Jodenbreestraat bewohnte. Lauter Zuruf der dort versammelten Künstler empfing ihn. Uylenburgh war ein Meister der Geselligkeit und Gastlichkeit. Er verstand es, alles, was Namen hatte oder Namen zu haben wünschte, bei sich zu versammeln. Irgendwie verknüpfte und verpflichtete er seine Freunde untereinander, warf sich zum Kunstbeurteiler auf, so daß jeder glaubte, ohne die Bekanntschaft mit Uylenburgh in Amsterdam nicht Fuß fassen zu können.

Rembrandt war erstaunt, wie bekannt in diesem Kreise, in dem ihm beinahe alle fremd waren, sein eigener Name war. Uylenburgh mußte vorgearbeitet, mußte auf ihn hingewiesen haben. Beinahe überfiel den unerfahrenen Rembrandt eine Rührung bei diesem freundlichen Empfang. Er drückte die Hand des herbeieilenden Uylenburgh herzlicher, als er es sonst wohl tat. Mußte er dem Manne nicht vieles abbitten, was er in der Schroffheit seiner Menschenbeurteilung ihm vorgeworfen hatte?

Uylenburgh spürte, was in dem Gast vorging und nutzte den Augenblick. „Wir sprachen gerade von Euch", sagte er und schob Rembrandt einen Stuhl zu. „Stopft Euch eine Pfeife, wenn Ihr mögt, und hört. Daß Manasse Euch in aller Öffentlichkeit lobend hervorhob, wißt Ihr wohl schon?"

Rembrandt nickte lächelnd. Er schlug die Beine übereinander und legte sich in den Stuhl zurück. Ein Behagen durchströmte ihn und machte ihn heiter und aufgeschlossen. Schließlich war er es ja, der Uylenburgh das Geld geliehen hatte. Es war nicht umgekehrt. Und so fragte er sogleich, was denn Manasse eigentlich gesagt habe.

„Ja, was er in Wahrheit gesagt hat, werden wir wohl nicht mehr in Erfahrung bringen", meinte Uylenburgh lächelnd. „Man hat von Euch gesprochen und jemand hat gesagt, daß Ihr ein Müllerssohn seid. Daraufhin ist ein Maler, der Mitglied der Lucasgilde ist — ich nehme an, daß Ihr Euch der Bedeutung dieser Gilde bewußt seid —, neidisch geworden und hat gesagt, daß Handwerksboden nicht dasselbe ist wie Kunstboden."

Rembrandt bewegte wegwerfend die Hand. Ihm war so leicht und sicher zumute, daß er sich stark genug glaubte, es mit jedem Manne, sei er aus der edelsten Familie des Landes, aufzunehmen.

„Unter uns hier denkt natürlich niemand Eures Herkommens wegen verächtlich von Euch", fuhr Uylenburgh fort. „Manasse aber, der Jude, der aus ärmlichen Verhältnissen stammt, dabei eine Frau geehelicht hat, deren Stammbaum er auf Moses zurückführt, möchte mit Stumpf und Stiel alles ausrotten, was Stand und Abkunft heißt. Das ist ungerecht. Wir Holländer haben über diese Sachen unsere eigenen Gedanken und werden sie immer haben." Er strich sich ein Staubkörnlein vom Ärmel. „Nun laßt uns aber von diesen Dingen schweigen. Es ist nicht gut, immer ernste Gespräche zu führen."

Aber Rembrandt hielt ihn fest. „Sagt mir nur noch, ob es vielleicht nicht schicklich wäre, ich besuchte den Rabbiner und zeigte ihm, daß ich ihm dankbar bin für seine Fürsprache?"

Uylenburgh schnippte mit dem Finger in der Luft. „Lieber Freund, Jud' ist Jud'. Wenn Ihr zu ihm geht, wird er Euch seiner Hochachtung und Zustimmung versichern. Er wird Euch vor den Gefahren der Stadt Amsterdam warnen und Euch im übrigen nach dem Munde reden. Aber ob das Zweck hat, weiß ich nicht."

Mehr konnten sie nicht zusammen reden; denn einige der Anwesenden verlangten, daß Rembrandt sich zu ihnen setze und ihnen aus seinem bisherigen Leben erzähle.

Es war schon spät in der Nacht, als Rembrandt in seine Wohnung zurückkehrte. Er ging langsamen Schrittes und überlegte sich nach seiner Gewohnheit, was er den andern und die andern ihm gesagt hatten.

Er war bisher in seinem Leben keinem Juden begegnet. Er hatte auch zu Hause selten von ihnen sprechen hören. Höchstens hatte der Vater manchmal davon erzählt, daß jüdische Kaufleute in Gelddingen ungeheuer erfahren seien. Er hatte auch wohl gesagt, daß man sich besser vor ihnen hüten solle, weil sie Fremde seien, anderen Blutes und anderer Religion.

Ihm selber aber war das Alte Testament so vertraut; er lebte in den Gestalten des Alten Bundes. So hätte er gar zu gern den Rabbiner kennengelernt und vielleicht sogar mit ihm über seinen Glauben und die Geschichte seines Volkes gesprochen.

Doch schon in den nächsten Tagen, als man die Enthüllung des Anatomiebildes feierlich im Hause der Ärztegilde beging, gab sich für Rembrandt ohne sein Zutun die Gelegenheit, Manasse kennenzulernen.

Eine Gesellschaft berühmter Männer und geachteter Bürger hatte sich auf Tulps Einladung in den geschmückten Räumen eingefunden.

Rembrandt, aufgeregt und unsicher, dennoch mit einem starken Bedürfnis, in diesem Kreise zur Geltung zu kommen, bewegte sich im Hintergrunde der vornehmen Versammlung. Doktor Tulp, dem daran lag, den Maler seines Bildes in weiteren Kreisen bekannt zu machen, zog ihn mit freundlichem Zureden aus seiner Ecke und führte ihn an einige Gäste heran. Da waren Maler, Gelehrte, Kaufleute, Staatsmänner. Barlaeus war da, während Vossius durch die Arbeit an einem Buche verhindert war und einen seiner Schüler zur Vertretung schickte. Es waren anwesend: der Notar Trojanus, der im Bilderhandel vielfach tätig war; Clemens de Jonghe, der Verlagsbuchhändler, der Kupferstiche handelte; der Silberschmied Lutma; der Juwelier Aert Conink; die Kaufherren Maerten Looten und Jan Pellicorne, die beide sich schon von Rembrandt hatten malen lassen und ihm auch hier in unbekümmerter Herzlichkeit die Hand schüttelten. Es war anwesend: der bekannte und gefürchtete König der Bildersammler Gerrit Reynst, vor dem Rembrandt sich tief verneigte und dabei nicht sah, wie leichter Hohn und händlerisches Abschätzen in den kleinen Augen des Gewaltigen glänzten. Es waren anwesend: der Dichter

Vondel; der Dichter Jeremias de Dekker; der Maler Nicolaes Elies mit Hendrick van Uylenburgh und Maerten Kretzer, dem Kaufmann, der ein gewichtiges Wort in den Sachen der Malervereinigung Lucasgilde mitzusprechen hatte. Es waren anwesend: Banning Cocq, der Hauptmann der Schützengilde; Anslo, der Prediger der Mennoniten, weit berühmt durch seine Gelehrsamkeit und edle Freigebigkeit; Uytenbogaert, das Haupt der Amsterdamer Remonstranten; Manasse ben Israel, der Rabbiner der jüdischen Schule.

„Ja, da habt Ihr sie nun alle um Euch versammelt, junger Freund", scherzte Doktor Tulp, der die verlegene Erregung seines Schützlings wohl spürte. „Greift nur hinein in diesen vollen Beutel. Was Eurer Hand auch zufällt, immer ist es etwas Wertvolles und Bedeutendes."

Rembrandt lachte. Auf seiner Stirn perlte feiner Schweiß. Sein Herz ging schwer.

Da trat Clemens de Jonghe auf ihn zu. „Ich hörte des öfteren Euren Namen. Eure Radierungen gefallen mir gut. Vielleicht sucht Ihr mich einmal in meinem Geschäft in der Kalverstraat auf, nahe beim Gasthaus zur Kaiserkrone, falls Ihr es noch nicht gesehen haben solltet."

Rembrandt dankte hastig.

Jonghe aber hatte seiner Unruhe weiter nicht acht und sprach gemütvoll und mit leichtem Spott von dem Anatomiebilde, das er sich nicht ganz so förmlich, so althergebracht gedacht habe. Er lächelte, da Rembrandt ihn erstaunt ansah. „Ich meinte, so ein Handwerkersohn habe nicht soviel Ehrfurcht vor dem Gewesenen. Es täte uns gut, wenn wir in der Malerei, gerade in der Porträtkunst, frischen Wind in die Segel bekämen."

Lachend warf Rembrandt den Kopf hoch. „Verzeihung, erst einmal muß ein Künstler festen Fuß fassen, dann kann er ausgreifen, wie er will."

Jonghe lächelte: „Mir scheint, Ihr seid klug genug, Euch braucht niemand zu warnen."

Ein übermütiges Lachen antwortete dem gewitzten Kaufmann, der wohl Freude empfand beim Anblick des Malers, der frisch und selbstgewiß vor ihm stand.

Nach einem kurzen Händedruck wurden sie getrennt. Ein Geschäftsfreund bat Jonghe zu einem Gespräch beiseite.

Müßig schlenderte Rembrandt durch den Saal, in dem die Herren umherstanden, in Gespräche vertieft. Kaum einer beachtete noch das Bild, dessen Enthüllung sie alle hierher zusammengerufen hatte. Ein Ereignis wie andere war diese Enthüllung gewesen. Keiner kümmerte sich allzu lange darum. Mit einer geheimen Genugtuung stellte Rembrandt das fest. Ihm war lieb, daß man nüchtern und sachlich an Bilder herantrat. Nur, wenn es dem Künstler gelang, von diesen Kaufherren wie seinesgleichen genommen zu werden, konnte er Achtung und Ehre unter den reichen Bürgern erwerben. Andere Wege hätten gerade das Gegenteil hervorgerufen. Gegen Abenteuer, Haltlosigkeit, Geschäftsuntüchtigkeit empfand der Holländer nun einmal Mißtrauen und würde sie gerade bei einem Künstler am wenigsten entschuldigt haben. Diese Erkenntnis hatte Rembrandt sich in den wenigen Monden, die er in Amsterdam weilte, zu allertiefst eingeprägt. Nach ihr gedachte er sein Leben und seine Kunst einzurichten.

Aus solchen Betrachtungen, die er wie eine Übersicht über sein Inneres noch einmal durchgegangen war, weckte ihn eine freundliche, vollklingende Stimme: „Nun, junger Freund, Ihr werdet doch nicht schon am ersten Tage Eures öffentlichen Auftretens in Amsterdam so gewaltige Geschäfte betreiben, daß Ihr darüber die ganze Umwelt vergeßt?"

Das war Manasse ben Israel, der Rabbiner.

Entschuldigend verneigte sich der Maler. „Verzeiht, daß ich Euch übersah. Ich hatte tatsächlich recht kaufmännische Gedanken."

Manasse lächelte. „Ja, das ist das Amsterdamer Leben. Wer einmal hineingezogen wird in den Strudel, muß mitschwimmen. Da hilft kein Sträuben."

Sie waren in eine Nische getreten, von deren Fenster aus man einen Blick auf den Nieuwe Markt hatte. Die Dächer der Breetstraat

sahen herüber. Behäbig und voller Geschäftigkeit trieb sich unten das Volk der Händler und Hausierer herum.

Rembrandt hatte keinen Blick dafür. Er überlegte, ob er den Rabbiner auf jenes Gespräch bei Barlaeus anreden sollte. Vielleicht erwartete Manasse das von ihm, vielleicht aber widerstrebte es ihm.

Schon aber brach Manasses Stimme in diese Erwägung: „Neulich hatte ich Gelegenheit, bei einem Gelehrten ein Wort für Euch zu sprechen. Ich habe keinen Grund, Euch damit aufdringlich unter die Augen zu treten, zumal ich außer der Anatomie noch gar kein Werk von Eurer Hand gesehen habe. Aber ich hörte, daß Ihr aus Handwerkerstand seid. Da wollte ich es an meinem Worte nicht haben fehlen lassen. Gewiß habt Ihr noch nicht viele Förderer gefunden."

„Ich war auch bis jetzt noch nicht darauf aus." Rembrandt war froh, daß das Gespräch solche Wendung nahm. Dank abzustatten, bereitete ihm immer noch große innere Schwierigkeiten.

„Ich habe in Leyden fast ohne jeden Umgang mit Menschen gelebt. Ich wollte mich erst ganz sicher in der Kunst fühlen, weil meiner Art nicht gegeben ist, sich leicht in äußere Verhältnisse einzufügen. Jetzt aber bin ich hierhergekommen als einer, der es auch mit der Umwelt aufnehmen will. Ich bin Meister geworden vor mir selbst und denke jetzt auch bei meinen Mitmenschen eine solche Achtung zu erringen."

Manasse nickte wohlgefällig zu diesen Worten. „Hoffentlich seid Ihr nicht allzu unberaten in geschäftlichen Dingen. Ihr werdet mir zugeben, daß das nun einmal bei den Holländern die Hauptrolle spielt. Man erwerbe sein redlich verdientes Geld, lasse sich nicht darum begaunern, sondern zeige die Zähne, und alsbald wird sich der künstlerische Ruhm einstellen. Denn", er zuckte hochmütig die Schultern, „von Kunst und Wissenschaft werden die guten Amsterdamer niemals allzuviel verstehen."

Rembrandt, dem die Weltläufigkeit und Menschenkenntnis des Juden Eindruck machten, sah ihm forschend in das bleiche Gesicht, das müde und kränklich aussah. „Ich wäre Euch dankbar, Mynheer, wenn Ihr mir gestatten würdet, Euch gelegentlich um Rat zu fragen. Ihr

seid bekannt in der Amsterdamer Gesellschaft. Ihr werdet mir gewiß hier und da einen Wink geben können."

„Gern, wirklich von Herzen gern. Ihr werdet bald ebenso gewitzigt sein wie andere auch. Wer ein rechter Mann ist, nimmt es schließlich mit diesen Krämern auf. Übrigens", er blickte sich im Raume um, „ich sehe, daß sich die meisten Herren schon empfohlen haben. Ich gehe auch. Vielleicht kommt Ihr mit mir. Mein Haus liegt nicht weit von hier, dort drüben, in der Breestraat. Einen Schluck Wein werdet Ihr nach diesem anstrengenden Morgen sicher gern mit mir trinken."

Sie gingen die schmale Treppe hinunter und traten auf die Straße.

„Habt Ihr gemerkt, wie man uns nachsah? Jetzt werden sie schwatzen, dort oben. Der große Manasse, werden sie sagen, was mag er nur an dem jungen Rembrandt finden? Ob vielleicht dieser Rembrandt ein Jude ist, wie er selbst? Die Juden untereinander, man kennt es, sie halten zusammen." Er blickte dem verlegenen Rembrandt ins Gesicht. „Was meint Ihr dazu, junger Mann, ist es Euch recht, wenn sie so sprechen?"

Rembrandt, den das viele Neue dieses Tages müde gemacht hatte, sagte, unfreundlicher, als er es meinte: „Einen großen Mann wie Euch wird es doch nicht kümmern, wenn die Gesellschaft des unbekannten Malers ihm Gerede einträgt."

Manasse unterdrückte ein Lächeln über diesen offenherzigen Mann, und schweigend erreichten sie das Haus an der Breestraat.

In der stillen Studierstube, in der Manasse Rembrandt einige Augenblicke allein ließ, öffnete dieser einen Brief, der ihm am Morgen übergeben war.

Er war aus Leyden von Gerard Dou.

Der Freund schrieb, von der Mutter Cornelia angewiesen, was alles sich in Leyden in der letzten Zeit zugetragen habe, daß der Leydener Kunsthändler neue Radierungen des Meisters angefordert, daß die Mutter eine leichte Schwäche der letzten Wochen gut überwunden habe, daß die Brüder fleißig in der Arbeit seien, daß ihm, Dou, der Aufenthalt im kleinen Hause am Wedderstegje gefalle und ihm man-

ches Bild, insonderheit von Cornelia, gelungen sei. Schon wollte sich Rembrandts Herz bei diesem friedlichen Bericht beruhigen, als er die letzten Zeilen des Briefes las. Vliet, so schrieb Dou, sei vollkommen in den Sumpf geraten. Er arbeite nicht mehr, verkehre auch nicht mehr in anständigen Kreisen, sondern treibe sich in tierischem Zustande unter verkommenem Volk herum. Für das Leben und für die Kunst sei er verloren. Es müsse doch wohl die Macht der Vorherbestimmung sein, die das menschliche Leben lenke. Wie anders sich sonst das Schicksal dieses Unseligen erklären lasse?

Rembrandt faltete den Brief zusammen und starrte vor sich hin. Der Macht der Vorherbestimmung also sollte der arme Vliet zum Opfer gefallen sein, nicht etwa seinem eigenen Triebe, seinen eigenen Begierden. Er lachte laut auf. Wie erfinderisch doch die Menschen waren, wenn es galt, das Leben zu erklären. Wie klug sie waren, wenn es galt, Ausflüchte und Entschuldigungen für die eigene Schwäche zu finden.

Keiner wußte so gut wie Rembrandt, daß sein eigenes Leben hart an demselben Abgrund entlang lief, in den Vliet sich gestürzt hatte. Deshalb wußte auch keiner so gut wie er, daß eigene Kraft, eigener Wille, eigene Erkenntnis dazu gehörten, den strauchelnden Schritt immer wieder aufzufangen, sich immer wieder zurückzureißen von der lockenden Tiefe. Deshalb aber gerade hatte er das Treiben Vliets nur als eine Warnung, niemals als eine Versuchung für sich selbst ansehen können. Je mehr er fühlte, daß er selbst Vliet glich, um so mehr fühlte er auch, daß er niemals wie Vliet leben durfte.

Seufzend wandte er sich dem zurückkehrenden Manasse zu. Sein bleiches Gesicht verriet die innere Spannung.

„Nun", fragte Manasse, „was ist geschehen? Ihr seht ganz verwandelt aus."

„Ich weiß nicht, ob ich Euch nicht mit meinen Angelegenheiten langweile. Allzu lange habe ich Euch schon aufgehalten."

Manasse lächelte. „Ihr müßt mir gegenüber wirklich von solchen Rücksichten absehen. Hätte ich Euch nicht von Anfang an als einen Menschen angesehen, dem man mit Offenheit begegnen kann, dann

hätte ich Euch wahrlich nicht mit mir hiehergeführt. Wenn es Euer Herz erleichtert, so sprecht von Eurer Sorge. Junge Menschen ertragen es schwer, wenn sie ihren Kummer in sich vergraben müssen. Sind Euch die guten Amsterdamer Herren so bedenklich erschienen?"

Rembrandt erwiderte das Lachen des Gastgebers. „Nein, sicher nicht. Ich bekam nur heute einen Brief, den ich eben gelesen habe." Er hielt einen Augenblick inne und erzählte dann dem Rabbiner, was er von Vliet wußte.

Manasse hörte aufmerksam zu. Nachdem Rembrandt geendet hatte, trank er ihm zu und sagte ernst: „Ja, mein junger Freund, das wird nicht das letztemal sein, daß ihr solchen Menschen begegnet. Glaubt mir, es laufen viele hier in Amsterdam umher, und es sind nicht nur Künstler, die in unseliger Selbstzerstörung ihr Leben dahinbringen. Der Geist, der unsere Städte beherrscht, der das Treiben und Wirken der ganzen Staaten durchdringt, ist daran schuld, daß Laster und Verworfenheit sich unter uns breitmachen. Ihr werdet mir glauben, daß ich kein allzu strenger Sittenrichter bin. Aber seht sie doch an, diese biederen, selbstzufriedenen Herren, die die Hand auf den Geldbeutel halten und jeden danach abschätzen, was er im Säckel hat. Sie leben, wie es ihnen gefällt. Und wenn Ihr länger hier lebt, werdet Ihr sehen: sie sind die größten Sünder, die man sich denken kann."

Rembrandt schwieg.

„Ihr schweigt. Ihr denkt: Wie kann sich der Jude erfrechen, über unsere Sitten zu urteilen? Wohl ist mein Glaube nicht der Kalvinistenglaube, mein Gott nicht ihr Gott. Aber dennoch kann ich sehen, daß sie auf keinen Fall in den rechten Wegen wandeln."

Er schwieg; seine müden Augen blickten trübe ins Kerzenlicht. Rembrandt betrachtete aufmerksam seine weichen Züge, die ältlich und griesgrämig wirkten. Ich möchte seinen Kopf ätzen, dachte er. Das würde am besten dies vorzeitige Altern wiedergeben.

So saßen sie sich eine Weile gegenüber, jeder den eigenen Gedanken hingegeben.

„Sicher wundert Ihr Euch, daß ich über solche Sachen mit Euch spreche", hub Manasse wieder an. „Ihr müßt mich recht verstehen.

Als ich Euch heute zwischen all diesen gewichtigen und hochmögenden Herren stehen sah, so unverdorben, kräftig und aufrecht, da gefielt Ihr mir überaus. Dann aber sah ich in Euren Augen etwas aufglimmen. Ein Funke, der sich tanzend auf und ab bewegte. Es war die Sucht, es diesen allen gleichzutun. Es war die Gier, mächtig und hochgeehrt wie sie alle zu sein. Da dauertet Ihr mich." Er beugte sich vor und ergriff Rembrandts unschlüssige Hand: „Wenn Ihr auf mein Wort ein wenig geben könnt, dann laßt Euch von Anfang an nicht auf diese Dinge ein. Glaubt mir, in meinem Volke herrschen Geldgier und Händlergeist wie nirgends sonst. Aber wir sind danach gebaut. Wir vermögen es. Wir können heute einem armen Teufel den letzten Heller aus der Tasche ziehen und ihn morgen unserm Gott opfern. Aber wer uns das nachahmen will, wer vielleicht unsere Kniffe anwenden will, dessen Seele hält nicht stand. Beschmutzt wird er sein in seinem Gewissen, und sein Gott wird ihm keine Reinigung dafür geben können.

Sicher habt Ihr schon einmal davon reden hören, daß wir Juden hoffen, in unser eigentliches Heimatland zurückkehren zu können. Wir glauben, und es ist uns geweissagt worden, daß eines Tages der Messias erscheinen wird, der uns zusammenruft und nach Palästina zurückführt. In mir mögt Ihr einen der eifrigsten Kämpfer für diesen Glauben sehen. Später kann ich Euch wohl das eine und das andere davon erzählen. Heute aber sollt Ihr nur wissen, daß gerade das, was wir anderen Völkern im Zusammenleben an Gefahr bedeuten, mich darin bestärkt, zu glauben, Jahve werde unser Elend eines Tages in seiner Gnade lösen. Die Unterdrückung, die Knechtung hat mein Volk verdorben. Sie hat uns geduckt und uns Schleichwege gelehrt.

Deshalb habe ich es abgelehnt, einem Stande anzugehören, der mich in Berührung mit Kaufleuten und Händlern gebracht hätte. Ich bin ein Gelehrter geworden, der zwar keine Reichtümer sammeln kann, dafür aber glauben darf, das Licht der Wahrheit zu erhalten zu seinem und der anderen Völker Nutzen."

Das waren so neue Dinge für Rembrandt, daß er nur undeutlich begriff, was der Rabbiner ihm sagen wollte.

Geduldig hörte er zu. Es gelang ihm nicht ganz, ein Gefühl der Fremdheit loszuwerden.

Aber die folgenden Tage brachten so viel Arbeit und Ablenkung, daß er keine Zeit fand, über die Warnungen des Juden nachzudenken oder gar mit jemand darüber zu sprechen.

Des Morgens auf dem Gange durch die Stadt, von Haus zu Haus, wo ihn Porträtsitzungen erwarteten, des Nachmittags im eigenen Atelier, an der Arbeit, beim Studieren, des Abends bei den Gelagen und Gesellschaften, deren Veranstalter sich eine Ehre daraus machten, den jungen Künstler unter ihren Gästen zu sehen, nirgends war eine Gelegenheit, unnützen Gespinsten nachzuhängen. Der Schneider, der Bader, der Handschuhmacher, der Juwelenhändler wollten in Arbeit gesetzt sein, damit seiner Erscheinung die nötige Vornehmheit und Würde verliehen werde. Sie wollten wiederum bezahlt sein, damit der Eindruck der Wohlhabenheit vollends erzielt werde. Ja, alle diese Sorgen und Unruhen raubten dem ungeduldigen jungen Meister manche Stunde, und seufzend und fluchend dachte er schon daran, einen Diener anzustellen, der all diese Sachen erledigte.

Da erschien eines Tages Hendrick van Uylenburgh bei ihm, stutzerhaft wie immer gekleidet, und bat darum, die letzten Werke Rembrandts ansehen zu dürfen. Schweigend und unfreundlich überließ der Maler ihn seiner Betrachtung, indes er im Nebenraume sich zu einer abendlichen Gesellschaft umkleidete.

Uylenburgh ging langsam die Wand entlang, an der kleinere und größere Arbeiten hingen; das Dämmerlicht gestattete ihm keine genaue Übersicht. Er war auch schließlich nicht zu diesem Zwecke hergekommen.

Im Nebenraume schalt Rembrandt vor sich hin. Uylenburgh hörte, wie ein Schuh zur Erde geworfen, ein Schrank unsanft aufgerissen wurde. Einige Gegenstände polterten durcheinander.

„Darf ich Euch behilflich sein?" fragte er hinter der Tür. Rembrandt knurrte etwas Unverständliches vor sich hin; Uylenburgh betrat das Zimmer. Ein wüstes Durcheinander von Kostümen, Kleidern,

Waffen, Möbeln empfing ihn. „Ihr habt da eine reichhaltige Sammlung", höhnte er.

Rembrandt war dunkelrot vor Ärger. „Die Schuhe passen nicht. Jeder Schuh, den ich von diesem Gauner arbeiten ließ, drückt mich. Und dabei zahle ich mich arm an diesen Dingern." Er hielt sich einen kleinen Spiegel vors Gesicht und strich über sein sorgfältig gesalbtes Haar.

„Lieber Freund", begann Uylenburgh beinahe feierlich. „Ich spüre, daß ich zur rechten Zeit gekommen bin. Ein großer Mann, wie Ihr es seid, bedarf nun einmal seiner Aufwartung, seiner Bedienung. Er ist nicht dazu geschaffen, sich mit Schustern und Schneidern zu streiten oder selbst auf den Markt zu gehen, Fische einzukaufen."

„Ja, ja. Was soll das lange Reden? Habt Ihr eine Frau für mich, die Ihr mir antragen wollt? Ich nehme kein Weib, laßt's Euch gesagt sein."

„Gott behüte. Ich habe ja selber kein Weib und will auch nie eins ehelichen. Aber ich meine etwas anderes. Hört einmal zu." Uylenburgh hatte sich auf eine Truhe gesetzt und betrachtete den ungeduldigen Rembrandt aufmerksam. „Ihr wißt, daß ich in der Jodenbreestraat eine geräumige Wohnung habe. Mit mir wohnen dort zwei Maler zusammen, die aber nach Antwerpen verziehen. Ich allein kann diese großen Räume nicht bewohnen. Nun wollte ich Euch fragen, ob Ihr willens seid, dies kümmerliche Asyl hier aufzugeben und bei mir heimisch zu werden. Ich habe einen gewandten Diener, der auch Euch zur Hand sein kann. Es fehlte nur noch der dritte, den wir dann aber wohl finden werden."

„Der dritte könnte ein Schüler von mir, Govert Flinck, sein", sagte Rembrandt und zog das Samtwams über den eng anliegenden Hosen zurecht.

„Das heißt, Ihr seid bereit?"

„Ich komme morgen und werde mir die Räume ansehen. Für meine Arbeit brauche ich die richtige Beleuchtung und Platz, viel Platz."

Er breitete die Arme aus und stand wie ein Gefangener in dem

Trödel, der sich im Zimmer ausbreitete. „Wenn sich das bei Euch findet, soll es mir recht sein, wenn wir zusammen hausen."

Uylenburgh bot ihm die Hand und lächelte zufrieden, als Rembrandt einschlug.

Tatsächlich sagten Rembrandt die Räume, die er bei Uylenburgh vorfand, zu. Er zögerte nicht und war schon wenige Tage darauf in der Breestraat ansässig. Da hier beinahe in jedem Hause einer oder mehrere Maler wohnten, da gegenüber des alten Lastmans Behausung lag, in der er als Schüler aus und ein gegangen war, da Manasse hier wohnte, hatte er das Gefühl, daß dies die rechte Umgebung für ihn sei.

Freilich, über Hendrick van Uylenburgh selber hatte er sich dabei keine Gedanken gemacht. Was wußte er schließlich von diesem jungen Mann aus vornehmer Familie, der gewandt und listig, dabei von weiblich schönem Äußerem war, Bilder malte, ohne es darin zu etwas zu bringen, mit Bildern handelte und dabei tief in Schulden steckte?

Als Rembrandt zu Manasse ging, ihm die Nachricht zu bringen, daß sie von nun an beinahe Nachbarn seien, schüttelte dieser bedenklich den Kopf, als der Name Uylenburgh fiel.

„Lieber Freund", sagte er, „Ihr seid da einem Manne in die Hände gefallen, der zwar noch kein Gauner ist; denn er ist aus achtbarer Familie und hat deshalb viel zuviel Rückendeckung, als daß ihm seine gewagten Geschäfte schaden könnten. Aber glaubt mir, ein gutes Ende kann es mit ihm nicht nehmen. Er wird deshalb eine Gefahr sein für diejenigen, die mit ihm zu tun haben. Er ist klug genug, sich immer die richtigen Leute für seine Zwecke auszusuchen, und mich sollte wirklich wundern, wenn er nicht bald damit herausrückt, Euch Eure Bilder abzunehmen, damit er sie an den Mann bringt. Dann denkt an mich und seid auf der Hut. Es hat noch niemand einen ehrlichen Freundesdienst von Uylenburgh erfahren."

Das schien Rembrandt doch übertrieben zu sein. Er hörte zwar höflich zu und wagte auch keine Entgegnung. Aber im geheimen meinte er, wenn Uylenburgh ihm den Bilderhandel antragen sollte, so würde er schon sehen, daß das nicht zu seinem Schaden auslaufen

könne. Ein Gelehrter, dachte er, kann nicht wissen, daß ein Künstler schließlich auf den Bilderverkauf angewiesen ist. Ich werde mich schon vorsehen, wenn es soweit ist.

Fürs erste aber war vom Bilderverkaufen noch gar nicht die Rede. Uylenburgh hatte keine anderen Gedanken als die, seinen neuen Hausfreund mit allen anderen Freunden seines Amsterdamer Kreises bekannt zu machen, und bald fand Rembrandt Gefallen an diesem wunderlichen Treiben in Uylenburghs Wohnung.

Dessen Atelier nämlich war alles andere als ein regelrechter Arbeitsplatz. Rembrandt, der bei sich gerade in diesem Raume am allerwenigsten das Eindringen fremder Menschen geduldet hatte, sah mit Erstaunen, wie sich bei Uylenburgh zu jeder Tageszeit zwischen angefangenen Bildern und umgestoßenen Staffeleien unbeirrt ein lustiges Volk versammelte, das lärmend und rücksichtslos jede ernste Arbeit unmöglich machte. Zuerst hatte Rembrandt es abgelehnt, wenn man ihn aus seinen stillen Räumen herüberholen wollte. Bald aber ließ er es sich gefallen, daß man ihn in den Mittelpunkt dieser Zusammenkünfte stellte, daß alle einstimmig behaupteten, ohne ihn könne eine wirklich geistreiche Unterhaltung, ein wirklich ausgelassenes Fest gar nicht zustande kommen. Es waren Söhne reicher Amsterdamer Bürger unter ihnen, denen die Väter den liederlichen Lebenswandel bestritten. Aber sie hatten selbst nichts mehr von dem schweren Ernst und der nüchternen Wirtschaftlichkeit ihrer Väter. Leichtsinnig, schwächlich und genußsüchtig, waren sie alle mitsammen nur dazu geschaffen, den Tag zu genießen.

Uylenburgh, der aus einer der vornehmsten Familien Amsterdams stammte, ging unter ihnen wie unter seinesgleichen. Nur für Rembrandt war dies üppige Gebaren etwas Neues, und berauscht, wie er von seinem Erfolg in Amsterdam war, nahm er es mit stolzer Genugtuung hin, daß er zu diesem Kreise gehörte. Er wußte noch nicht, wie wenig diese Jünglinge imstande waren, ihn als Künstler zu würdigen und seine niedere Abkunft aus solchen Gründen der eigenen gleichzustellen. Er hatte bald nichts dawider, wenn die abendlichen Feste aus seiner Tasche bezahlt wurden. Das Gefühl, von vielen als Gastgeber

umworben zu sein, verschwenderisch und leichtsinnig dem Genusse leben zu können, war ihm bis dahin unbekannt gewesen. Aber jetzt riß es ihn zu Unbesonnenheit und Prahlerei hin.

Zu seinem eigenen Verwundern gelang es ihm aber trotz all des Trubels, trotz durchzechter Nächte und verbummelter Tage, eine Menge Aufträge zur Befriedigung seiner Kunden auszuführen. Seine Gesundheit hatte sich in den letzten Jahren sehr gefestigt. Wein und Liebe taten ihm nichts an. Wie ein Gott stieg er unversehrt aus Qualm und Dunst verworrener Nächte am Morgen wieder auf, wenn seine Kumpane wie die Toten lagen. Dann strich er durch die Stadt, an den Grachten entlang, erlebte das geschäftige Leben der harten, täglichen Arbeit. Am Hafen empfing ihn der Blick der Weite und der salzige Wind. Schiffe schwankten auf den Wellen. Ladungen wurden verstaut. Sprachen schallten durcheinander. Völker mischten sich. Und er stand mitten in dem Wirbel. In seinem Herzen, in seinem Auge traf alles zusammen zum Werk.

In solchen Morgenstunden faßte er wohl einen Zipfel der früheren Einsamkeit, einen Hauch der früheren klaren Schöpfungslust. Aber sogleich blies die Verworrenheit seines neuen Lebens einen Windstoß dazwischen, und alles war vorüber. Recht so, dachte er dann, ich bin geboren, ein Leben in Saus und Braus zu führen wie ein Edelmann und zwischendurch Bilder zu malen.

„Ja, zwischendurch malt Ihr Bilder", sagte Manasse vorwurfsvoll. „Aber bald werdet Ihr auch dazu nicht mehr kommen. Ihr werdet Euch auf den Bilderhandel werfen, schmutzige Geldgeschäfte machen wie Uylenburgh und verkommen wie ein räudiger Hund."

Rembrandt schüttelte den Kopf. „Ihr meint es gut mit mir. Aber Ihr müßt mich gelten lassen, wie ich nun einmal bin. Ich mache keine Geldgeschäfte, das könnt Ihr mir glauben. Das macht Uylenburgh für mich. Und dabei wird es auch fürs erste bleiben."

Manasse wiegte den Kopf her und hin. „Ich werde nicht mehr über diese Dinge mit Euch sprechen. Vielleicht findet Ihr eine Frau ..."

„Um des Himmels willen, nur keine Frau", lachte Rembrandt. „Was soll die mit mir anfangen? Denkt doch nur, bei meinem Leben

eine Frau. Eine vornehme täte es nicht, und eine geringe nehme ich nicht."

Nach diesem unerfreulichen Gespräch sahen sich die beiden eine längere Zeit nicht. Rembrandt mochte die vorsichtigen, nur andeutenden Ermahnungen nicht mehr ertragen. Es war ihm lästig, daß sich Manasse als Berater und weiser Mentor ihm aufdrängte. Er hatte kein schlechtes Gewissen, und es war ihm völlig einerlei, was man von seinem Treiben erfuhr und wie man darüber dachte. Aber eine innere Stimme sagte ihm, daß es noch nicht an der Zeit war, so klug zu handeln wie Manasse, und daß er Fehler machen mußte und Irrtümer begehen, wenn er wirklich Herr des Lebens werden wollte.

Einige Tage waren vergangen, als Rembrandt einen Brief von Konstantin Huygens erhielt, in dem dieser ihm einen Auftrag des Statthalters übermittelte. Prinz Heinrich Friedrich wünsche sich für seine Bildergalerie eine Passionsfolge von der Hand Rembrandts, den sein Sekretär ihm als einen tüchtigen Maler genannt habe.

In der ersten Freude über diesen ehrenvollen Auftrag stürzte Rembrandt in das Atelier Uylenburghs hinüber, wo dieser mit einigen Freunden zusammensaß, und erzählte, was ihm geschehen war. Alle umringten ihn. Uylenburgh bot ihm einen Stuhl und ließ Wein und Gläser bringen. Binnen kurzem war eine übermütige Stimmung ausgebrochen, der Rembrandt sich ungehemmt hingab.

„Wir wollen diese Nacht zusammen verbringen", rief er aus. „Ihr seid alle meine Gäste. Ein gutes Mahl wird sich zusammenstellen lassen. Wein liefert uns die nächste Schenke."

Alle stimmten zu.

„Aber diesmal wollen wir ein besonderes Fest feiern", sprach Rembrandt in den Trubel. „Ich habe mir schon immer gewünscht, einmal alle Helden und Götter der Antike lebendig um mich versammelt zu sehen. Wir malen sie zwar immer; aber wie sie sich bewegen und sich gebärden im täglichen Leben, das wissen wir nicht. Da habe ich mir gedacht, wir alle wollten diese Götter sein. Ich selber bin Jupiter. Ich werde über euch herrschen."

„Aber du hast doch wirklich keine Jupitergestalt. Ein Hephästos

oder Faun wirst du eher sein", wandte einer ein, dem die Schwärmerei für die Antike die Lust am wirklichen Leben ersetzte.

„Was brauche ich eine Jupitergestalt", rief Rembrandt lachend. „Du hast den Sinn des Festes nicht begriffen. In ganz Holland gibt es keine Jupitergestalt, das kannst du mir glauben. Wir müssen uns mit unsern eigenen Gestalten begnügen. Ich schlage vor, daß Uylenburgh meine eifersüchtige Juno wird." Alle lachten. „Wenn jemand Mädchen auftreibt, so kann man mir eine Leda zuführen. Ich will ihr gern als Schwan unter die Röcke huschen."

„Keine Röcke, keine Röcke. Sie kann ja nackend . . ."

„Das wird um so göttlicher wirken", entschied Rembrandt. „Jetzt denkt euch alle eure Rollen aus. Bei mir drüben sind Kostüme genug. Es geht ja auch ganz gut, wenn einer im holländischen Gewande den griechischen Gott mimt. Ich wenigstens werde so erscheinen."

„Das wird wirklich ein Fest werden. Das ist noch nie erlebt worden", rief ein Kunstschüler begeistert.

„Kinder, die sich noch naß machen, dürfen nicht dabei sein", drohte Rembrandt dem Errötenden und schlug ihn derb auf den Rücken.

Und es wurde ein Fest.

Über der Tür von Rembrandts Atelier leuchtete ein Schild: Freud und Leid der Griechengötter. Die Wände des Ateliers waren mit humoristischen Zeichnungen, die Rembrandt in der Eile hingestrichelt hatte, bedeckt. Besonderes Aufsehen erregte ein Ganymed, der in den Fängen des Adlers hing und erbärmlich weinend sein Wässerchen laufen ließ.

„Das wird noch eins meiner besten Gemälde", erklärte Rembrandt den Betrachtern. „Ihr werdet sehen, mit solchen Sachen mache ich mich auf der ganzen Welt berühmt."

Es hatte jemand in der kurzen Zeit ein gereimtes Spiel geschrieben, vermeinend, dieser Abend werde doch auch etwas der edlen Kunst gewidmet sein. Aber schon in die Verse des Prologs warf Rembrandt freche Bemerkungen, verdrehte den Inhalt, äffte den tragischen Ton eines Spielers nach und sprang schließlich mitten auf die kleine Erhöhung, die als Bühne diente.

„Kinder", rief er, „Menschen, wie könnt ihr nur einen Augenblick so etwas ernst nehmen. Wirklich, ich wollte euch aus all diesen gestellten Versen ein fröhliches Spiel schreiben, daß ihr euch die Seiten halten solltet vor Lachen. Ihr nehmt alles ernst, die Malerei, das Geldverdienen, die Weiber, euch selbst. Aber hört es: Hier wird nichts ernst genommen. Bei mir wird gelacht, über alles gelacht. Und am meisten über sich selbst."

Er stand vor ihnen, gekleidet in ein grauwollenes Hemd, eine Samthose, die ihm viel zu eng war, prallte um die Schenkel. Eine blonde Perücke saß unter einem Hut mit wallender Feder. Seine Augen funkelten, sein Gesicht war gerötet. Abstoßend häßlich erschien er ihnen allen. Aber gleichzeitig war er so hinreißend, daß wieherndes Gelächter um ihn aufbrauste. „Recht so", rief er, sprang wieder herunter und ergriff ein großes Horn, in das er mit geblähten Backen blies.

Da brach rings um ihn der Taumel der Leidenschaft und Trunkenheit aus. Die schon vom spätmittaglichen Wein Erhitzten waren binnen kurzem vollends von Sinnen, schrien, lachten, lärmten durcheinander und kannten sich selbst nicht mehr. Die Reste des Mahles dienten als Wurfgeschosse, eins traf versehentlich den kläglichen Ganymed, der jetzt mit einem dicken Fettfleck im Kinderantlitz auf die tobende Gesellschaft sah.

„Schade", knurrte Rembrandt, den der Wein völlig nüchtern gelassen hatte, „schade. Er war so echt. Genau so, wie mein Sohn dermaleinst aussehen wird. Und nun dieser Fettfleck. Aber ich male ihn doch ganz groß. Jeder soll diesen heulenden, pissenden Knaben sehen." Er stand noch eine Weile vor dem Bild, bis jemand aus der Gesellschaft seinen Namen rief. Ein unflätiges Wort flog ihm an den Kopf, und er stürzte sich lachend wieder in den Strudel.

„Eine Rede", rief er. „Es soll jemand eine Rede halten. Wir bestimmen, über welchen Gegenstand sie gehen soll. Es muß gelost werden. Wer macht die Lose? Das Los soll den Redner bestimmen."

Schnell wurden einige Stäbchen gesammelt. Jeder mußte ziehen. Das Los traf Rembrandt selber.

„Siehst du", rief Uylenburgh, „da hast du dir selbst das Grab geschaufelt. Jetzt zeige, was für eine Bewandtnis es mit deinem Universitätsbesuch hat."

Rembrandt schwang sich auf einen Tisch, rings um ihn lagerte die Gesellschaft.

„Holländer", rief er, „Säuglinge an den Brüsten der Kunst. Es hat mir niemand gesagt bisher, wovon ich sprechen soll. So will ich von dem sprechen, was mir am meisten am Herzen liegt. Das ist die Antike, das ist die italienische Malerei. Liebe Freunde, der Hase läuft davon, indes der Hund sein Wasser läßt. Die Antike tut desgleichen, wenn der Holländer malt." Gelächter flackerte hier und da auf; einige murrten; andere lallten in der Trunkenheit. „Wer nicht versteht, was ich sage, braucht mir nicht zuzuhören", rief er. „Hier wird ein weises Wort gesprochen, das alle angeht. Seht euch meinen Ganymed an. Er schwebt nicht berauscht in den Fängen des göttlichen Adlers; er freut sich nicht über seinen Aufstieg in die himmlischen Gefilde. Er plärrt wie ein Amsterdamer Hafenstrolch; benimmt sich nicht vornehm und höfisch und ist dabei ganz etwas anderes als alle sonnigen, lockigen Knaben, die uns die Malerei sonst vorzeigt. Ihr alle, wie ich euch hier um mich herum sitzen sehe, wie ihr schnauft und ächzt, weil euch die Mahlzeit Beschwer macht und der Wein, seid doch fürwahr nicht für diese zierliche, zimperliche Kunst geschaffen. Das ist etwas für Betschwestern, Jungfern im Stande der Unschuld; aber beileibe ist das nichts für einen holländischen Maler, der etwas im Herzen und im Leibe hat."

Er wollte weitersprechen; aber die trunkenen Gäste spürten, daß die Rede in ernste Gebiete übersprang. Keiner hatte Lust, das noch mit anzuhören. Rembrandt wurde von seinem Platz heruntergehoben, Tische wurden gerückt, Stühle umgestoßen. Ein Diener füllte die Weinkannen auf. Schrankenloser Taumel hatte alle erfaßt.

Der Morgen dämmerte, als Rembrandt sich von seinem Lager erhob. Auf dem Boden des Zimmers waren Kleidungsstücke verstreut; in der Ecke unter dem Fenster lag ein Mann. Rembrandt erkannte

einen der nächtlichen Gäste. Gleichzeitig entsann er sich auch, daß keiner das Haus in der Nacht verlassen hatte, daß alle hier ihren Rausch ausschliefen. Er lachte vor sich hin, stieg über die Kleidungsstücke hinweg zur Tür. Dort sah er sich noch einmal um. Der Mann, der neben ihm geschlafen hatte, war ihm gänzlich unbekannt. Er wußte nur, daß er ihn unter den Gästen der Nacht gesehen hatt. Das fremde, von den Folgen des Trunkes entstellte Gesicht leuchtete totengleich aus der Dämmerung hervor. Schaudernd wandte sich Rembrandt ab und schritt aus dem Raum die Treppe hinunter. Im Hofe hinter dem Hause stand eine große Wassertonne. Er steckte den Kopf tief hinein, übergoß den Oberkörper mit dem weichkalten Naß und atmete tief auf. Jetzt war er wieder Herr seiner selbst; hinter ihm lagen Düsterkeit und Verworrenheit. Langsam, die bloßen Füße vorsichtig beglückt auf den kalten Erdboden setzend, schritt er einige Male in dem schmalen Hofe auf und ab, sog die Luft ein und blies sie laut wieder aus. War diese Nacht auch verloren, es warteten seiner viele Tage, viele Nächte. Er brauchte nicht mit der Zeit, mit der Kraft zu markten. Im Grunde seines Herzens aber regte sich eine Mahnung, die er wohl fühlte: einem unruhigen Wasserfalle gleich würde sein Leben zerfließen und verspritzen, wenn es ihm nicht gelang, feste Dämme zu bauen, Wehre zu errichten, hinter denen im ruhigen, fruchtbaren Gange die Kraft verlief.

Die Arme ausbreitend, gewann er sein Selbst in sich zurück. Niemand, dachte er, ist mein Helfer. Und niemand wird jemals mein Helfer sein. Weh mir, wenn ich mein eigener Feind bin.

Zum Erstaunen seiner ganzen Freundschaft begann Rembrandt von nun an eine völlige Änderung seines Tageslaufs vorzunehmen. Kaum gelang es, ihn hier und da zu einem Beisammensein mit anderen zu bewegen. Er arbeitete mit ununterbrochener Heftigkeit an mehreren großen Stücken, an dem Auftrage des Statthalters, am Bilde Coppenols, des Schreiblehrers, dessen gutmütig bissige Unterhaltung ihn zuweilen mitriß; und vor allem am Bilde Uytenbogaerts, des großen Predigers der Arminianer.

In jenen Tagen, da ihm Offenheit und Sicherheit wie etwas Neues im Innern erstanden, war es, daß ihm auf der Treppe zu seiner Wohnung, aus den Zimmern Uylenburghs kommend, ein vornehm gekleidetes, zierliches Fräulein, beinahe noch ein Kind, entgegentrat. Sie hob die Augen nur wenig und wollte die Stufen hinunterschreiten. Da sah Rembrandt an ihrem Halse, den der dunkle Umhang frei ließ, einen Schmuck, den er in Gedanken schon als sein Eigentum betrachtete, da Uylenburgh keinen Käufer für ihn zu finden fürchtete.

Glitzernd und zart lagen jetzt die großen Halbedelsteine auf der mattschimmernden Haut, und Rembrandt blickte entzückt darauf.

„Schönes Fräulein, habt Ihr den Schmuck bei Uylenburgh erstanden?"

Sie erschrak, blieb aber stehen und antwortete: „Der Schmuck gehört nicht mir. Ich habe ihn von meinem Vetter geliehen." Ein Lächeln spielte dabei um ihre Lippen, machte sie älter, wissender.

„Also ist Uylenburgh Euer Vetter. Das wußte ich nicht." Er zögerte, ehe er fortfuhr: „Würdet Ihr mir zu einem Bilde mit diesem Schmuck sitzen? Ich habe ihn schon oft bei Eurem Vetter bewundert. Jetzt sehe ich, wie schön er auf Eurem blassen Halse liegt."

Sie lächelte, indes sie ihn fragend ansah. „Ich weiß ja nicht einmal, wer Ihr seid."

Im selben Augenblick trat Uylenburgh aus der Tür seines Ateliers lächelnd auf die beiden zu, die befangen nebeneinander standen. Rembrandt ärgerte sich, daß er dem ihm so unlieben Maler jetzt begegnen mußte, noch mehr aber, daß dieses schöne Mädchen seine Base, ohne ihn also kaum eine Beziehung zu ihr anzuknüpfen war.

Uylenburgh schien zu erraten, was in dem andern vorging. Er hob das Antlitz des Mädchens am runden Kinn empor, sah ihr nahe in die Augen: „Was denkst du, Saskia, sollen wir ihm auch noch die Ohrgehänge zu diesem Schmuck zeigen? Sollen wir dich in den alten Umhang stecken, wie vorhin, damit er aufs beste sehen kann, ein wie schönes Bild du für ihn gibst?"

Saskia befreite sich aus seiner Hand und sah ihn aus ihren grauen

Augen kühl an. „Ich weiß nicht, ob der Herr überhaupt ein solches Bild von mir sehen will. Er denkt doch sicher nur an den Schmuck und gar nicht an mich."

Mit einem leichten Gruß, einen übermütigen Blick dem verdutzten Uylenburgh zuwerfend, sprang sie die Treppe hinunter und schlug unten die Tür laut hinter sich zu.

Rembrandt lachte schallend. Er gönnte dem eitlen Uylenburgh eine solche Abfertigung.

Aber Uylenburgh ließ sich seinen Ärger nicht anmerken. „So ist sie nun einmal", sagte er, die Achseln zuckend. „Da ist alles umsonst. Was nützt die Strenge der Base Aaltje, was nützt die Würde selbst von Cornelisz Sylvius? Sie ist nicht zu bändigen. Deshalb müßt Ihr auch so gütig sein, ihr dies Benehmen nicht nachzutragen. Sie kann sehr zärtlich und verständig sein, wenn sie nicht gerade der Teufel reitet wie eben. Sie ist schließlich beinahe noch ein Kind."

Rembrandt begriff nicht, warum sich der sonst so hochfahrende Uylenburgh jetzt plötzlich einer übertriebenen Höflichkeit befleißigte. „Ich trage ihr nichts nach", wehrte er ab. „Ich war schließlich der Aufdringliche, der sich unterstand, das fremde Mädchen anzusprechen. Aber der Schmuck steht ihr gar zu gut."

Sie waren unter diesen Worten über den Flur in Uylenburghs Atelier gegangen, das diesmal von keinem Gaste heimgesucht war. So war Saskia also allein bei dem Vetter gewesen. Es gelüstete Rembrandt nun doch, mehr über dieses Mädchen zu erfahren, und er leistete der Aufforderung Uylenburghs zu einem Glase Wein Folge.

„Saskia ist meine Base", begann Uylenburgh nach einer Weile von selber. Er ahnte wohl, was den verschlossenen Rembrandt heute zu ihm geführt habe. „Sie ist die Tochter des Bürgermeisters in Leeuwarden. Ihre Eltern sind beide gestorben. So lebt sie als Waise bei den Verwandten, bald bei den einen, bald bei den anderen. Jetzt hat sie der Prediger Sylvius zu sich genommen; denn sie ist eine Schwester seiner Frau. Im Hause dieser beiden würdigen Leute fühlt sie sich aber gar nicht wohl. Sie klagt und jammert die ganzen Tage, bald will sie dies, bald jenes tun. Aber nichts wird ihr erlaubt. Und immer

hinter den Fenstern sitzen und auf die Keizergracht schauen — ja, das kann so ein junges Geschöpf auf die Dauer auch nicht beschäftigen." Er hatte sich eine Pfeife gestopft und rauchte sie an. Dabei musterten seine Augen Rembrandt, als wolle er erforschen, ob dieser Lust habe, noch mehr von der Base aus Leeuwarden zu hören.

Rembrandt indessen hatte wohl gar nicht recht zugehört. Er saß in sich versunken da. Die Hände hingen ihm über die Knie herab. Ein leises Lächeln spielte um seinen Mund.

„Ich langweile Euch sicher mit meinem Gespräch über Saskia", sagte Uylenburgh in gereiztem Ton. „Aber Ihr müßt mir glauben, das Schicksal dieses Mädchens liegt mir auf der Seele. Sie kommt des öfteren heimlich zu mir; denn die gute Aaltje würde natürlich niemals dulden, daß sie mich besucht, mich, der ich in der Familie einen so überaus schlechten Ruf genieße, daß mir kaum noch jemand die Hand zu bieten wagt, wenn er mich sieht. Aber Saskia hat nun einmal eine Vorliebe für mich. Sie kramt in meinen Bildern; zieht meine Kostüme an; drapiert sich Schleier und Tücher um den Leib. Und heute hat sie mir sogar den Schmuck abgeschwatzt. Dabei weiß ich doch nicht einmal, wo sie ihn tragen will. Aaltje läßt sie doch nicht die kleinste Festlichkeit besuchen. Und tanzen, tanzen wird in dem strengen Hause des Predigers als Sünde angesehen." Er lachte spöttisch und sah Rembrandt lauernd an.

„Da seid Ihr also derjenige, der dem armen Mädchen etwas die Tage vertreibt?"

„Sicher. Aber Ihr wißt, ein Vetter ist schließlich nicht für alle Dinge ausreichend. Der Kleinen fehlt es auch am richtigen aufheiternden Freundeskreis. Sie ist ja zuweilen etwas launisch; aber doch immer ein harmloses Kind, das leicht zu behandeln ist."

„Ich habe ihr versprochen, sie mit dem Schmuck von Euch zu malen. Wird sich dafür wohl eine ausreichende Gelegenheit geben lassen? Bei mir drüben ist ja natürlich nichts für einen Frauenbesuch eingerichtet. Aber hier bei Euch ..." Rembrandt sah sich im behaglichen Raum um, in dem sich alle Freunde Uylenburghs so wohl fühlten, „Ihr sagtet ja schon, daß sie gern bei Euch ist."

Uylenburgh nickte. Die Sache schien ganz so zu laufen, wie er sie sich wünschte. Biß Rembrandt auf diesen Köder an, dann brauchte er nicht mehr daran zu denken, die Schuldscheine bei ihm einzulösen. Dann konnte er auch weiter auf Geld von ihm rechnen, konnte den Kunsthandel mit ihm zusammen ausbauen.

Rembrandt erhob sich. „Vielleicht bringt Ihr es über Euch, ein gutes Wort bei Eurer Base für mich einzulegen. Ihr kennt mich. Und wenn auch letztlich zwischen uns beiden nicht alles so war, wie es zwischen rechten Freunden sein sollte, so bitte ich Euch, das jetzt zu vergessen. Um Saskias willen."

Uylenburgh schlug in die dargebotene Hand, und Rembrandt entfernte sich eilends, als verberge er eine Rührung. In seinem Atelier wollte es ihm lange nicht gelingen, die Sammlung für seine Arbeit zu finden. Der lachende Mund der Saskia, der Schmuck auf ihrem blassen Halse standen immer wieder vor seinen inneren Blicken.

Nicht, daß allzu starke Sinnlichkeit oder Leidenschaft ihn erfüllten. Mit Genugtuung stellte er fest, daß er klar und nüchtern darüber dachte. Aber dieses Fräulein Saskia, Tochter des Bürgermeisters von Leeuwarden, war gerade die Frau, die er sich wünschte. Sie besaß sicher ein reiches Erbe. Sie war aus guter Familie. Sie brachte ihm das zu, was ihm noch fehlte: gesellschaftliche Stellung und einen vornehmen Namen.

Wie eine genaue Berechnung überlegte er sich dies alles. Dabei ging ihm auch durch den Kopf, daß Uylenburgh sicher wieder Geld von ihm leihen würde, nun, da ihre Beziehungen aufs neue angebahnt waren.

Seufzend gestand er sich ein, daß er sich nicht zutraute, ohne Uylenburghs Hilfe Saskia für sich zu gewinnen. Unmöglich konnte er in der Familie erscheinen, etwa bei der strengen Aaltje oder dem Eiferer Sylvius. Es würde alles gleich von Anfang an bedenklich und dadurch gefährdet sein. Wollte er Saskia zu seiner Frau machen, mußte er zuallererst mit ihr selbst einig sein. Das andere würde sich dann ergeben.

Die Dinge entwickelten sich über Erwarten günstig. Schon am nächsten Nachmittag saß Saskia wieder bei dem Vetter, ließ sich von

ihm kleine Schmeicheleien sagen, genoß es wollüstig und neugierig, wenn er sie streichelte und ihre Schönheit pries.

„Warum hast du eigentlich noch nicht geheiratet?" fragte sie schließlich, ihr Haar vor einem Spiegel ordnend. „Heiraten Maler nicht?"

„Doch. Maler heiraten gewöhnlich. Sie sind damit nicht anders als Kaufleute oder Prediger oder sonstiges Volk. Nur daß es bei ihnen nicht immer so glücklich verläuft wie bei anderen."

„So?" Saskia stand in der Mitte des Zimmers, nagte an der schmalen Unterlippe und dachte nach. „Es geht nicht gut aus?"

„Nein, mein Schätzchen. Aber das geht dich ja nichts an. Du heiratest eines Tages einen Prediger wie deinen Vetter oder einen Arzt oder einen Kaufmann. Den Mann sucht Aaltje dir aus, bespricht mit ihm deine Aussteuer und wieviel Pantöffelchen und wieviel Löffelchen du mitbringen sollst. Und du bist artig genug, diesen Mann zu nehmen und ihm Kinder zu gebären."

„Pfui, Hendrick", rief Saskia. „Du bist ungezogen. Wie in aller Welt kommst du nur darauf, daß ich mir von Aaltje einen Mann aussuchen lasse?" Ihre Augen sprühten Feuer; die Haare flimmerten. Aber die Lippen zuckten und bebten unaufhörlich. Sie war ein reizbares Mädchen, stolz und spröde, ohne jede Biegsamkeit, obwohl sie ein so kleines zartes Geschöpf war.

„Saskia, Saskia, was ist nun wieder geschehen? Habe ich dich so gekränkt?" Uylenburgh hatte sie in den Arm genommen und streichelte sie. „Aber Kind, beruhige dich doch. Du kennst mich doch gut genug, um zu wissen, wie ich es meinte."

Sie stemmte sich gegen seine Brust, daß der runde Kopf mit den vor Erregung dunklen Augen ihr weit in den Nacken fiel. „Niemals wirst du erleben, daß ich einen Mann heirate, den Aaltje mir aussuchte. Ich heirate Rembrandt oder niemanden." Das letzte hatte sie leise gesprochen. Dem Manne fielen die Arme herunter. Schweigend standen sie sich gegenüber.

Uylenburgh war erschrocken, peinlich erschrocken bei ihren Worten. Zwar hatte er ja gerade gewünscht, daß es so kommen möchte. Da es

nun aber so schnell ging, Saskia sich mit solcher leidenschaftlichen Bestimmtheit entschieden hatte, beinahe wie von fremder Hand geleitet, erschrak er. Flüchtig nur dachte er an Rembrandt und an dessen Erregung bei ihrem gestrigen Gespräch. Rührung überfiel ihn beim Anblick dieses Weibes, das, beinahe noch ein Kind, wie von unsichtbarer Macht getrieben seiner Bestimmung entgegendrängte.

„Saskia“, murmelte er, „kleine Saskia, hast du dir ernsthaft überlegt, was du da eben gesagt hast? Mit solchen Gedanken darf man nicht spielen.“

Sie lachte. „Freilich habe ich es mir überlegt. Ich habe schon oft davon gehört, daß Maler berühmt und reich geworden sind. Ich möchte die Frau eines berühmten Mannes werden, Uylenburgh.“

Hendrick, den es von jeher gelockt hatte, in der Familie Entrüstung und Abscheu hervorzurufen, konnte sich nun doch nicht der Schadenfreude enthalten. War er nicht von Rembrandt selbst zum Fürsprech ersehen? An ihm sollte es also nicht fehlen, wenn es galt, diese Vermählung zustande zu bringen.

Er richtete es ein, daß in den nächsten Tagen schon ein Zusammentreffen zwischen Rembrandt und Saskia möglich wurde. In seinem Atelier sollte die erste Sitzung für das Bild Saskias mit dem Schmuck sein.

Aus dem Entwurf für das Bild wurde aber fürs erste nicht viel. Saskia, neugierig, aufgeregt und kindlich eitel, brachte es nicht über sich, lange stillzusitzen. Sie lachte den Maler an; sie erzählte ihre Erlebnisse, ahmte die strenge Aaltje und den selbstgefälligen Sylvius nach und ließ keinen Augenblick davon ab, Rembrandt aus seinem verhaltenen Ernst zu bringen. Als sie sich trennten, lagen ihrer beider Hände lange ineinander, und Rembrandt hätte gar zu gern gewußt, was sich das lebhafte Kind eigentlich von ihm versprach.

Aber eine derartige Frage hätte er an Saskia umsonst gestellt. Sie wußte durchaus nicht, was sie zu dem Maler trieb. In ihrem Zimmer im vornehmen Hause an der Keizergracht stehend, überlegte sie sich vergebens, warum ihr Rembrandt gefalle.

Er ist eigentlich sehr häßlich, dachte sie und besah dabei ihr eigenes Gesicht in dem schön geschliffenen Spiegel. Sich selbst fand sie zwar auch nicht schön. Gar zu gern hätte sie ihre Augen etwas größer, den Mund etwas kleiner gehabt. Aber Rembrandt, dessen dicke Nase über einem lächerlich wulstigen Mund stand, war abstoßend häßlich. Auch sprach er nicht so gewandt und freundlich mit ihr, wie sie es gewohnt war von den jungen Herren, die in des Vetters Haus aus und ein gingen und hier und da ein Auge auf die Waise Uylenburgh warfen. Rembrandt hatte den Schmuck auf ihrem Halse bewundert. Aber als sie ihn bei der nächsten Begegnung wieder anlegte, hatte er gefunden, daß er sie alt mache und wollte nicht dulden, daß sie ihn weiter trage. Sie war dann einige Tage darauf wieder bei ihm gewesen. Er hatte einen großen Hut mit Federn aus seinem Atelier gebracht. Einen roten Mantel hatte er ihr um die Schultern gelegt. Sie selber hatte sich schön gefunden; aber der Vetter Uylenburgh hatte es barbarisch und entstellend genannt. Sie hatte wie ein Zankapfel zwischen den beiden Männern gestanden und sich gewundert, warum Rembrandt behauptete, es müsse gerade entstellend aussehen, sonst hätte er keine Lust an einem Bilde.

Seufzend ließ sich Saskia in dem kleinen hochlehnigen Sessel am Fenster nieder. Sie hatte noch gar vieles zu bedenken.

Der Base Aaltje hatte es jemand zugetragen, daß Saskia den Vetter Hendrick besuche und sich dort mit einem Maler treffe. Die Flut der Vorwürfe und Anklagen wollte tagelang kein Ende nehmen.

Erst vor wenigen Augenblicken, als Saskia mit ihrer kindlich hohen Stimme schrie, sie wolle diesen Maler Rembrandt ehelichen, war Ruhe eingetreten. Aaltje lag ohnmächtig auf einem Sessel; ihr Mann bemühte sich mit zwei Mägden um sie und gebot Saskia, das Zimmer zu verlassen.

Deshalb saß sie jetzt hier in dem kleinen Raume, in dem die Möbel ihrer Mutter standen, sah hinaus zum Fenster und horchte auf die Geräusche vom unteren Flur.

„Wenn nur Titia nicht heraufkommt", flüsterte sie vor sich hin, als sie Schritte auf der Treppe hörte.

Titia war ihre Schwester, die zu Besuch in Amsterdam weilte und sich ganz besonders berufen fühlte, über den Lebenswandel der jüngeren Schwester zu wachen. Niemals noch hatte Saskia von ihr ein heiteres Lachen, ein liebevolles Wort gehört. Spitz stand die Nase im bläßlichen Gesicht der Frau, deren Mann als Kaufmann viel auf Reisen war und es nicht verschmähte, andere Frauen der eigenen vorzuziehen. Nein, von ihr wollte Saskia sich nicht bereden lassen.

Aber sie war in der Tat die Treppe heraufgekommen. Mit ihrer harten Hand hatte sie die Tür zu Saskias Zimmer geöffnet, trat ein und schloß sie wieder hinter sich, dabei einen ihrer stechenden Blicke auf die am Fenster Sitzende werfend.

„Wie geht es der Schwester?" hauchte Saskia, der sich das Herz in unbegreiflicher Angst zusammenschnürte.

Titia ließ sich ihr gegenüber nieder und blickte hochfahrend auf die blasse Schwester.

„Also du willst einen Maler ehelichen?"

„Ja." Saskias spitzer Schuh bewegte sich auf und ab. Sie sah darauf nieder und lächelte scheu. Keiner wußte, wie ihr zumute war und daß solche Fragen sie immer wieder in diese Beziehung zu Rembrandt drängten.

„Das ist ein harter Schlag für uns alle. Besonders aber für Aaltje, die sich deiner so rührend angenommen hat. Ich will ihr gern glauben, daß du nicht sehr willig gewesen bist. Schmach und Schande aber werden wir alle jetzt von dir ernten zum Dank. Wie ist es nur möglich, daß du so weit gingst? Du wußtest doch sehr wohl, daß der Vetter Hendrick in unserer Familie keine rühmliche Rolle spielt."

Wieder lächelte Saskia. „Mir ist der Vetter Uylenburgh immer sehr lieb gewesen. Er hat mir viel mehr Gutes getan als ihr alle zusammen."

„Großer Gott", stöhnte Titia, „welche Verblendung. Dieser leichtsinnige Mensch, der nichts als Schulden hat, soll dir Gutes getan haben. Wer hat dich nur so betört, daß sich dir alles verdreht?"

Da aber sprang Saskia auf und schrie mit blitzenden Augen, die Fäuste geballt: „Mich hat keiner verblendet. Ich habe es nur satt, hier

in diesem Hause, in dieser Familie. Immer nur Nörgeleien und hämische Reden. Immer den Bewunderer spielen für Aaltje und ihren Mann. Immer das Mädchen sein, das nichts hören und sehen darf von den Freuden der Welt. Ich passe nicht zur Begine. Ich passe auch nicht zur Frau eines Mannes, den mir andere aussuchen." Sie stand inmitten des Zimmers, hatte Tränen in den Augen und zitterte am ganzen Leibe.

„Und du glaubst, dieser Maler Rembrandt, der, wie ich höre, aus einer Leydener Müllerfamilie herkommen soll, werde dir das alles verschaffen können? Bei ihm wirst du ein besseres Leben haben als bei uns?"

Saskia zögerte einen Augenblick, ehe sie antwortete: „Ich frage nicht danach. Jedes Leben bei ihm wird besser sein als bei Euch."

Sie ahnte wohl selber nicht, wie gewaltig und hingebend diese Worte klangen, wieviel leidenschaftlicher, als sie gemeint waren. Trotzig setzte sie sich auf den Sessel nieder, der Schwester gegenüber, und achtete nicht darauf, daß diese, Tränen in den Augen über die unselige Verblendung des unreifen Kindes, wortlos in ihr Gesicht sah.

Es wäre auch in den nächsten Wochen zu keiner versöhnlichen Aussprache im Hause des Predigers Sylvius gekommen, hätte nicht der Vetter Uylenburgh, angetrieben vom eigenen Gewissen und gedrängt von Rembrandts Unruhe, sich aufgemacht, der zornigen Aaltje unter die Augen zu treten und sie um Verzeihung für sich, Saskia und Rembrandt zu bitten.

Aaltje, die inzwischen begriffen hatte, daß an der ganzen Sache nichts mehr zu ändern sei und man wohl weit Schlimmeres bei der wilden Saskia zu befürchten habe, wenn man nicht beizeiten einlenke, empfing ihn weinend und voller Freundlichkeit. Sie knüllte das Taschentuch in der Hand, drehte den großen Erbring um den Zeigefinger und hörte schluchzend geduldig an, was er zu sagen hatte.

Uylenburgh lag alles daran, keinen Streit herbeizuführen. Er unterstrich seine eigene Absichtslosigkeit in der ganzen Sache, der wohl die göttliche Vorsehung entgegengearbeitet habe. Man müsse eben da-

mit zurechtzukommen suchen, daß Saskia einen andern Weg einschlage, und man müsse vor allen Dingen bestrebt sein, das Schlechte zugunsten der vielen Vorteile, die eine solche Ehe biete, zu übersehen.

Als er nun einmal soweit war, wurde es ihm selber leichter. Mit gut gewählten Worten sprach er davon, daß es sich doch eigentlich jede vornehme Familie in den Staaten gestatten könne, einen Künstler in die Sippe aufzunehmen. „Siehst du, Aaltje, dein Mann denkt nun einmal nicht gut von Malern. Das weiß ich. Doch dafür ist er eben ein Mann. Aber du bist eine Frau. Zu allen Zeiten und in allen Ländern sind es die Frauen gewesen, die den Künsten Schirmherrinnen waren. Das konnten sie, weil sie weitsichtiger und empfindsamer sind als die Männer. Deshalb mußt auch du jetzt ein übriges tun und dafür sorgen, daß Saskia den Maler heiraten darf."

Geschmeichelt lächelte Aaltje. Solche Reden hatte der sonst immer so spöttische Verwandte noch nie gegen sie geführt. Sie waren überhaupt in ihren Kreisen nicht üblich. Daß das bei Uylenburgh in diesem Falle seine besondere Bewandtnis haben müsse, bedachte sie nicht. Mit einem letzten Seufzer wischte sie sich die Tränen fort und gestand dem Ungeduldigen zu, daß Saskia ungehindert bei ihm und Rembrandt aus und ein gehen dürfe, damit einer Verbindung nichts im Wege stehe. Nur müsse Hendrick ihr versprechen, die beiden nicht allein zu lassen, sondern über den Anstand zu wachen wie eine gute Mutter. Schließlich könne man dem Mädchen ja auch eine Magd beigeben, damit es nicht ohne Begleitung das fremde Haus betrete.

„Es ist ja wohl hinter meinem Rücken schon allerlei geschehen", schloß Aaltje wehmütig und leicht gekränkt. „Aber vor meinen Augen wenigstens will ich die Gesetze der Schicklichkeit gewahrt wissen."

Das war mehr, als Hendrick zu erwarten gewagt hatte. Er küßte die rundliche Hand der verehrten Base. Falls sie gestattet, daß am folgenden Abend Saskia zu ihm komme, könne er wohl versprechen, daß zwischen den beiden alles soweit gediehen sei, um die Verlobung der ganzen Verwandschaft bekannt zu geben.

Eiligen Schrittes begab er sich zu Rembrandt, der untätig und grübelnd vor seiner Staffelei saß. Nicht um einen Schein leuchtender

wurde sein Gesicht, als er Uylenburghs Bericht von der Unterredung hörte.

„Du hast dir viel Mühe gegeben", sagte er mit müder Stimme. „Ich hoffe, es wird Saskia und mir nicht zum Schlechten ausschlagen."

„Nun sieh mir einer den Sünder an", schüttelte Uylenburgh den Kopf. „Hat er die Braut, so jammert er. Hat er sie nicht, so klagt er auch."

Uylenburgh hatte nicht unrecht mit diesem Vorwurf, und Rembrandt selbst kam sich unerträglich vor in der Selbstqual der letzten Tage. Hatte er anfänglich beinahe darum gezittert, ob sich Saskia für ihn entscheiden würde, so bangte ihm jetzt vor den Folgen ihrer Einwilligung.

Die ganze Nacht peinigte ihn dies Hin und Her der Erwägungen; er warf sich schlaflos auf dem Lager herum und erhob sich am Morgen ohne Erquickung. Mit Widerwillen hörte er die Befehle, die Uylenburgh seinem Diener für das abendliche Mahl zu dritt gab. War es denn wirklich soweit? Hatte er sich überlisten lassen?

Die Blicke Uylenburghs, seine Anspielungen waren ihm lästig. Er floh vor ihnen auf die Straße und machte einen weiten Gang über die Blaubrücke hinaus ins Freie.

Unter dem weiten Himmel wurde ihm das beklommene Herz freier. Er lachte sich aus. Was focht ihn denn an, nun, da er die reiche Erbin ehelichen sollte? War sie ihm etwa noch nicht gut genug? Wollte er warten, bis er ein Greis war, hutzelig und schwach, ehe er sich zu einer Frau entschloß?

Es ging ihm doch im Grunde nicht darum, eine Frau um sich zu haben, die schön genug war, auf seinen Bildern zu figurieren. Es ging ihm doch auch gar nicht darum, eine Frau zu haben, deren Familie ihm Vorteile bringen konnte. Genau betrachtet, waren das alles Erwägungen, die ihm Dritte eingehaucht hatten, Leute, die es gut oder schlecht mit ihm meinten, jedenfalls aber ganz andere Erwartungen und Wünsche an das Dasein richteten als er.

Und damit war er mit seinen Überlegungen an jenen Punkt gekommen, der einzig ihm gemäß war: wußte er, ob diese Saskia, dies junge Mädchen mit dem zarten Gesicht und den anspruchsvollen Händen auch nur einigermaßen imstande war, sein Leben mit ihm zu teilen, schlecht und recht es mitzuleben, so wie es notwendig war, wenn sie seine Frau sein wollte?

Er wandte sich um. Vor ihm lagen die Häuser der Stadt. Mühlenflügel drehten sich im Winde. Er dachte an das Elternhaus, an die Mutter.

Und im Weitergehen bewegten sich seine Gedanken nur noch um die Mutter. Sie war eigentlich in allem so beschaffen, daß sie ein Vorbild für seine eigene Frau werden konnte. Wie wunderlich war es doch, daß man sich aus all den Vertrautheiten der Familie lösen mußte, daß man Neues, Unbekanntes erobern mußte, von dem man doch wohl zeit seines Lebens nicht wissen konnte, ob es nicht der Teufel selber war.

Seltsam war es auch, daß Saskia ihn immer an die Märchen und Sagen der Mutter erinnerte. Manche der Feien und Meergeister hatte er sich als Kind so vorgestellt wie diese zierliche, bläßliche Tochter aus dem vornehmen Hause, deren Blick so vieldeutig und wesenlos war.

Vor dem Hause Manasses stockte sein Fuß unwillkürlich. Viele Wochen waren vergangen, seit er die Schwelle überschritten hatte. Wenn er jetzt einmal wieder hineinginge?

Er klopfte. Manasse ließ ihn durch die Magd ins Arbeitszimmer führen und ging dem Eintretenden mit freundlicher Begrüßung entgegen. Kein Wort fiel von Vergangenem. Sie saßen sich gegenüber, als seien sie vor Tagen noch zusammengewesen und hätten Worte gewechselt über ihre täglichen Erlebnisse.

„Lieber", sagte Manasse, „Ihr tragt ein düsteres Gesicht zur Schau. Es liegt etwas auf Eurer Stirn, als hättet Ihr unfrohe Stunden gehabt."

Rembrandt lächelte. „Ich habe lange Tage, eigentlich Wochen hindurch nichts Gutes mehr gedacht. Ich weiß nicht, wie Ihr, der Ihr

doch nicht so viel älter seid als ich, so gemessen und voll inneren Haltes leben könnt. Mir gelingt es weniger denn je."

Auch Manasse lächelte. „Ich hörte einiges von Euren Festen dort drüben, bei Uylenburgh. Ihr spielt eine große Rolle im Kreise dieser Müßiggänger. Habt Ihr nie bedacht, daß Ihr nicht nach Amsterdam gekommen seid, um es dem Nichtsnutz Uylenburgh gleich zu tun? Es wäre wahrhaftig mehr schade um Euch als um diesen Sprößling einer heruntergekommenen Familie."

„Habt Ihr etwa schon gehört, daß ich aus dieser Familie ein Weib ehelichen will?"

„Nein, man trägt kein Gerede zu mir, das über derlei Ereignisse berichtet. Ist es etwa das Kind Saskia?"

„Ja."

Manasse wiegte bedenklich das Haupt. Seine Hände, die er übereinander gelegt hatte, öffneten sich, als wolle er einen längeren Satz beginnen. Dann schlossen sie sich wieder. Es war sehr still im Raume.

Schließlich richtete sich Rembrandt auf. „Ich möchte nicht, daß ich Euch gleich das erstemal, da wir uns nach so langer Trennung wiedersehen, unleidlich erscheine. Aber dennoch wäre ich froh, wenn wir über diese Sache einige Worte wechseln könnten.

Ich bin den ganzen Tag allein herumgelaufen, habe mir überlegt, was meine alte Mutter zu dieser jungen Saskia, diesem Kinde, wie Ihr sagt, meinen würde. Ich bin zu keinem Schluß gekommen. Aber es ist mir etwas anderes durch den Kopf und durchs Herz gegangen. Und dazu bitte ich um Eure Meinung. Ich habe neulich in einer tollen Nacht eine Hohnrede auf die Antike gehalten. Ich habe allen, die es hören wollten, gesagt, daß wir Holländer nicht zu dem geboren sind, was die Antike, was Italien und die italienische Malerei von uns fordern. Es braucht noch keiner ein schlechter Maler zu sein, der nicht die ganze Erde voll Sonne und blauen Himmels sieht, der nicht nur heitere, wohlgebaute Menschen, sondern auch Krüppel und Elende kennt. Das habe ich in der Nacht allen gesagt und ihnen einen Ganymed in Adlers Fängen gezeigt, der sich gebärdet, wie ein Kind sich eben gebärdet, wenn es Angst hat."

Er schwieg, und Manasse sagte mit einem leichten Lachen im Gesicht: „Von diesem Fest, von Euren Worten und von Eurem Ganymed hat man mir berichtet. Und als ich das hörte, schöpfte ich wieder Hoffnung für Euch."

„Gut, daß Ihr so sprecht. Es ist noch gar nicht solange her, da habe ich gedacht, es sei gleichgültig, was die Menschen von einem halten. Wenn man mit sich selber im reinen sei, dann wäre alles übrige wertlos. Aber ich habe gelernt, daß das nicht richtig ist. Jedes Porträt, das mir aufgetragen wird, stellt mich aufs neue davor. Ich muß den Kampf mit meinen Mitmenschen aufnehmen. Es ist nicht genug, daß ich mich ihnen mit Hoffart entziehe und für mich allein lebe. Ich muß mich ihnen stellen, mich bereithalten und gewappnet sein. Das ist der Sinn des Lebens und auch der Sinn der Kunst."

„Und deshalb wollt Ihr Saskia van Uylenburgh zur Frau nehmen?"

„Nicht gerade deshalb. Es wäre unwahr, wollte ich Euch nicht zugestehen, daß ich Saskia liebe. Sie ist unberechenbar. Sie ist nichts, das Vertrauen und Gewißheit einflößt. Sie ist eine Frau, in der die ganze Welt sich verkörpert. Sie ist feindlich, gefährlich. Aber sie ist auch lieblich, erholend. Sie ist eine Frau, wie ich sie mir nicht ersehnte, wie ich sie aber dennoch brauche."

Manasse nickte und sah vor sich hin. Eine Sorge, die ihn erfüllte, wagte er nicht auszusprechen. Würde dieser unruhige, unklare, von sucherischem Drange erfüllte Mann nicht zugrunde gehen an dieser Frau aus einer ganz anderen Welt? „Wenn Ihr mich braucht, ich meine, wenn ich Euch einen Rat geben kann, dann wendet Euch nicht an andere", bat er, mit plötzlich erwachter Unruhe. „Lieber, wollt Ihr mir das versprechen?"

Rembrandt nickte.

„Und dann noch eins: Auch wenn Euch der Brautstand viel Zeit nimmt und viele Geschäfte nötig sind, kommt doch zu mir, so oft Ihr könnt. Ich möchte Euch mit all den Männern bekannt machen, die nicht nur in Amsterdam, sondern in den ganzen Staaten das Leben

bestimmen. Ihr werdet, mehr als in mir, dort Führer und Lehrer finden.

Ihr geht aus Euch heraus, jetzt den Kampf mit Euch selbst in den Kampf mit den Mitmenschen zu verwandeln. Wenn aber darauf der Kampf mit Gott folgen wird, dann erst werdet Ihr ein rechter Kämpfer sein", sagte er.

Diese Worte hallten in Rembrandt nach, als er zu Uylenburghs Haus schritt. Aus den Fenstern glänzte das Licht. Sicher wartete dort oben Saskia schon. Ein rauschhaftes Glücksempfinden durchschoß des Heranschreitenden Brust. Er schwenkte den Hut wie zum Gruße dem Hause entgegen und sprang eilends die Stufen empor, ohne sich zu besinnen.

Im behaglich durchwärmten Zimmer hatte indessen Saskia schon einige Zeit beim Vetter gesessen. Den Reden der verdrießlichen Aaltje war sie entflohen. Sie wollte die neugierige Erwartung nicht von mißgünstigen Verwandten trüben lassen. Und voll auskosten konnte sie sie doch nur im Gespräche mit Hendrick, dem leichtsinnigen, der Geschichten erzählte, Bilder zeigte und wohl auch von ihrer Zukunft als Malersfrau sprach.

Ein rostbraunes Kleid hatte Saskia angelegt, hatte allen Schmuck, der ihr nur irgendwie passend erscheinen wollte, umgetan und stand nun in Uylenburghs Atelier vor dem schweren Spiegel, fuhr sich unruhig mit dem Taschentüchlein über die Stirn, auf der der Puder zu weiß lag.

„Ob ich wohl ein Kammermädchen haben werde, wenn ich Rembrandts Frau bin?" Sie drehte sich um. Ihre spitze Zunge fuhr hastig einige Male über ihre trockenen Lippen. Sie hatte immer ein wenig überheiße Hände und Lippen, die zarte Saskia aus der vornehmen Familie.

„Wenn Rembrandt weiterhin so gute Geschäfte macht, wird er dir auch ein Kammermädchen halten." Uylenburgh lachte ermunternd. Seine Spitzenkrause war aus feinsten Brabanter Spitzen gearbeitet. Daß sie noch nicht bezahlt werden konnte, kümmerte ihn wenig. Aber

wie er die kleine Saskia stehen sah, aufgeregt, neugierig, gespannt, überkam es ihn doch. Er fühlte sich wie ein Verschwörer, wie einer, der mit diesem Weib im Bunde stand, gemeinsame Sache mit ihr machte. Dabei hatte er doch keinen Grund dazu, sich selbst schlechter zu machen, als er war. Nun ja, er hatte Schulden bei Rembrandt. Aber dafür hatte er ihm auch diese reiche Frau verschafft. Denn daß ihre Güter alle festlagen und nur sehr wenig bares Geld abwarfen, das machte doch schließlich nicht viel aus. Und so geschäftsunklug würde ja Rembrandt auch wohl nicht sein, daß er nicht von selbst wußte, man könnte von Hendrick als einem Verwandten lang angestandene Schulden nicht mehr einmahnen.

Dennoch aber, als habe ihn, den Leichtfertigen, wie von ungefähr die Unruhe des bei Manasse sich im Disput quälenden Rembrandt getroffen, gelang es ihm nicht, einer jähen dunklen Ahnung Herr zu werden.

„Saskia", sprach er wie unter einem Zwange, „hast du dir wirklich in deinem Herzen genau erwogen und überlegt, was es heißt, den Maler Rembrandt zu ehelichen?"

„Wieso?" Saskia ahnte nicht, was in ihrem Vetter vor sich ging. „Fürchtest du, er wird keine guten Geschäfte machen? Ach, laß nur. Das wird schon alles gut auslaufen. Denke doch, wieviel neue Bekanntschaften er schließen wird, wenn er mein Mann ist. Es gehören reiche Leute zur Verwandtschaft. Und mir zuliebe wird Rembrandt freundlich mit ihnen allen sein. Das weiß ich so genau."

Sie stand da, lächelnd, die Arme leicht gehoben, mit all dem Zauber, den sie haben konnte, wenn sie wollte.

Uylenburgh seufzte und wandte sich ab. Sie war ein Kind. Sie ahnte nicht, welche Gewalten in dem hausten, der ihr Mann werden sollte. Es half wenig, wenn er ihr jetzt davon sprach. Sie würde ihn auslachen und nicht begreifen, um was es ging.

Da schlug unten eine Tür. Schnelle Schritte stürmten die Treppe hinauf. Ohne anzuklopfen, ohne eine Aufforderung zum Eintritt abzuwarten, brach Rembrandt in das Zimmer ein. Glanz lag auf seinem Antlitz, glänzte wider auf dem Gesicht Saskias. Sie umarmten sich.

Diesen schwungvollen Beginn ihrer Brautzeit nun etwa durch langwierige und langweilige Verwandtenunterredungen hemmen zu lassen, daran dachte Rembrandt nicht im geringsten. Am nächsten Tage ging er zu Sylvius und hielt um die Hand des Fräulein Saskia van Uylenburgh an. Ernsten Ermahnungen, dreisten Fragen nach seinem Woher und Wohin zeigte er sich unzugänglich. Und Saskia, die hernach in das steife Familienzimmer geholt wurde, drückte ihr Taschentuch vor die Nase, damit keiner sehe, wie spaßhaft sie es fand, daß der ausgelassene Bräutigam vom gestrigen Abend jetzt ein so zugeknöpfter Mann geworden war.

Es wurde über die Hochzeit, über die Aussteuer, über die Bekanntgabe des Verlöbnisses und über derlei geredet. Saskia schwieg, und Rembrandt machte seine Bemerkungen mit ruhiger, sicherer Stimme, die nicht zuletzt dem strengen Sylvius Eindruck machte.

Damit, daß Saskia schon in den nächsten Tagen nach Franeker reisen sollte, um dort ihre kranke Schwester Antje zu pflegen, erklärte er sich einverstanden. Auch ihm wäre es recht, wenn er noch eine ungestörte Zeit vor sich habe, damit er wichtige Bilder vollenden könne. Er habe in der letzten Zeit so reichliche Angebote von Schülern erhalten, daß er nicht wisse, wie er ihrer Herr werden könne. „Aber da ich für jeden hundert Gulden fordere und ihre Entwürfe mir zum Verkauf gehören, bringen sie mir ein Erkleckliches ein", setzte er wie von ungefähr hinzu.

Wohlgefällig lauschten die Uylenburghs diesen Reden, und als der Maler das Haus verlassen hatte, erklärten sie alle, daß er bei weitem vernünftiger sei, als man eigentlich von einem Künstler annehmen könnte.

Nicht unlieb war es Rembrandt, daß er die Erlaubnis zur Ehe mit Saskia von seiner Mutter einholen mußte.

Als er vom Wagen aus — er war den Landweg gefahren — die Leydener Türme, die Befestigungen sah, packte ihn eine freudige Erwartung. War es nicht schön heimzukehren, ein vom Erfolg Gekrönter, ein Glücklicher? Nach außen hin fehlte es ihm doch bestimmt an nichts mehr. Und das Innere?

Er war nicht hergekommen, um mit irgend jemand über seine innere Not und Unruhe zu sprechen. Nicht einmal von der Mutter würde er sich nach so etwas durchforschen lassen.

Aber es kam doch anders. Als er die Mutter mit den Brüdern an der Tür stehen sah, wie sie sich müde und zusammengesunken auf einen Stock stützte, wie aber trotz allem die Kraft ihrer Seele die gleiche geblieben war, da wußte er, daß ihren Blicken nichts verborgen bleiben konnte und daß er immer wie als Kind vor ihr aufgetan sein würde.

Sie führte ihn in das Vorhaus, wo eine Kanne Wein und weißes Brot für ihn bereitgestellt waren. Adrien sah unzufrieden aus. Seine Kinder machten ihm Sorge. Auch sei die Frau viel krank. Aber Cornelia schüttelte in der alten Weise den Kopf und murmelte etwas vom sündhaften Geiz, der keine Wohlhabenheit aufkommen lasse. Da verließ Adrien das Zimmer.

„Ja, so ist er nun", berichtete die Mutter. „Ihn wurmt es, daß du in Amsterdam lebst und es dort zu etwas gebracht hast. Dabei ist er sonst ein gutmütiger Mensch und gönnt jedem das Seine. Aber seine Frau sitzt ihm auf. Sie hatte sogar vor, dir eins ihrer Kinder aufzuhängen. Ein Maler heiratet nicht und verdient genug, meinte sie. Das habe ich ihr ausgeredet. Was soll in einer Junggesellenwirtschaft ein Kind? Und nun wäre es auch gar nicht gegangen. Du heiratest ja nun selbst." Sie legte ihre weiße Hand dem Sohne auf den Arm. „Iß vom Brote, Rembrandt, und wenn du nicht zu müde bist von der Fahrt, sprich mir von dir und deiner Frau. Sie soll aus vornehmer Sippe sein, erzählt man hier. Aber ich sehe es, obwohl meine alten Augen nicht viel mehr taugen, du bist noch nicht glücklich, noch nicht so, wie ich dich mir wünsche."

„Ja, Mutter, da möget Ihr wohl recht haben. Saskia ist mir ja noch ganz fremd. Die Verwandtschaft ist sehr streng. Sie haben das Mädchen gleich nach dem Verlöbnis nach Friesland geschickt. Was sollte ich dagegen sagen? Ich hatte auch genug zu tun. So haben wir noch nicht viel voneinander gehabt."

„Das schadet auch nichts, mein Sohn. Ich finde es sehr richtig, daß sie dafür sorgen, eure Leidenschaft nicht vor der Zeit gar werden zu

lassen. Das finde ich sehr richtig. Und das Mädchen wird sich in stillen Wochen auf die Ehe vorbereiten. Das haben wir Weiber nötig. Bei uns geht es nicht so brausend wie bei den Männern." Sie lächelte und strich dem Sohne über das zerfurchte Gesicht. „Daß sie keine Mutter hat, ist schade. Ich hätte ihr gerne beigestanden und ihr von dir erzählt. Ich kenne dich so gut."

Ja, sie kannte ihn, ihren Sohn. Wenn er auch ein Mann geworden war, so wußte sie doch, was in ihm vorging, jetzt, da er zu ihr gekommen war, um die Einwilligung zur Ehe zu holen.

Wie erlöst und so, als habe er eine Beichte abgelegt, fühlte sich Rembrandt, da er in ihre Augen blickte. Welche Wohltat war es, die Füße unter diesen Tisch zu setzen, vom Brote zu essen und den leichten Wein zu trinken. Einfach war hier das Leben und still. Aber es barg alles in sich und machte die Menschen weise. Denn war sie nicht eine weise Frau, seine Mutter, die zeit ihres Lebens in Leyden gesessen hatte und doch mehr von der Welt wußte als alle, die er kannte?

Als sei alles erfüllt, als sei er gesegnet und gefeit, so durchrann ihn letztes Begreifen. Er beugte sich und küßte die Hand der Mutter.

Sie aber sprach wie aus einem Traume: „Lösche dich aus, mein Sohn, trachte danach, dich selbst zu vernichten. Dann wirst du Gott erblicken und die Wahrheit wird in dir sein."

Den Segen der Mutter noch im Ohre, ihren tränenvollen Blick mit der Ahnung nahen Todes vor der Seele, bestieg er einige Tage darauf das Schiff, das ihn gleich von Leyden aus nach Friesland bringen sollte zur Hochzeit.

Die Friesländer Bauern sind es gewöhnt, ihre Feste mit schweren Speisen und scharfen Getränken zu feiern. Sie stehen nicht sobald wieder von der Tafel auf, wenn sie sich aus feierlichem Anlaß daran niederließen. Und besonders die Sippe der Saskia, eine der reichsten und vornehmsten in der Gegend, konnte es sich leisten, wenn eine der Ihren freite, daraus ein Ereignis von ganz besonderem Glanze zu machen.

Rembrandt sah sich gleich nach seiner Ankunft von der Unruhe der Vorbereitung, von Erwartung und Vorfreude mitgerissen. Freundlich wurde er aufgenommen. Zwar wußten die bäurischen der Familie nicht sogleich, wie sie sich zu ihm, dem Künstler, stellen sollten. Aber Saskia, eifrig auf den Ruhm ihres Mannes bedacht, hatte überall dafür gesorgt, daß man von ihm und seinen Amsterdamer Erfolgen wußte. Als nun gar die städtischen Sippenangehörigen kamen, die aus Leeuwarden und aus Amsterdam, da ging es gleich ganz anders. Die schienen sogar stolz darauf zu sein, Rembrandt in die Familie aufnehmen zu können. Einige bestellten sogleich ihre Porträts, wobei sie allerdings darauf bestanden, daß er es für sie als Verwandte nur gegen eine geringe Entschädigung für Farben und Leinwand täte. Rembrandt, dem Lust und Zuversicht das Herz schneller schlagen machten, versprach das und ließ sich sogar herbei, im Trubel der Vorfeste das eine und andere Bildchen mit Silberstift hinzuwerfen und es den Damen gegen einen freundlichen Blick, den Herren gegen eine Prise guten Tabak einzutauschen.

So vergingen die Tage bis zur Hochzeit.

Beim Essen nach dem Kirchgang saß Saskia steif unter der mächtigen Brautkrone. Sie hatte ein blasses Gesicht und sah still vor sich nieder. Nicht anzureden wagte er sie, zumal da aller Augen auf sie beide gerichtet waren, durch deren Anblick sich die Alten zu Tränen, die Jungen zu zweideutigen Witzen hinreißen ließen.

Müde von allem Vorausgegangenen ekelte Rembrandt sich vor den Speisen, die in endloser Folge aufgetragen und vor dem Brautpaar zuerst abgesetzt wurden. Lange Ansprachen wurden gehalten, Lieder, deren Inhalt auf das Brautpaar gemünzt war, vorgetragen. Die Freudigkeit der Gäste stieg an. Rembrandt sah, wie das Gesicht unter der hohen Krone immer blasser wurde. Vor seinen Augen flimmerte es. Ihm war, als sei er selber es nicht mehr, der hier saß, als sähe er sich selber bei seiner eigenen Hochzeit zu und lache sich aus.

So schlichen die Stunden dahin. Schon brannten die hohen Kerzen in der Mitte des Tisches; der Wein floß in Strömen. Lauter wurden die Reden, die Bewegungen freier. Und noch immer war es dem

Brautpaar nicht gestattet, sich in die Hochzeitskammer geleiten zu lassen.

„Sollst leben, Vetter", rief einer von der Verwandtschaft herüber. Rembrandt hob das Glas an die Lippen. Er konnte sich nicht entsinnen, wie oft man ihm das heute schon zugerufen hatte.

Ihm gegenüber saß ein Mädchen, das sich betrunken zurücklehnte und ihn in unverhohlener Zuneigung anlachte. Aber ihr Nachbar bemerkte es. Eifersüchtig packte er sie um die Hüfte. „Laß den, der hat an einer genug", rief er und zwinkerte ihr zu. Prall stand ihre gesunde Brust in der roten Seide. Sie atmete heiß von Hitze und Lust.

Verstohlen sah Rembrandt zu seiner Frau hinüber. Griff der Funke heißen Lebens nicht auf sie über, entzündete sie, die doch heute ihre Hochzeit mit ihm feierte?

Aber Saskia saß, mit lächelndem Munde und halbgeschlossenen Augen, blickte vor sich hin, als nehme sie an allem keinen Anteil.

„Saskia", murmelte er. Sie sah ihn an. Es war der erste volle Blick, den sie ihm heute gab. Er war so klar und beinahe durchdringend, daß ihn schwindelte.

„Sie ist sehr sittsam, deine junge Frau", rief jemand vom andern Ende des Tisches. „Du wirst Mühe mit ihr haben."

Alle lachten. Dreiste Blicke wandten sich auf das Ehepaar. Saskia hob verächtlich die Schultern; Rembrandt blickte zornig den Sprecher an. „Nicht jedem gefällt, was offen vor Augen liegt", rief er herausfordernd.

Die von der Uylenburghsippe sprangen auf. Rembrandt blieb gelassen sitzen. Bedrohlich waren Hitze und Trunk allen in die Köpfe gestiegen. Sie hätten getan, was ihnen sonst nie in den Sinn gekommen wäre.

Da erscholl der Lärm der Trommler und Fiedler, die zum Tanze aufspielten. Ein Vorsichtiger hatte ihnen ein Zeichen gegeben. Verflogen war der Zorn. Jeder ergriff seine Nachbarin und drehte sich, nur hurtig, den ersten Tanz nicht zu versäumen, mit ihr vom Tische fort.

Juchzen und Kreischen, trunkenes Singen und Lallen tönten um das Brautpaar, das stumm an seinem Platze sitzenblieb. Saskia schien nicht tanzen zu wollen. Sie sah nur, leise lächelnd, in das tosende Gedränge.

Da wurde plötzlich in all dem Getriebe Rembrandts Herz schwer. Der Atem blieb beinahe stehen. Seine Augen wurden starr, und auf seine Brust wälzte es sich wie ein Stein. Das Gesicht aber des Vorsingers Jan, der gerade vor ihm stehend den Kehrreim mit offenem Munde ertönen ließ, verwandelte sich seltsam. Ein Kopf wurde daraus mit offenen Augen und Nasenlöchern, lippenlos grinsten die Zähne, es klapperten Knochen und knackten die Wirbel zu der Melodie.

Er wollte schreien. Aber die Zunge versagte ihm. So saß er an seiner Hochzeitstafel, während die andern tanzten und jauchzten, eine ganze Weile stumm dem Tod gegenüber, der ihn freundlich, beinahe zutraulich anlächelte.

Was ist das? dachte er. Soll hier einer aus der Runde sterben? Aber warum sollte sich das mir anzeigen? Soll Saskia sterben? Aber der Tod würde dann auf sie zeigen. Soll ich selbst wohl gar sterben?

Der Tod nickte. Seine Zähne bewegten sich. Deutlich konnte er es hören: „Ja, mein Freund, an diesem allen wirst du sterben. Das ist so. Weigere dich nicht, es so bald wie dir möglich ist, zu erkennen."

Dann war er wach. Der Tod war verschwunden. Jan, der Vorsinger, sang den Kehrreim wieder. Es juchzten die Mädchen und grölten die Männer.

Gezwungen lächelnd, erhob er sich und ging hinaus. In der kühlen Nacht stand er eine Weile unter dem Sternenhimmel. Eine plötzliche Übelkeit zog ihm die Lippen zusammen. Er erbrach sich. Einige Schritte machte er auf und ab, schöpfte mühsam tief Atem. Dann kehrte er gefaßter ins Hochzeitszimmer zurück, wo sich alles rüstete, das Brautpaar in die Schlafkammer hinüberzugeleiten.

Wenige Tage darauf kam Rembrandt in der von den Verwandten vorbereiteten Wohnung bei Uylenburgh mit seiner Frau an.

Sie stiegen müde von der Reise die Stufen zum Hause empor.

Im Flur nahm Rembrandt Saskia den dunklen Umhang ab. Sie

stand zierlich und verwirrt, wie er merken konnte, vor ihm. „Komm", bat er und nahm ihre Hand.

Das Schlafgemach war das erste, dessen Tür sie öffneten. Rembrandt fuhr zurück. Ihm deuchte, es wäre besser gewesen, daß ein anderes Zimmer zuerst vor ihnen gelegen hätte. Aber da er nicht wußte, wie die Wohnung aufgeteilt war, konnte er dies Mißgeschick nicht verhüten.

Die Vorhänge vor den Fenstern waren dunkel und bedrückend. Das Lager aber prangte mit seidenen Decken und üppigen Kissen. Ihn schwindelte, als er es sah.

Saskia stand noch immer neben ihm, unter dem großen Leuchter, an dem er rasch alle Kerzen angezündet hatte. Ihr Gesicht war unschlüssig zwischen Lachen und ernstem Blick. Befangen blickte sie umher.

Rembrandt bemerkte ihre Unsicherheit mit Rührung. „Setz dich", bat er. „Und lache doch, Saskia. Freust du dich nicht, daß wir hier in unserm Zimmer stehen? Wenn dir die Einrichtung nicht gefällt, so bekümmere dich nicht. Ich weiß schöne Möbel und seidene Vorhänge. Du darfst dir aussuchen, was du willst. Der Händler ist mein guter Freund. Er wird uns das Beste verschaffen, das sich denken läßt. Nur lache endlich, Saskia, daß ich mich an dir freuen kann."

Sie lächelte scheu zu ihm herüber, setzte sich gehorsam auf den Stuhl, den er ihr hinschob.

Wie war doch aller Leichtsinn, alle Leichtfertigkeit von ihr gewichen. Hatte sie der gleiche Schauder wie ihn vor der Größe dieser Stunde gepackt? Leben und Tod preßten sich in diesen Minuten zusammen, da sie sich zum ersten Male in ihrem eigenen Schlafgemach gegenüber saßen.

„Trink, Liebste." Er goß Wein ein und hob sein Glas ihr entgegen. „Trink. Ich möchte sehen, ob du immer nur so wenig trinkst wie bei den Verwandten in Friesland."

Sie errötete, hob den Kelch an die Lippen. „Die vielen Basen", murmelte sie.

„Also haben sie auch dich bedrückt, die vielen Basen?" Sein Herz schlug vor Entzücken. „Sag mir, Liebste, hast du wirklich wie ich daran gelitten, daß sie sich alle zwischen uns drängten, alle an uns teilhaben wollten?"

Sie hob die schimmernden Augen zu den seinen und ließ sie lange darin ruhen. „Aber sicher waren sie mir widerwärtig. Dachtest du etwa, ich hätte sie mir zur Lust alle aufgeboten?" Sie schüttelte den Kopf und stürzte dann das ganze Glas Wein hinunter. „Ich bin ja so froh, daß ich davon frei bin, daß ich sie alle vom Halse habe." Sie breitete die Arme aus. Ein zauberisches Lächeln glitt über das runde Gesicht.

Aber gleich darauf war es wieder verflogen. Ihre Augen wurden weit, ihre Farbe verdunkelte sich, wie er es noch bei keinem Menschen gesehen hatte. „Was sie alles von dir sagten. Ich mag es dir kaum wiedererzählen. Besonders viel wußten sie über deine Liebschaften zu berichten. Hendrick hat das wohl Aaltje erzählt, die natürlich sofort zu andern darüber gesprochen hat."

Sie lächelte leichthin, als entsinne sie sich eines besonderen Auftritts. „Ich habe manchen Tanz deinetwegen bestehen müssen. Dabei wußte ich doch im Grunde gar nichts von dir. Was sollte ich antworten, wenn sie mich nach deiner Verwandtschaft, nach deiner Mutter ausfragten?"

Er ergriff ihre beiden Hände. „Ach, Kind, konntest du nicht einmal davon mit mir sprechen? Nicht, daß ich mich in diese Streitereien gemischt hätte. Da sei Gott davor. Aber ich hätte dir sagen können, wie es in meinem Herzen und in meinem Leben aussieht, ausgesehen hat, ehe ich dich kennenlernte. Wie leicht hättest du all diesen Fragern antworten können."

Sie senkte die Blicke vor den seinen. Ihre Hände nestelten an seinen Fingern.

„Ich will nicht, daß du einer anderen gehörst nach mir", sagte sie plötzlich, unvermittelt, leise.

„Saskia." Glück und Ahnung machten seine Stimme heiser und unbeherrscht.

Sie sprang auf. Ihr Leib bebte, die Augen wurden groß und voll Gewalttat. „Ich will nicht, daß du einer anderen gehörst. Nach mir sollst du nicht mehr zu einer anderen gehen können. Wir kennen uns noch nicht, du und ich. Die wenigen Nächte zählen noch nicht. Aber das eine weiß ich schon: ich würde mich verzehren, wenn ich wüßte, du verwirfst mich. Ich genügte dir nicht."

Er war aufgesprungen und hielt sie in den Armen. Sie hätte sich nicht aufrecht halten können allein, so zitterte sie. „Saskia, Liebe, Herrliche, was befällt dich? Wer spricht denn von anderen Frauen?"

Sie antwortete nicht. Aber ihre Küsse waren von einer Leidenschaft, die ihn erschütterte. Zugleich fühlte er Gefahr und Verrat in ihren Worten, und das Blut sauste ihm in den Ohren.

„Nein", flüsterte er, die Lippen von ihrem Munde lösend, „nein, ich fürchte dich nicht. Ich habe dich begehrt, und was auch kommen mag, ich werde nur dich begehren."

Sie löste sich von ihm, stand vor ihm, weiß bis in die Lippen ihres zarten Gesichts. Dann aber ließ sie es willig geschehen, daß er sie in die Arme nahm.

Es war tief in der Nacht. Rembrandt erwachte. Langsam richtete er sich auf. Die Luft im Zimmer war eng. Er erhob sich und öffnete Vorhänge und Fenster. Dann entzündete er eine Kerze.

Saskia lag auf der linken Seite, unbekleidet, ohne Decke. Die Beine hatte sie leicht angezogen, daß die Mulde des Schoßes sich weich darbot. Er legte seine Hand hinein wie in ein Nest. Sie atmete ruhig weiter.

Eine Weile stand er und sah sie an. Dann aber wandte er sich ab. Es graute ihm, dieses Antlitz, von dem der Schlaf die letzten Hüllen genommen hatte, zu durchforschen.

Neben der brennenden Kerze stand noch der Wein. Er goß einige Schlucke hinunter. Bitter schmeckten sie und widerlich warm.

Ja, so war also dieses Mädchen seine Frau geworden. In wieviel Bildern hatte er Delila gemalt. Jetzt lag sie neben ihm auf dem Lager, viel gewaltiger, viel erhabener, als er sie malen konnte. Und viel gewaltiger, als er es je geträumt hatte, war ihre Leidenschaft, ihr An-

spruch an ihn. Wieviel mochte in ihrem Blute brennen, von dem er nichts ahnte? Die Geschlechter, die alle sich in diesem Geschöpf vereinten, das lächelnd und doch ohne Weichheit, anmutig und doch voller Grausamkeit, sich ihm darbot, waren ihm fremd, von einer beängstigenden Fremdheit. Wußte er, ob sein Mut und seine Kraft ausreichten, den Kampf mit ihr aufzunehmen?

Zum Teufel, woher kamen ihm die trüben Gedanken? Nur daher, daß sie ihm in einer sinnesheißen Stunde ein Versprechen abnahm, das jede Frau in solchem Augenblick zu fordern sich berechtigt fühlte? Ein Tor, wer das nicht zu erfüllen versprach, ein noch größerer, wer sich fürchtete, es zu brechen.

Ein Lufthauch bewegte die Vorhänge. Die Schlafende schauerte zusammen. Er trat zu ihr und legte Decken über sie. Freier und ohne Scheu betrachtete er das Gesicht, das ruhig auf den Kissen lag. Es war bestimmt nichts in diesen Zügen, wovor ihm hätte grauen können.

In der ersten Zeit ihres Zusammenlebens in der kleinen und beengenden Wohnung bei Hendrick van Uylenburgh gab es so viele Dinge zu bedenken, daß Rembrandt in ihrem anbrandenden Drange gar nicht Zeit fand, über seine Frau nachzudenken.

Da war das rasche Anwachsen der Schüler und der Aufträge. Er mietete einen Speicher, damit Platz für alle war. Hinter Pappwänden und Holzverschlägen ließ er jeden für sich arbeiten, daß einer sich unabhängig vom andern hielte. Das gab manches Gespräch, manche Auseinandersetzung; da wurden guter Rat und ehrliche Anleitung oft mehr gefordert als künstlerische Belehrung. Und Rembrandt, der sich seit jeher gewünscht hatte, in einem Kreise junger Männer zu stehen, ihnen allen von sich mitzuteilen und wiederum an ihnen sich selbst hochzuarbeiten, genoß dieses Verhältnis von Lehrer und Belehrten mit vollen Zügen.

Um so mehr hielt er sich an diese Beziehungen, je mehr ihm schien, als steigere ihn Saskias Liebe mit der Zeit in eine fiebernde Ausschließlichkeit hinein, der er erliegen müsse.

Sein Ruhm wuchs mit jedem Tage, in der Stadt und auch im Lande. Ehrenvolles sprach der Statthalter über ihn, nachdem ein Teil des durch Huygens vermittelten Auftrages erledigt worden war. Geachtetes Mitglied der Lucasgilde war er und konnte in allen Kunstdingen und -geschäften ein machtvolles Wort mitsprechen. Aber es verzehrte ihn in gleichem Maße, wie es ihn stärkte. Mißmutig und unlustig starrte er des Morgens auf das graue Wasser der Gracht, an der der Speicher lag. Lohnte es wirklich, dafür ein Leben einzusetzen? Für diese wenigen Menschen, Dumme und Kluge, und für das Geld?

Er gedachte jenes Gesprächs mit Manasse. Den Kampf mit der Welt aufzunehmen, hatte er sich aufgemacht. War dies noch Kampf? War es nicht schon gelassenes Sich-Ergeben, Mitwandern im Trott der anderen? Daß er nicht gegen den Strom schwamm, sah doch ein Blinder. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß er Bilder verkaufte wie kaum sonst ein Maler in der Stadt? Es war ein verlockendes Leben, das Genüsse bot, von denen er sich früher nicht hatte träumen lassen. Aber zu kurz war das Leben für diesen Genuß oder zu lang. Niemand konnte wissen, was es brachte. Und die Malerei bedurfte des ganzen Menschen.

Vor allen Dingen war da aber die Frau, Saskia, und nicht nur Saskia, auch andere Frauen. Gott allein mochte wissen, warum er die Frau so geschaffen hatte, daß sie wie das Böse in der Welt stand, den Schoß anbot wie die Sünde und die Seele verderben ließ.

Wer, der nicht ein Mönch war, ein Heiliger, sollte dem widerstehen? Es gab keine Versöhnung, es gab keine Verheißung. Wer geboren war in dieses Leben, mußte den Weg zu Ende gehen. Und sicher war es das beste, es verzehrte den Leib so schnell wie möglich, daß die Seele ungehindert ihr Heil suchen könnte.

Solche Gedanken waren es, die Rembrandt umtrieben, in Schenken und liederlichen Häusern seine Unrast zur Schau zu stellen, im heißen Bett mit der begehrten Frau nach der Vollkommenheit der Sünde zu trachten.

Es war einige Monate nach der Hochzeit. Saskia hatte Besuch von der Schwester Titia, die mit spitzer Nase in allen Ecken und Winkeln

der Wohnung herumfuhr und in aller Selbstgerechtigkeit nicht bemerkte, daß Rembrandt sich kaum vor ihr blicken ließ, nicht einmal die Nächte in seiner Behausung zu verbringen wagte.

Schon, wenn er ihre Fragen hörte, das freundlich gereizte: „Nun, Schwager, wie geht es mit der Malerei? Wie hoch sind die Einnahmen im Monat?" riß es und zerrte an ihm, als läge er auf einem Folterbett. Geldgewinn, Liebe zum Besitz, das war in seinen Augen eine Sache, die nur ganz große Menschen betreiben sollten, die vor den Zugriffen kleinlicher Eigennützler geschützt werden müßte. Eine wütende Verachtung aber jagte ihm durch das Herz, wenn Saskia mit ihrer nüchternen Stimme der Schwester beim Mittagsmahle vorrechnete, wieviel Schüler ihr Mann habe und wie die Einnahmen zu bewerten seien, die ihm hieraus und aus seinen eigenen Arbeiten zuflössen.

Seufzend und ungeduldig stieg er mit diesen Gedanken eines Abends die Treppen zu seiner Wohnung hinauf, schon am unteren Ende aus der Stube die Stimmen seiner Frau und Schwägerin erkennend. Es mußte anders werden. Saskia mußte begreifen, daß es unerträglich für ihn war, ihre Verwandtschaft immer vor Augen zu haben. Eine Ewigkeit war diese Titia schon bei ihnen und machte noch immer keine Anstalten, zu jemand anderem überzusiedeln. Sollte er vielleicht nur deshalb Saskias Hand erhalten haben, damit diese Frau noch einen Hausstand mehr in den Staaten habe, den sie mit ihrer Gegenwart belästigen konnte?

Er trat ein. Am Fenster saß Saskia, leicht von der untergehenden Sonne beleuchtet. Sie hatte den Kopf zurückgelegt und wandte ihn nur ein wenig herum, als er eintrat. Die wallende Seide ihres Kleides faltete sich so bedeutsam in ihrem Schoße, daß ihn eine rasende Sinnlichkeit befiel. Aber schon erklang Titias dünne Stimme, vordringlich und von einfältiger Gewichtigkeit.

„Lieber Schwager, wie schön, daß du schon zurückgekehrt bist. Saskia bekümmert sich so sehr, daß du die Abende nie mehr zu Hause verbringst. Sie macht sich Vorwürfe, und du solltest wirklich bedenken, daß eine Frau wie sie Rücksicht gewohnt ist."

Rembrandt antwortete nicht. Er ließ sich auf einen Stuhl neben seiner Frau nieder und ergriff ihre Hand. Wie schön war Saskia, wie vornehm gekleidet, wie erlesen und zerbrechlich in der Gestalt. Es mochte wahr sein, daß sie der Rücksicht bedurfte.

Saskia lächelte ihn an und legte ihre heiße Hand auf seine Stirn. Sie liebte ihn wohl zu sehr, als daß sie fühlen konnte, wie ihn Titias Worte kränkten.

Aber schon begann Titia aufs neue: „Was würdest du sagen, Schwager, wenn du erführest, daß deine Frau dir ein Kind schenken wird?"

Einen Augenblick blickte Rembrandt auf seine Frau, die langsam errötete, dann auf Titia, in deren weißlichem Gesicht lüsterne Neugierde stand. Zornig sprang er auf, ballte der Schwägerin die Faust ins Gesicht. „Was ich sagen würde? Nichts anderes, als daß ich es dir in meinem Leben nicht vergessen werde, daß du es eher wußtest als ich."

Mit einem Ruck erhob sich Titia, raffte ihre Sachen zusammen und verließ das Zimmer. Unten an der Haustür schien sie einen Augenblick zu verweilen, als erwarte sie, daß man sie zurückrief. Aber da nichts geschah, flog die Tür laut ins Schloß.

Oben aber hatte Rembrandt seine zu Tode erschrockene Frau an sich gerissen.

„Saskia, um Gottes willen, warum verrätst du mich so?"

Er blickte ihr so nahe in die Augen, daß sie nicht ausweichen konnte. „Sprich, wenn du mich liebst."

Einen Augenblick schien es, als erkenne sie, um was es ging. Dann aber verlor sie sich in Lügen und Ausflüchte, die er ihr zwar glaubte, die aber die schwärende Wunde seiner Liebe nicht heilen konnten. Sie habe nicht an derartiges gedacht, sei nur ängstlich gewesen, weil sie sich schwach fühlte. Da habe Titia sie mitgenommen zu einem Arzt, der etwas davon verstände. Bei ihm habe sie es erfahren.

Seufzend ließ Rembrandt sie aus seinen Armen auf den Stuhl gleiten und ging im Zimmer auf und ab.

„Warum sprachst du nicht zu mir davon? Bin ich nicht dein Mann, der dir am nächsten steht? Was soll diese Titia zwischen uns, die mir völlig fremd, ja widerlich ist?"

Saskia trocknete die Augen mit ihrem Tüchlein. „Es ist doch meine Schwester. Wem soll ich denn vertrauen? Sie steht mir nicht so nahe wie du. Das ist richtig. Aber wenn ich mit ihr spreche, ist es etwas ganz anderes, als wenn du es bist."

Er blieb vor ihr stehen und blickte auf den zuckenden Leib, der nun also so ganz sein eigen geworden war, daß er etwas barg, was ihm gehörte.

„Saskia", bat er, „sollte diese Kluft nicht überbrückt werden können? Warum steht dir diese Schwester näher als ich, obwohl du dich damals so freutest, daß du von allen Verwandten frei seiest?"

Sie zuckte die Schultern und hob die Augen nicht zu ihm auf.

„Lieber Gott, Saskia, was verbirgst du mir? Niemals kann es gut sein, wenn sich die Frau dem Manne entzieht."

„Titia warnte mich vor dir. Sie erzählte, daß du nicht mit dem Gelde vertraut seiest und es verschleudertest. Du verdienst zwar viel, sagt sie. Aber du gibst nichts auf die Sparsamkeit, wie sie einem Manne, einem Vater geziemt."

Rembrandt lachte. Dieser Satz war so offensichtlich dem Munde seiner säuerlichen Schwägerin entflohen, er war so wenig Saskias gedankliches Eigentum, daß er es sofort herausfühlen konnte, wie eingelernt er war.

Mit leidenschaftlichem Gefühl legte er die Arme um ihre Schultern und zog sie aus dem Stuhl zu sich empor. „Kind, was sprichst du andern Worte nach, die doch zwischen uns keine Geltung haben? Bin ich nicht dein Mann und gehöre dir, so wie du mir gehörst? Laß die andern sich um ihr Vermögen und ihren Besitz sorgen. Wir haben, was wir brauchen. Das andere wird sich finden."

„Nein", rief Saskia, „so sollst du nicht sprechen. Niemals will ich dulden, daß unser Kind etwa wie deine Vorfahren Handwerker wird. Niemals will ich das dulden. Wozu brachte ich dir mein Vermögen in die Ehe mit?"

Rembrandt ließ die Arme sinken, wandte sich ab und ging zur Tür, die in sein Atelier führte. „Ich habe noch zu arbeiten. Du darfst mich heute nicht stören. Ich brauche auch nichts zum Nachtmahl."

Saskia sah ihm nach, bis sich die Tür geschlossen hatte. Widerwillen und leidenschaftliches Begehren mischten sich in ihrem Gesicht, und groß sprangen die Tränen aus ihren schimmernden Augen. Hatte sie wirklich keinen Einfluß auf ihn, wie Titia ihr so höhnisch gesagt hatte? Hatte sie wirklich keinen Anteil an ihm, obwohl in ihrem Leibe die Frucht ihrer Vereinigung ruhte? Sie ballte die Hände um ihr Tuch und spürte nicht, wie ihre Zähne knirschten vor Anspannung. Ach, wie oft hatte sie gehört, daß es ein schöner Augenblick sei, wenn die Frau dem Manne davon sprechen kann, daß sie guter Hoffnung ist. Daß es so auslaufen könnte, hatte sie aber noch nie gehört.

Kläglich weinend, überließ sie sich ihrem machtlosen Schmerz.

„Aber dennoch sollte jede Frau wissen, daß es der heiligste Augenblick für sie und ihren Mann ist, wenn sie ihm von der Hoffnung ihres Leibes sprechen kann, Manasse. Ihr müßt mir das zugeben." Rembrandt saß beim Rabbiner im tiefen Sessel am Ofen, in dem wegen der frühjahrlichen Kälte ein Feuer brannte. Sein Gesicht war düster und unruhig. Umsonst suchte er seinen Schmerz hinter lauter Rede zu verbergen.

Aber der Rabbiner, gewohnt, in den Herzen anderer zu lesen und seine Rede nach ihnen abzustimmen, wußte, was in ihm vorging.

„Ihr hättet um alles in der Welt nicht einen Streit mit dieser Frau Titia beginnen sollen. Sosehr Euer Herz im Recht war, sosehr mußte Euer Verstand Euch warnen. Denn glaubt mir, diese Frau wird Euch schaden."

„Aber Saskia? Ihr seid selber verheiratet. Würdet Ihr es ertragen, daß die Sippe Eurer Frau ihr am nächsten steht und kein Geheimnis der Ehe vor ihnen zu bewahren ist?"

„Saskia ist noch jung. Sie wußte sicher nicht, wie sie sich gegen die Aufdringlichkeit der Schwester wehren sollte."

„Ach, so jung ist sie doch nicht mehr. Wenn sie von Geld und Geldgeschäften spricht, ist sie manchmal viel älter als ich. Und es wundert mich gar nicht, wenn sie jetzt versucht, ihr Recht auf den eigenen Besitz geltend zu machen auf eine Art, die mich aus dem Hause treibt."

„Ja, Lieber, Ihr seid in einer schweren Lage. Was nützt Euch alle Liebe, wenn die Frau sie nicht aufnimmt?"

Rembrandt hatte das Gesicht in den Händen vergraben. Er stöhnte leise. „Oft habe ich ein Gefühl, als fiele mir jemand in den Rücken. Als sei ich verraten im eigenen Hause und alles lache schon über mich. Das nimmt die Kraft, ganz langsam nimmt es die Kraft."

Sorge und Mitgefühl bedrängten das Herz des Rabbiners. Aber er ließ die trübe Stimmung nicht Herr werden. „Ein Mann wie Ihr, in der Sonne immer steigenden Ruhms, wird sich nicht unterwerfen lassen, und wenn die Sippe der Saskia noch dreimal so mächtig wäre." Er lachte und hielt dem Bedrückten das Weinglas hin. „Jetzt trinkt, Lieber, Ihr habt einen schlechten Tag heute. Die Frühjahrsmüdigkeit liegt Euch in den Gliedern. Davon kommt aller Jammer."

Es mußte aber doch nicht nur die Frühjahrsmüdigkeit gewesen sein; denn es wurde Sommer, und der Druck wollte nicht weichen. Zwar war Saskia willig und geduldig, trug die Beschwerden ihres Zustandes ohne Murren. Aber da es Rembrandt jetzt verwehrt war, seine Sinneslust an ihr zu stillen, war ihm weniger denn je gegeben, ihr nahezukommen.

Den Verkehr mit der Sippe hatte sie zwar beinahe vollständig aufgehoben. Aber sie war doch des öfteren im Hause der Schwester Aaltje. Bei ihr saß sie, wie sie sagte, um sich gute Ratschläge für ihren Zustand geben zu lassen. Aber Rembrandt ahnte, daß auch andere Dinge zwischen den Frauen besprochen wurden, bei denen das Erbe und das Vermögen Saskias die Hauptrolle spielten.

Dabei war er gerade in jenen Monaten auf dem besten Wege, ein reicher Mann zu werden. Es mochte der Stolz sein, der sich in ihm empörte, es mochte auch eigene Lust dabei sein; wenigstens gelangen ihm in jener Zeit mehrere gute Geschäfte im Kunsthandel. Er kaufte

für sich selbst einiges, verkaufte anderes und war, beraten von einem jüdischen Bilderhändler, sehr rasch hinter manche Schliche und Kniffe gekommen, an die er selber nicht gedacht haben würde.

Bald war sein Name in aller Munde. Seine Stiche wurden in solcher Menge verlangt, daß es ihm kaum möglich war, so schnell Drucke herzustellen. Ein Jude war es, der ihn auf den kühnen Gedanken brachte, in der ganzen Welt seine Drucke durch Beauftragte für hohe Summen aufkaufen zu lassen. Mit einem Schlage stieg der Wert seiner Radierungen in schwindelnde Höhe. Befriedigt nahm er davon Kenntnis.

„Solcher Vermessenheit solltet Ihr Euch enthalten, Lieber", warnte Manasse. „Sie waren Euch doch früher auch fremd. Jetzt bringen Euch gewissenlose Händler auf Gedanken, die mit Euch und Eurer Kunst nichts zu tun haben."

„Laßt ihn ruhig gewähren", lachte Coppenol. „Er hat den Teufel im Leibe. Da muß er auch mit ihm fertig werden. Früher oder später stellt ihm dann der höllische Kerl ein Bein, und wir müssen sehen, wie wir ihn wieder aufheben."

Clemens de Jonghe schüttelte den Kopf. „Diese letzte Geschichte war halsbrecherisch. Aber ich glaube, Rembrandt tut es weniger des Geldes wegen, als weil es ihm Lust bereitet. Wenigstens war er die ganze Zeit, bis er von dem guten Ausgang dieses Unternehmens und von der Wirkung auf die Kunstgeschäfte gehört hatte, voll fiebriger Arbeitslust, die alle in Erstaunen setzte."

Rembrandt erhob sich ungeduldig, klopfte seine Pfeife am Kaminsims aus. „Laßt das Reden, Freunde. Das ist eins wie das andere. Ich werde mich nicht um Warnungen kümmern, ich werde mich aber auch nicht hinreißen lassen. Ich mache, was mir der Augenblick eingibt."

Er trat an einen Tisch mit Büchern heran, auf dem alles aufgestapelt lag, was Manasse in der letzten Zeit studierte. „Rabbiner, wie ist es mit dem Goldgewinnen?"

Manasse kam heran. Alle lauschten auf seine Antwort. „Je nun", sagte Manasse, „ich weiß nicht recht, was ich darauf antworten soll.

Der Alchimist, den ich Euch neulich nannte, verlangt ungeheure Geldsummen. Wer soll die aufbringen? Ich kann es natürlich nicht."

Rembrandt blickte grübelnd. „Wieviel versprecht Ihr Euch denn von alledem? Ich meine, man müßte doch absehen können, ob es irgendeinen Zweck hat?"

Manasse zuckte die Achseln. Aber Anslo, der bis dahin schweigend im Hintergrunde gesessen hatte, erhob sich. „Laßt die Hände von so etwas, Rembrandt. Das ist Gott versuchen. Ihr seid ein Maler. Ihr verdient sehr reichlich mit Eurer Kunst. Was wollt Ihr solche Zaubereien anfangen."

Rembrandt blickte dem Mennonitenprediger in die offenen, guten Augen. „Euer Urteil in Ehren. Es mag zutreffen für Leute Eures Schlages. Aber ich kann mir nicht denken, was es mir Schädliches einbringen sollte. Ich habe Geld genug. Warum soll ich es nicht fürs Goldmachen hergeben? Eines Tages wird man gefunden haben, wie Gold zu machen ist. Dann bin ich der Wohltäter des Landes." Er grinste frech, so daß Anslo, gekränkt und abgestoßen, sich zurückziehen wollte. Aber schon hatte Rembrandt ihn beim Ärmel gepackt.

„Wenn ich Euch nicht gar zu anrüchig bin mit meinem Geldverdienen und sonstigen Sachen, möchte ich Euch bitten, mich in die Mennonitengemeinde aufzunehmen."

Anslo wäre fast einen Schritt zurückgeprallt. „Ihr seid aus der Kirche ausgetreten?"

Rembrandt nickte. „Schon seit langem. Mir scheint, wer wie ich jeden Tag am Geldverdienen ist, der braucht eine Kirche, wo andere Dinge herrschen."

Anslo schwieg bedrückt. Das war ein kühner Mann, häßlich und frech. Man konnte ihn nicht als mennonitischen Geistes bezeichnen.

„Wie wäre es", begann er vorsichtig, „wenn Ihr eine Zeitlang an unsern Bibellesestunden teilnehmt? Ihr werdet wissen, daß bei uns die Auslegung der Bibel, ihre genaue Kenntnis, im Mittelpunkt steht."

„Ja", fiel ihm Rembrandt mit seltsam erregter Stimme ins Wort, „das ist es gerade, was ich bei Euch suche. Die Bibel ist die Quelle

der Kunst. Nicht so, wie bei den Italienern, nur eine Vorlage oder gleichsam Entschuldigung für weltliche Darstellungen, denen man einen biblischen Titel gibt, sondern im wahrsten Sinne des Wortes. Aus der Bibel kann man alles schöpfen. Man braucht die Welt und das Leben gar nicht."

Anslo bewegte nachdenklich den Kopf. „Wie denkt denn Eure Frau darüber?" fragte er.

Rembrandt lachte verächtlich. Wie doch die Prediger sich darin glichen, daß sie sofort darauf drangen, in alle Verhältnisse eingeweiht zu werden, wenn sie über jemand Macht zu haben meinten.

„Ich verspreche, daß meine Frau Euch in dieser Sache nicht behelligen wird. Sie wird selbstverständlich der kalvinistischen Kirche treu bleiben wie bisher. Aber sie wird auch gegen meinen Schritt nichts haben."

Anslo schüttelte den Kopf. „Ihr müßt mich nicht mißverstehen. Aber man wird vielleicht böse Dinge über uns sprechen, wenn wir Eure Ehe trennen, wenn wir den Mann einer so streng kalvinistischen Frau, aus deren Sippe noch dazu die berühmtesten kalvinistischen Prediger stammen, in unsere Gemeinde aufnehmen. Denkt Ihr nicht, daß das auch Euch ungünstig ist?"

„Aber lieber Freund", erwiderte Rembrandt, Ungeduld in der Stimme, „wenn Ihr noch lange sprecht, bringt Ihr mich vollends von diesem Plan ab. Ich vertrage es nicht, wie ein ängstliches Weiblein ins Gebet genommen zu werden. Entweder trete ich zu Euch über oder ich tue es nicht. Alles andere bedeutet mir nichts."

Da lachte Anslo überwunden und lud Rembrandt ein, an einem der nächsten Abende zum Bibellesen zu kommen.

Als aber Manasse, hinzutretend, hörte, was eben zwischen den Männern verabredet worden war, zog eine helle Freude über sein müdes Gesicht. „Das scheint mir ein größerer Gewinn zu sein als Eure sämtlichen künstlerischen Erfolge, daß Ihr Euch zu diesem Schritt entschlossen habt. Darauf wollen wir ein besonders gutes Glas Wein trinken."

Einige Monate später wurde Rembrandt von seiner Frau Saskia ein Sohn geboren.

Saskia lag still in den Kissen und blickte schweigend zu ihm auf, als man ihn endlich zu ihr ins Zimmer ließ. Zum ersten Male schien es dem Manne, als habe ihr Gesicht wieder das Vertraute der ersten Ehewochen.

„Es soll oft so sein, daß die Frau den Mann nicht ertragen kann, wenn sie mit einem Kinde geht", sagte sie und lächelte vorsichtig.

Er aber beugte sich herab, legte das Kind an ihre Seite und strich über ihr Haar, das sonst so knistrig war wie ein Katzenfell und jetzt so müde schien.

„Laß es gut sein, Saskia", murmelte er. „Laß es gut sein."

Es war nötig, daß die beiden Eheleute zusammenhielten und sich der Gemeinsamkeit ihres Geschicks bewußt wurden.

Es war nicht nur, daß der Sohn, den sie Rumbart nannten, kurze Zeit nach der Taufe starb; es war auch nicht, daß die Beziehungen zur Familie Uylenburgh sich immer mehr verschlechterten. Es war auch nicht, daß Saskia, körperlich geschwächt und unlustig, dem Hauswesen beinahe gar nicht mehr vorstehen konnte. Es waren andere Dinge, die trotz äußerer Erfolge, Anerkennung und Bewunderung Düsternis auf ihr Leben legten.

Neid und gehässige Verleumdung stellten sich Rembrandt in den Weg. Und wenn er erwog, daß die heftige Auseinandersetzung mit Titia ihm viel Schaden gebracht hatte, und wenn er weiterhin bedachte, daß Hendrick van Uylenburgh einige Male umsonst bei ihm oder Saskia um Geld gebeten hatte, so konnte ihn das schließlich nicht verwundern. Aber wo sich solches Geschwätz und solche Anfeindungen an seine Kunst und gar an seinen Schülerkreis heranwagten, konnte er in schmerzlicher Wut ganze Tage tatenlos verbringen, ohne seines Kummers Herr zu werden.

Man warf ihm Geldgier vor, und da er vielen anderen Malern, nicht nur Amsterdams, sondern entfernter Städte, durch seinen Ruhm die Schüler entzog, war es kein Wunder, daß man von ihm so sprach.

Daß aber seine Schüler selber ihm durch all dies entfremdet wurden, kränkte ihn. Sicher war er ein strenger Lehrmeister und verlangte vor allen Dingen von jedem eigene Arbeit und selbständige Darstellungskraft. Aber er wußte nur allzu gut, wie wenig er im Grunde erreichte.

Den einen seiner Schüler war er nicht vornehm, nicht wählerisch genug. Er erkannte sie schon auf den ersten Blick, wenn sie vor ihm erschienen, modisch gekleidet, neugierig, da er doch nun einmal so berühmt war, anspruchsvoll, weil sie selbst aus reicher Familie waren. Ihnen pflegte er mit derben Späßen und rohen Scherzen aufzuwarten, bespöttelte ihre Bilder, wo er nur konnte, und versuchte seine Bärenkraft umsonst an ihren müden und zarten Seelen. Diese waren es gewöhnlich, die, weil sie den geselligen Verkehr eifrig betrieben und bei anderen Malern und deren Schülern herumhorchten, verächtliche Worte und Urteile über ihn in Umlauf brachten. Mußte er nicht oft und oft hören, daß in seiner Werkstatt zwar streng gearbeitet, aber jeder feinere, gebildetere Umgangston vertrieben werde?

Die andere Art Schüler waren diejenigen, die eine gewisse Rauheit und Rücksichtslosigkeit als höchste Forderung an einen Künstler zu stellen sich berufen fühlten. Von ihnen hatte er zu gewärtigen, daß sie seine Genauigkeit und Sorgfalt in der Herstellung eines Bildes für übertrieben und kleinlich hielten, daß sie ihm Schwung und Ursprünglichkeit absprachen. Von ihnen war aber auch und am allermeisten zu befürchten, daß sie durch liederlichen, haltlosen Lebenswandel ein schlechtes Licht auf ihren Meister warfen.

Eines Tages kam Rembrandt dazu, daß einer der Schüler, vor den Blicken der andern verborgen, in dem ihm zugeteilten Lattenverschlag mit einem Mädchen, das ihm Modell sitzen sollte, zuchtlose Späße trieb. Durch die dünne Bretterwand waren seine Reden und das Kreischen des Mädchens zu den andern gedrungen, die nun feixend und lüstern an den Ritzen des Verschlages standen, sich an dem Schauspiel zu weiden.

Plötzlich war Rembrandt hinter ihnen, riß die Tür auf, daß die Bretter krachten, und drang in den kleinen Raum ein, der von einem großen Fenster grell beleuchtet war.

Schrecken malte sich auf des jungen Mannes, Entsetzen auf des Mädchens Antlitz. Sie zog das offene Kleid über der Brust zusammen und begann laut zu weinen.

Aber Rembrandt kannte sich selbst nicht mehr. „Habe ich euch nicht immer befohlen, daß ihr mein Haus und meine Werkstatt rein halten sollt? Wenn es nötig ist, daß ihr solche Sachen betreibt, dann tut's auf der Straße oder in den Häusern, die dafür sind. Aber nicht bei mir."

Damit ergriff er den verdutzten Schüler beim Kragen, das Mädchen mit der andern Hand und stieß beide die Treppe hinunter auf die Straße.

Einige Tage nach diesem ärgerlichen Vorfall wurde Rembrandt in seiner Wohnung von einem Manne aufgesucht, der ihm sehr bekannt und doch wieder ungeheuer fremd vorkam. Es war Jan Lievens, der einiger Bilder wegen nach Amsterdam gekommen war.

Leicht erregt und unsicher führte Rembrandt ihn in seine Werkstatt, rief auch Saskia zur Begrüßung herbei, die mit dem scheuen Lächeln, das sie Fremden gegenüber hatte, großen Eindruck auf Lievens machte.

„Ich bin ein Frauenkenner", sagte er schmunzelnd, „ diese Frau macht mich neidisch."

Rembrandt fühlte sich belästigt durch solche Reden, die er auch im lärmendsten Trinkerkreise nicht dulden mochte. Ablenkend wies er auf das Bild, das an einer Seitenwand hing. Es war die Blendung Simsons. Die schöne triumphierende Delila war Saskia. „Gefällt sie dir auch so?" fragte er Lievens.

Dieser lachte dröhnend. „Herrgott, das ist doch wirklich unheimlich. Jahrelang hat man sich nicht gesehen, kaum etwas voneinander gehört. Und sieht man sich endlich wieder, da würgt dieser Mensch noch immer an denselben unseligen Gedanken, die er längst hinter sich gebracht haben müßte."

Auch Rembrandt lachte, wenn auch anders, beinahe hinterhältig. „Wie du meinst, Lieber. Es ist sehr erfreulich, wenn dich die Jahre weitergebracht haben."

„Ja, aber gewiß doch. Was du nur denkst. Solche Kindermärchen bekümmern micht nicht mehr. Ich glaube, mein Lieber, es wäre für dich auch besser gewesen, du wärest nach Antwerpen gegangen. Das ist ein großartiges Leben, ein vornehmes, höfisches Leben. Hier bei dir", er sah sich abschätzend und mißbilligend um, „etwas kümmerlich schaut es aus bei dir. Es fehlt dir sicher an einem gewissen Antrieb von außen. Wenn ich dagegen meine neuesten Werke betrachte — ich habe übrigens einige mit hierhergebracht, weil ich annehme, daß du mir zu Käufern verhelfen kannst —, wie gesagt, wenn ich den großartigen, tragischen Stil meiner Werke danebenhalte, so schneidest du nicht gut ab, mein Lieber. Es tut mir leid; aber ich muß es dir sagen. Wir waren ja damals als Jünglinge so gute Freunde, wir sagten uns ganz offen unsere Meinung. Du mußt mir schon nachsehen, wenn mich mein Gefühl für dich auch jetzt so weit treibt, dir meine Meinung unverhohlen, allerdings voller Wohlwollen für dich, zu sagen. Schon andernorts hörte ich, daß du duckmäuserig geworden bist, in Geldsachen gierig und kleinlich deinen Schülern gegenüber. Das habe ich bedauert. Aufrichtig gesagt, das habe ich bedauert. Früher warst du ein frischer Mensch, allerdings hattest du damals schon so merkwürdige Vorstellungen von Gott und den Menschen und was weiß ich nicht allem. Aber jetzt, wo du ein Mann geworden bist, Gatte einer so wunderbaren Frau, solltest du doch all so etwas abgelegt haben. Munter sein, mein Lieber, frisch und gewandt, das bringt einen Künstler vorwärts."

Rembrandt hörte schweigend zu.

„Wie steht es übrigens mit deinen Beziehungen zum Statthalter?" fuhr Lievens fort. „Du hast einen großen Auftrag von ihm bekommen? Bezahlt er dich angemessen? Ich hatte schon gedacht, du könntest dich bei ihm für mich verwenden. Aber wenn er mir nicht eine angemessene Belohnung in Aussicht stellt, kann ich es nicht machen. Du mußt wissen, mein Lieber, daß ich zum französischen und englischen Hofe Beziehungen unterhalte, daß ich auch nach Spanien meine Fühler ausgestreckt habe. Da kann ich mich natürlich nicht damit aufhalten, kümmerlichen Bestellungen meine Zeit zu opfern."

Rembrandt nickte Zustimmung.

Das also war aus Lievens geworden. Dieser aufgeblasene Mensch, der laut redete, sich auf dem Sessel hin und her warf und mit den Armen gestikulierte, mit den Augen rollte, das war aus jenem Freund geworden, den er so geliebt hatte, daß er sich mit ihm einig in der Kunstauffassung und im Lebensgefühl wähnte.

Lievens war aufgestanden und betrachtete einige Stiche, die Rembrandt von fremder Hand aufgekauft hatte. „Sammelst du auch?"

„Soviel es meine Geldmittel erlauben. Ich kann nicht alles erschwingen, was mir eigentlich lieb wäre. Im Nebenraume hängen einige Italiener; du kannst sie dir ansehen. Es ist nicht soviel daran, wie ich dafür bezahlen mußte." Er lachte etwas verlegen. Ihm war unangenehm, daß ihn Lievens vorhin einen geldgierigen Mann genannt hatte.

„Nun, das ist eben der Geschmack der Zeit. Du darfst das nicht vergessen. Der Geschmack allein ist herrschend. Dagegen kann ein Künstler nichts ausrichten. Im Gegenteil tut er klug daran, sich beizeiten darauf einzustellen. Denn wofür schafft man, wenn nicht dafür, daß andere es aufnehmen? Es wäre doch ganz sinnlos, wollte ein Maler so gegen seine Zeit handeln, daß seine Bilder ungesehen verkämen."

Rembrandt zuckte die schweren Schultern. „Es tut eben jeder, was er kann und was ihm liegt. Und wer den Erfolg auf seiner Seite weiß, kann den anderen gut Lehrer sein. Er wird auch nicht begreifen, warum es viele gibt, die den Erfolg verschmähen und sich selber anrüchig vorkämen, wenn sie das wären, was man einen beliebten Maler nennt."

„Aber Lieber, Lieber, das sind doch wirklich lächerliche Ausflüchte. Du selbst tust doch wahrhaftig alles, was dir zum Erfolge verhelfen kann. Man hört, daß du keine Kunstauktion vorübergehen läßt, ohne bei ihr mitgesprochen zu haben. Bist du es nicht, der darauf dringt, daß Maler besser bezahlt werden, daß vor allem die Preise für Radierungen steigen?"

„Ja, aber du irrst dich, wenn du es für Habgier oder Ruhmessucht hältst. Ich sehe nur allerorten, wie gering die Kunst bei den reichen

Bürgern gilt. Daß dem nur durch höhere Geldforderungen abgeholfen werden kann, wirst du mir zugeben. Denn es ist doch schließlich ein Unsinn, daß dieselben Leute, die für einen Schmuck, für ein Stück Möbel die höchsten Preise bereitwillig zahlen, bei einem Maler und seiner Arbeit mit den Gulden geizen."

„Da hast du recht. Übrigens, Schmucksachen. Hast du eigentlich einige Gold- und Silberhändler an der Hand? Ich möchte gern das eine oder andere Stück erwerben."

„Ich selber habe noch gar nicht nach solchen Dingen geforscht. Du mußt wissen, daß ich noch nicht Geld für so etwas habe, zumal ich es für notwendiger halte, Bilder zu kaufen. Aber ich kenne natürlich genug jüdische Händler in der Straße und den andern Gassen hier, die dir bestimmt so etwas vermitteln können."

„Das würde mich sehr freuen. Aber ich glaube nun wirklich selber, daß du geizig bist. Wenn einer eine so reiche Frau bekommen hat wie du und spricht dann noch davon, daß ihm Geld fehlt für ein bißchen Schmuck ..." Er drohte dem abwehrenden Rembrandt spöttisch lächelnd mit dem Finger, während er ihm voranschritt, die im Nebengemach aufgehängten Bilder zu betrachten.

Einige Wochen hielt sich Lievens in Amsterdam auf, und Rembrandt hatte während der Zeit genug zu tun, ihn sich vom Halse zu halten und die in der Amsterdamer Gesellschaft durch den vordringlichen Fremdling aufgebrachten Gerüchte über sich und seine Kunst zu widerlegen. Nicht nur jener lästige Vorfall in seiner Werkstatt wurde aufgebauscht und voller Anzüglichkeiten weitergetragen. Auch alle möglichen Andeutungen über seinen Lebenswandel, seine Geldgier, seine verschrobene Bildauffassung wurden ausgebreitet. Bei jeder Porträtsitzung mußte er Rede und Antwort stehen vor neugierigen, entrüsteten, anzüglichen Frauen, vor hochfahrenden, selbstbewußten, mißgünstigen Männern.

„Nein, ich habe in meinem Leben nicht geduldet, daß man in meiner Werkstatt unbeaufsichtigt nackte Mädchen abzeichnet."

„Nein, ich habe sicher keinen geheimen Vorrat von Gold und Silber. Ich habe auch keinen Streit mit meiner Frau über ihre Liegenschaften in Friesland."

Er wurde grob und ausfallend; antwortete nicht; verlangte schroff, daß man ihn mit solchen Fragen verschonte, und spürte mit geheimem Ekel, wie gerade infolge dieser Gerüchte seine Beliebtheit stieg.

Müde und erschöpft begab er sich eines Abends zu Manasse hinüber, bei dem er einen Gast, den er bisher nur dem Namen nach kannte, vorfand. Es war Ephraim Bueno, der berühmte Arzt des Moritz von Oranien, der jetzt in Amsterdam einen großen Freundes- und Bewundererkreis hatte.

Rembrandt hörte eine ganze Weile schweigend den Gesprächen der beiden zu, die gelehrte Fragen betrafen. Manasse hatte einige alchimistische Neuigkeiten zu berichten, denen Bueno, einen leichten Zweifel in den großen, schönen Augen, mit gespitztem Munde zuhörte.

Jetzt wandte sich Bueno, wohl durch das anhaltende Betrachten seines Gesichtes gestört, an den Maler. „Euer Freund, Jan Lievens, war bei mir." Da er das leichte Erschrecken in Rembrandts Auge bemerkte, lächelte er verständnisvoll. „Nun, allzu herzlich scheint die Freundschaft ja gerade nicht zu sein. Lievens allerdings nannte Euch seinen sehr geliebten Bruder in der Kunst, der zwar noch nicht so weit in die Geheimnisse der Malerei eingedrungen sei wie er selber, aber dennoch wohl verdiene, daß man ihm Beachtung schenke."

Manasse lachte. „Na, da seht Ihr einmal wieder, wie andere über Euch denken. Wetten will ich, daß Ihr in Eurer Unschuld und Gutgläubigkeit das gar nicht vermutet, sondern im Gegenteil dem guten Mann noch Hilfe zugesagt und ihm wohl gar Geld gegeben habt."

Auch Bueno lachte. Aber Rembrandt blieb ernst. „Es ehrt mich, daß Ihr so groß von meiner Menschenliebe denkt. Aber diesmal ist Eure Meinung gefehlt. Ich habe Lievens zwar offenherzig empfangen und habe auch geduldig von ihm angehört, was er Geringschätziges über meine Malerei zu sagen wußte. Aber es ist mir nicht beigekommen, mich mit ihm weiter einzulassen. Es hat Zeiten gegeben, wo ich in

ihm die eigene Seele wiederzufinden wähnte. Aber diese Zeiten sind lange vorbei. Es hat mich abgestoßen, was aus ihm geworden ist, in Antwerpen oder wo sonst er sich herumgetrieben hat."

„Ja", sagte Bueno, „es ist nichts wandelbarer als der Mensch. Und jedem von uns geht es wohl so, daß er sich eines Freundes aus vergangener Zeit später schämen zu müssen meint."

„Als ich in Leyden mit Lievens zusammen arbeitete und wir uns täglich sahen und unsere Gedanken austauschten, da zehrte an uns beiden die Ungeduld. Wir konnten es nicht erwarten, daß wir zu Ruhm und Ehre kämen. Damals glaubten wir, das Weltgeheimnis liege im Irdischen, Erreichbaren. Alles andere gäbe es nicht. Und als ich Lievens in diesen Tagen wiedersah, kam mir allzu deutlich die Erinnerung an jene Tage wieder. Ich erkannte, daß in ihm noch immer jene alte Unruhe steckte und ihn umtreibt. Nur daß er inzwischen ein Mann geworden ist und ihm deshalb diese Verworrenheit gar nicht mehr zu Gesicht steht. Wer nicht begriffen hat, daß ein Stillstand, beinahe ein Rückgang eintreten muß, ehe die wirkliche Kraft über einen kommt, der kann nicht zu höheren Erkenntnisstufen aufsteigen. Man muß alles, was bisher getan wurde, verwerfen können. Man muß den Mut haben, in jedem Augenblicke wieder von vorn anzufangen und sich zu sagen, alles Bisherige war gar nichts wert. Dann erst wird man langsam, geduldig, ohne Haß. Dann erst wird man so klar innen, daß es nach außen in die Bilder übergehen und in ihnen wirken kann. Das Weltgeheimnis liegt eben nicht in der äußeren Erscheinung. Es liegt in den Dingen; aber viel tiefer, als sich der Mensch denken kann. Deshalb ist es auch nicht richtig, wenn ein Maler nur daran denkt, seine Bilder gut zu verkaufen. Frei von all diesen Erwägungen kann etwas entstehen, das zwar kein Geld, wohl aber ein Menschenleben wert ist."

Bueno nickte. Aber Manasse, der als Nachbar und Freund Rembrandt besser zu kennen wähnte, packte ihn am Ärmel. „Aber Lieber, Ihr redet da in einem fort gegen das Bilderverkaufen. Wie ist es denn mit Euch? Habe ich Euch nicht mehrfach gewarnt vor dem Handel und der Krämerei? Aber mit allen Kunsthändlern steht Ihr in Be-

ziehung; auf jeder Auktion spielt Ihr eine Rolle. In Eurem Hause häuft es sich. Sogar Eure Schüler klagen über Eure Geldgier."

„Es ist recht, daß Ihr mich daran erinnert. Vielleicht sieht es nach außen anders aus als innen. Aber Ihr mögt mir glauben: die wahre Seelenmuße ist einem erst vergönnt, wenn man Besitz hat. Und danach trachte ich. Ihr werdet mir vielleicht entgegnen, daß ich eine reiche Frau habe. Aber das ist sehr schwierig. Alles Geld, das ihr gehört, ist in Liegenschaften untergebracht, aus denen ich es erst nach langen, umständlichen, entehrenden Kämpfen frei machen kann. Das möchte ich nun aus vielen Gründen nicht. Soll es eines Tages heißen, daß ich von meiner Frau ernährt werde? Da versuche ich es lieber, selbst Geld zu verdienen. Einige Jahre aufgepaßt; dann ist es soweit. Dann bin ich ein freier Mann, der der Welt zeigen kann, was Malerei ist."

Manasse lächelte das Lächeln des Entzückens, das so oft durch Rembrandts leidenschaftliche Reden auf sein Gesicht gerufen wurde. Bueno aber wiegte bedenklich das Haupt.

„Wenn Ihr Euch dabei nur nicht verrechnet. Es könnte leicht sein, daß Gott ganz anderes mit Euch im Sinne hat. Was würdet Ihr tun, wenn er gerade das von Euch wollte, daß Ihr in Armut und Not der Menschheit zeigtet, was Malerei ist?"

Er beugte den Kopf vor und sah von unten in Rembrandts Gesicht. Aber Rembrandt lachte und zuckte die Achseln. „An so etwas denke ich wirklich nicht. Ich wüßte auch gar nicht, wie es dazu kommen sollte, daß ich arm würde. Nein, das wird niemals geschehen, solange wenigstens ich meinen gesunden Verstand behalte."

Bei einem Juwelenhändler in einer der engsten und dunkelsten Straßen der Vloienburg pflegte Rembrandt seit längerer Zeit beinahe täglich einige Stunden zu verweilen, sich in den Glanz und die Farbenpracht der Steine zu vertiefen. Der alte Ephraim, verhutzelt und zusammengeschrumpft, betrieb eigentlich keinen regelrechten Handel. Dazu liebte er seine Steine zu sehr, die er, wie lebende

Wesen, nicht in jedermanns Hände geben wollte. Außerdem war er unermeßlich reich und anspruchslos in seinen eigenen Bedürfnissen. Er konnte es getrost wagen, Geld in Dingen anzulegen, die so leicht nicht wieder umzusetzen waren. In Schatullen und Kästen, in Truhen und zwischen Polstern lagen die Steine bei ihm, jeder in seiner Größe und seiner Farbe ein eigenes Geschöpf, dem nicht ohne weiteres nahe zu kommen war.

Zu Rembrandt hatte der alte Ephraim ein großes Zutrauen. Sie waren sich beide einig in der geruhsamen, stillen Art, den Kräften der Steine sich hinzugeben.

Um diese Zeit nun war es ein Halsband, aus Halbedelsteinen auf maurische Art phantastisch zusammengesetzt, nach dem Rembrandts Sinne standen. Schon oft hatte der Alte ihm den einen oder anderen Stein mit in seine Wohnung gegeben, hatte wohl auch gern gesehen, wenn der Maler seiner Frau oder sonst einem Modell einen Ring oder eine Kette aus seinem Besitz umlegte. Aber mit diesem Halsband zögerte er und suchte auf jede Art, den andern gerade von diesem Schmuck abzubringen. Rembrandt jedoch bestand darauf, daß er ihm gehören müsse. Ephraim lächelte zurückhaltend und nannte keinen Preis. Er wehrte entsetzt ab, als Rembrandt eine überaus hohe Summe mit gleichgültiger Stimme und verlangendem Blick ins Gespräch warf. „Um meiner Seelen Seligkeit willen", verschwor er sich, „der Schmuck ist mir nicht feil. Nehmt einen andern. Nehmt mehrere. Es soll mir gleich sein, ob ich Verluste habe bei dem Geschäft. Aber diesen Schmuck kann ich nicht geben." Er nahm das Futteral an sich und schloß hastig die Steine hinein.

Rembrandt hörte, beinahe verträumt, nicht auf des Alten Worte und wandte keinen Blick zu den zitternden Händen, die die Kostbarkeit verbargen.

„Es ist eine höhere Macht in diesen Steinen", murmelte er.

„Das ist wahr, Herr. Aber diese Macht ist auch in anderen Steinen. Ich habe einen Kristall, aus Portugal brachte ihn mein Vater mit. Er ist klar wie ein Himmelsauge. Ich habe ihn oft gebraucht,

wenn mein Kopf vor Schmerzen zu zerspringen drohte. Der Stein nimmt es in sich auf. Er klärt es und gibt es geläutert zurück. Aller Schmerz kann untertauchen in der Kraft des Steines. Wollt Ihr ihn sehen?"

„Was soll mir der Kristall? Ihr wißt, daß ich den Halsschmuck will."

Der Alte lächelte wehmütig. „Als ich mir diesen Schmuck erwarb, war es unter seltsamen Umständen. Der vorige Besitzer kannte mich als einen Kenner edler Steine. Er ließ mich an sein Sterbebett rufen und bat mich, den Schmuck sofort an mich zu nehmen, damit unter seinen Erben um seinetwillen nicht Streit ausbräche. Immer sollen Streit und Verfeindung aufgetreten sein, wohin diese Steine gelangten. Ich mußte deshalb dem Sterbenden versprechen, ihn niemals gegen Geld aus der Hand zu geben und ihn bei meinem Tode wiederum auf diese Weise weiterzureichen. Deshalb, seht Ihr, kann ich ihn Euch nicht überlassen."

„Ephraim, Ihr fabelt. Wer soll Euch solche Lügen glauben? Ein Schmuck, der zufällig einmal in unwürdige Hände geriet, wird darum doch nicht jedem Ungemach bringen."

„Es ist aber doch etwas Wahres daran. Wer so etwas überaus Edles sieht, in dem erwacht die Gier des Besitzes. Für Geld kann man sich alles erwerben, was man sich wünscht. Also auch den Schmuck. Aber keiner stellt dabei an sich die Frage, ob er es wert ist, diese Kostbarkeiten sein eigen zu nennen. Ob Verbrecher oder Heiliger, jeder wähnt sich ohne weiteres würdig, einen solchen Schatz zu beherbergen. Aber es ist nicht so."

Einen Augenblick schwiegen beide. Dann legte Rembrandt dem Alten die Hand auf die Schulter. „Guter, gebt mir die Steine. Vergeßt nicht, daß sie nie geschändet werden können. Sie schimmern immer gleich klar, ob unter guten, unter bösen Händen. Und bei mir, in der Werkstatt, ruhen sie sicher und geborgen."

Ephraim schüttelte den Kopf. Aber in seinen Blicken lag die Gewährung. Zur Bekräftigung eines stummen Verspruchs gaben sie sich

schweigend die Hände über den Steinen, die ruhig auf ihrem Seidenpolster schimmerten, unahnend ihrer Macht.

Als sei ihm eine Heiligung widerfahren, so war es Rembrandt, als er das kleine, düstere Haus verließ.

Nun war es ganz sicher nicht Rembrandts Wille, daß der Schmuck außerhalb des Hauses oder auch nur vor fremden Augen von Saskia getragen werde. Zwar war es unmöglich, ihr klarzumachen, welche Bewandtnis innerer Erleuchtung es mit den Steinen habe. Aber gesagt werden mußte es ihr irgendwie. So bat er sie, weil Neid und Mißgunst auf ihren zunehmenden Wohlstand üble Nachrede schaffen könnten, den Schmuck niemand anders zu zeigen und sich jeder Rede über ihn zu enthalten.

Saskia lächelte und ließ die Steine abschätzend durch die spitzen Finger gleiten. „So wertvoll ist das Band?"

„Ach, Saskia, es ist nicht nur der Geldwert. Wenn du einmal zuhören magst, will ich versuchen, es dir zu erklären. Jetzt bitte ich dich nur, wenn du mich liebst, gegen jeden von dem Schmuck zu schweigen."

Er sah ihr in die schimmernden Augen, die so unerklärlich und unergründlich waren. Immer in solchen Augenblicken fühlte er sich grenzenlos fremd und unverstanden. Es war nicht möglich, sie an sich zu pressen, derb und leidenschaftlich sie zu unterwerfen. Ihr Lächeln verwies all solche Zugriffe von vornherein. Könnte er es über sich bringen, sie zu schlagen, daß Tränen und Bitten aus ihr kämen, die ihm Zutritt zu ihr gewährten. Aber er vermochte es nicht.

Einige Tage nach diesem Gespräch betrat er abends das Zimmer, in dem Saskia ihn zur Nacht zu erwarten pflegte. Sie saß auf ihrem Fensterstuhl, wie in einem niederschmetternden Gefühl erstarrt. „Ist dir nicht gut, Saskia?"

Es fiel ihm plötzlich auf die Seele, daß sie erst vor Wochen den erstgeborenen Sohn verloren hatten. Wie wenig hatte er daran gedacht, wie wenig sich der Frau angenommen, die sicher viel mehr als er

unter diesem Schlage litt. Ihm aber war niemals ein Gedanke daran gekommen, zumal sie sich wieder guter Hoffnung fühlte.

„Ist dir etwas, Saskia?" wiederholte er, trat neben sie und hob ihren Kopf am Kinn zu sich empor.

Sie sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. „Mayke van Loo war hier."

„Nun? Und?" Er ließ sich auf einen Stuhl nieder und erwartete mit Geduld, was kommen würde. Er war es gewohnt, daß die Verwandtschaft seiner Frau sich selten traf, ohne einander gegenseitig etwas auf den Pelz zu brennen. Nun war also diesmal Saskia oder vielleicht gar er selber an der Reihe gewesen. Jeder mußte in der Hinsicht sein Teil nehmen, wie es fiel.

„Fang endlich an zu erzählen, Saskia. Ich muß noch einige Ätzereien ansehen, ehe es vollends dunkel wird."

Sie schwieg und schlang die Finger umeinander, eine Bewegung, die er so gut an ihr kannte. „Mayke van Loo und ihr Bruder behaupten, daß wir unser Eigentum verprassen und vertun. Sie hat mir böse Worte ins Gesicht gesagt."

Rembrandt lachte. „Warum kam sie gerade darauf? Wir haben doch wirklich nichts getan, was ihr dazu Grund gäbe? Wir haben kein Haus; wir geben nicht mehr Gastereien, als nun einmal üblich und notwendig ist. Ich arbeite den ganzen Tag. Und daß ich des Abends nicht unnötig lange in Schenken herumsitze, weiß doch jeder von mir."

Saskia zuckte die Achseln. „Ich weiß auch nicht, wie sie darauf kam. Es wird in der ganzen Familie davon gesprochen, behauptet sie. Es würde eines Tages so weit kommen, daß man dich zur Verantwortung ziehen müßte. Wie sollte auch schließlich ein Müllerssohn . . ."

Rembrandt sprang auf und schleuderte krachend einen Stuhl hinter sich. „Sie soll mir Rede stehen, diese Frau. Sie und ihr Bruder. Seit wann habe ich in meinem eigenen Hause keine Verfügungsgewalt mehr? Verdiene ich nicht alles, was ich ausgebe, mit eigener Arbeit? Auf der Stelle gehe ich zu ihr. Sie soll mir Rede stehen."

Ehe noch Saskia ihn halten konnte, war er zur Tür hinaus und die Treppe hinunter.

Bange blieb sie auf ihrem Stuhl sitzen und lauschte in die herabsinkende Dämmerung. Sie fühlte sich so leer, ob doch gleich ein Kind in ihrem Schoße heranwuchs. Sie fühlte sich so leer. Es war ja etwas Wahres an den Vorwürfen, die Rembrandt den Ihren jetzt machen würde. Aber hatte es nicht so kommen müssen?

Bei jeder Gelegenheit trug er die Verachtung zur Schau, die er der vornehmen Uylenburghsippe in seinem Herzen zukommen ließ. Hatte nicht Mayke van Loo darum gebeten, daß er ein Porträt von ihr machen sollte? Hatte er nicht geantwortet: „Ja, gern, wenn ich erst so alt bin, daß ich keine jungen Frauen, sondern nur solche wie Euch, würdige Base, ansehen mag?" Ja, es war verständlich, wenn die ganze Verwandtschaft ihm übelwollte. Und sie selber, Saskia, konnte nicht anders, als allen recht geben. Allzu deutlich spürte sie das Blut, das in ihren Adern rollte und anderer Art war als das Rembrandts.

Es war schon völlig dunkel, als sie den Schritt ihres Mannes auf der Treppe hörte. Er ging ins Atelier und riegelte hinter sich ab.

So hatte er also die Geschichte mit dem Schmuck gehört. Ach, besser hätte sie selber ihm erzählt, wie es dazu gekommen war, daß sie ihn Uylenburgh zeigte, Hendrick, dem Leichtfertigen, der sie so spöttisch gefragt hatte, was ihr Mann ihr denn alles an Geschenken bringe. Sie hatte nicht anders können, als den Schmuck herbeiholen und ihn anlegen. Auch einen Preis hatte sie dafür genannt, obgleich Rembrandt überhaupt nicht von dem Preise gesprochen hatte. Uylenburgh hatte auf der Oberlippe gekaut und leise durch die Zähne gepfiffen, wie er immer tat, wenn eine Sache ihn beschäftigte. Ein kleines Bangen hatte Saskia unter der Herzbrust gespürt; aber dann war der Stolz in ihr doch Herr geblieben. Mochten sie neidisch werden; das würde ihnen beiden nichts anhaben können, ihr und Rembrandt.

Und nun hatte es ihnen doch etwas anhaben können. Wenn Rembrandt jetzt wenigstens kommen würde, sprechen würde. Alles war dann besser. Aber er blieb in seinem Atelier. Konnte sie ihn da stören?

Ob er nun einen Prozeß anfangen, die geschwätzigen Verwandten verklagen würde?

Zögernden Schrittes ging sie hinüber in ihr kleines Ankleidezimmer, zog das Kleid ab und legte ein weites Morgengewand an, das Rembrandt für sie entworfen hatte. Sie wollte es doch versuchen, in das Atelier zu ihm zu gelangen.

Tatsächlich, er öffnete auf ihr Klopfen die Tür und ließ sie eintreten.

Schüchtern, das Haupt gesenkt, wie es ihr so gut stand, blieb sie an der Wand stehen und flüsterte: „Wirst du eine Beleidigungsklage gegen die Verwandten erheben?"

Rembrandt sah sie an, ging dann im Zimmer auf und ab nach seiner Gewohnheit. „Ich wüßte nicht, was ich gegen die Verwandten klagen sollte, wo mein eigenes Weib ihnen den Grund zu ihren Redereien gegeben hat."

Saskia schluchzte leise vor sich hin. „Der Vetter Uylenburgh ist oft so neugierig. Er fragt dann immer, was du mir schenkst und ob ich mich freue."

„Ich weiß überhaupt nicht", begann Rembrandt, vor ihr stehend, „was du mit Hendrick zu reden hast? Zu mir kommt er nicht. Wenn er weiß, daß ich im Hause bin, ist er nirgends zu sehen. Und sowie ich den Rücken kehre, witscht er zu dir herein und fragt dich aus. Zum Donnerwetter", schrie er plötzlich, „warum weist du ihm nicht die Tür ein für alle Male?"

Hilflos blickte die Frau auf den Mann. Wie oft erschreckte sie das Jähzornige an ihm bis in die feinsten Nerven.

„Ich wollte dich schon immer bitten, aus diesem Hause zu ziehen und eine andere Wohnung zu nehmen; aber ich fürchtete, das könnte sehr viel Geld kosten. Wir wohnen doch sehr billig in diesen Stuben."

„So. Das hast du gedacht? Du willst mir vormachen, einen solchen Gedanken hättest du aufbringen können? Ach, es ist alles falsch an dir. Kein Wort kann ich dir noch glauben nach dieser Geschichte." Er wandte sich ab und blickte vor sich hin.

„Darum ist es doch wahr", begann Saskia von neuem, mit einer kleinen, trotzigen Stimme. „Ich habe schon mit Aaltje darüber gesprochen. Aber sie will nicht, daß wir in ihre Wohnung einziehen. Sonst hätten wir die oberen Zimmer bei ihr ..."

Schon aber hatte sich Rembrandt ihr wieder zugewandt. „Das hieße wahrlich vom Regen in die Traufe gehen", meinte er bitter. „Wenn du keinen besseren Ratschlag weißt, dann schweig lieber. Niemals gehe ich in dies Haus an der Keizergracht, in dem der Hochmut oberster Gebieter ist."

Saskia war auf einen Stuhl gesunken und barg die Augen in den Händen. Er betrachtete sie, lange, eindringlich. „Es hilft nichts", sagte er dann, zu ihr tretend. „Wir müssen miteinander leben. Und es wird sich finden. So oder so." Er zog die Schluchzende in seine Arme. „Weiß Gott, Saskia, du kannst nicht ahnen, was dieser Verrat für mich bedeutet. Die Steine, wenn du wüßtest, welch heilige Weihe sie mir gaben." Seine Zähne knirschten vor Wut und Verzweiflung.

„Nein", sagte sie, stöhnend unter seinen Griffen, „du sprichst ja nicht mit mir von solchen Dingen. Wie auch sollte ich denn wissen, von wem du die Steine hast? Durfte ich annehmen, daß eine andere Frau dir den Schmuck ..."

Aber schon verschloß er ihren Mund mit seinen Küssen und trug sie leidenschaftlichen Schrittes hinüber ins Schlafgemach. Mochte ein Kind in ihrem Schoße ruhen, er hatte größere Rechte an ihr in dieser Nacht zu beweisen und zu erproben.

Aber nach Stunden versprach er der Ermüdeten, zaghaft Weinenden, keinen Prozeß gegen die Verwandtschaft aufzubringen.

„Von dem Prozeß hat er Abstand genommen, wie ich von Saskia hörte. Sicher nur, weil er fürchtete, man würde ihn zu einer Aufdeckung seiner wirtschaftlichen Lage zwingen. Das hätte am Ende doch ungünstig für ihn verlaufen können."

Uylenburgh schwenkte ein zierliches Stöckchen, indes er neben einem stattlichen, gewichtigen Herrn die Prinsengracht entlang

schritt. Er trug einen Umhang nach der neuesten französischen Mode und hohe spanische Stiefel, die auffallend glänzten. Noch immer hatte sein Gesicht das Unfertige einer vertanen Jugend und das leicht Gekränkte unerfüllten Selbstgefühls an sich, das Rembrandt schon zu Beginn ihrer Bekanntschaft so maßlos gereizt hatte.

„Herr Trojanus, wollet bedenken, daß er auf dem Sprunge ist, Euch den Vorrang im Amsterdamer Kunsthandel abzulaufen, weil er geradezu schamlos in seinen Angeboten ist."

Trojanus lächelte wohlgefällig. „Ist doch immer nur ein Maler", sagte er herablassend.

„Gewiß, gewiß. Da habt Ihr durchaus recht. Deswegen ist es ja aber gerade so überaus bedenklich, daß er, der nicht einmal Kaufmann ist, dazu doch noch ziemlich jung, sich in solche Geschäfte stürzt, die kein anständiger Mann auf sich nehmen würde, er sei denn völlig kopflos geworden."

Trojanus lächelte noch immer. „Es wird sich geben mit dem jungen Mann."

„Wenn sich's aber nicht gibt? Was dann? Ich schwöre Euch, er ist zähe. Er ist gewissenlos. Er verspielt das Vermögen seiner Frau und seiner Kinder. Er schreckt vor nichts zurück."

„So sagt ihm selber, was Ihr mir jetzt sagt. Soll ich etwa der Tugendprediger dieses Herrn Rembrandt sein?"

„Nein, nein, es geht um etwas ganz Besonderes. Ihr wart oft so gütig, Euch meiner anzunehmen. Warum sollte ich Euch nicht auch einen Rat geben? Der Elsheimer, nach dem Ihr schon lange trachtet, kommt am Donnerstag beim Bethali zum Verkauf. Rembrandt wird ihn Euch ablisten."

„Zum Donnerwetter noch einmal!" Trojanus ließ den schweren Stock auf den Weg fallen, daß er ächzend noch einige Male auf und ab tanzte. „Das ist ein Teufelsstück. Das muß ich ihm verderben."

„Ja, aber wie? Ich weiß, er ist fest entschlossen, jeden zu überbieten. Er treibt ja gern die Preise in die Höhe. Diesmal wird es Euch sauer kommen, ihm nachzufolgen."

Trojanus wischte sich den Schweiß von der Stirn. Das war aller-

dings eine schwere Sache. „Aber wie ist es möglich, daß ich davon nicht eher Wind bekam?"

„Er hat den Bethali bestochen, nichts davon zu verraten, daß der Elsheimer im Handel ist. Der alte Jude hätte natürlich gern gesehen, Rembrandt hätte ihn gleich von ihm genommen ohne die Auktion. Aber was heißt diesem Menschen ein Bild und ein Geschäft? Er will doch weiter nichts als die öffentliche Schlacht, die eine solche Versteigerung ist. Da kann er protzen, mit Zahlen um sich werfen. Da kann er zeigen, was er für einer ist. So geht ihm natürlich auch der ganze Geschmack am Elsheimer verloren, wenn kein Gewaltiger da ist, der ihn auch will und neben ihm bietet."

„Ach so." Trojanus blieb stehen und blickte den kleineren Uylenburgh lachend an. „Das beste wäre also, ich bliebe der Auktion fern, suchte nur zu erreichen, daß jemand dabei ist und gegebenenfalls dafür sorgt, daß mir der Elsheimer nicht zu teuer wird."

Als Uylenburgh ihm lachend zunickte, nahm er ihn unter den Arm. „Kommt mit mir, ein solches Gespräch ist ein gutes Frühstück wert. Wohin geht Ihr, wenn Ihr einmal vornehm essen wollt?" Aber während sie sich umwandten, dem Stadtinneren zu, ergriff er noch einmal Uylenburghs Arm. „Sagt mir nur eins, mein Lieber, woher seid Ihr so gut unterrichtet in Rembrandts Angelegenheiten?"

Uylenburgh lachte verlegen, zog an seinem Umhang, spielte mit dem Stöckchen. „Seine Frau ist meine Base, wie Ihr wißt. Sie ist ein verräterisches Weib."

Beide lachten und glucksten und konnten sich noch lange nicht darüber beruhigen, daß Rembrandt ein unverläßliches Frauenzimmer habe.

„Wer in aller Welt konnte die Leute darauf aufmerksam gemacht haben, daß ich den Elsheimer kaufen wollte? Meiner Frau erzählte ich's, und dem Bethali sagte ich es vorsätzlich. Aber sonst wußte es keiner."

Manasse sah auf das Schachbrett. „Ihr vergeßt das Spiel immer wieder über diesem Bilderhandel. Könnt Ihr Euch nicht sammeln?"

„Ich lebe überhaupt unter widrigen Umständen. Das wichtigste ist vorerst, ich ziehe aus der Wohnung Uylenburghs aus. Der Schuft verkuppelt mir sonst noch mein Weib an einen anderen."

Manasse blickte besorgt in das aufgeregte, gequälte Antlitz des Malers.

„Ihr dürft nicht so von Eurem Weibe sprechen."

„Nicht so? Na, wie denn? In aller Welt, ich möchte Euch sehen, verraten an allen Ecken und Enden, betrogen. Dabei liebe ich die Frau."

„Ihr müßt an das Spiel denken. Wozu setzen wir sonst die Steine auf, wenn wir nicht einen Zug tun? Hinterher mögt Ihr sprechen, wenn Ihr wollt."

„Es sind feindliche Sterne im Aufgange. Glaubt es mir. Der Mond scheint trübe, wenn immer ich ihn sehe. Blicke ich in das Wasser, regen sich scheußliche Pflanzen und Tiere. Neulich meinte ich, die Erde bebte. Es war aber nur mein überhitzter Kopf. Die Dämpfe beim Ätzen bringen mich noch einmal um."

„So laßt die Arbeit einen anderen machen. Ihr könntet doch leicht eine junge Kraft dafür beschäftigen. Eure Augen müssen geschont werden, wie Ihr wißt."

Rembrandt wischte sich mit dem Handrücken den Bart trocken. „Ihr könnt mir glauben, ich kann niemand anders dazu brauchen. Soll ich denn nachher das Nachsehen haben und keinen meiner Drucke an den Mann bringen können? Saubere Arbeit wird mit Recht vom Kupferstecher gefordert. Da darf nichts verwischt und vertuscht werden, wie es beim Malen hier und da gehen mag." Er lachte verschmitzt. „Aber selbst in der Malerei. Ich möchte nie im Leben haben, daß mir ein anderer die Farben rührte." Er stützte den Kopf auf die Arme und starrte in Leere. „Seht Ihr, das ist genau so wie mit der Frau, wie mit den Edelsteinen, wie mit allem in der Welt. Wenn fremde Hände dazwischen sind, wird die ganze Sache fremd. Sie glauben alle, meine Schüler, meine Käufer und Zwischenhändler, ich hätte ein Geheimnis mit den Farben, das ich keinem verraten wollte. Ich laß sie ruhig bei dem Glauben. Denn das andere würden sie

ohnehin nicht verstehen." Er beugte sich vor, ergriff Manasses Hand und flüsterte: „Der größte Vorgang in der lebendigen und toten Natur ist die Mischung. Und ihre Kraft liegt einzig und allein im Geheimnis. Wenn das Geheimnis gelüftet ist . . ." er bewegte die flache Hand durch die Luft, als wische er etwas weg, „wenn das Geheimnis gelüftet ist, dann ist alles verloren. Alles."

Er erhob sich, taumelte, hielt sich am Tischrand fest und sah dem andern fest in die Augen. „Gute Nacht", sagte er dann und ging hinaus.

Saskia war kurz vor der Entbindung, da sah Rembrandt sich genötigt, die Klage wegen verleumderischen Geredes der Geschwister Loo zu erheben. Er übergab die Sache einem Rechtskundigen, den Manasse ihm genannt hatte, und ertrug geduldig, zu Saskias Erstaunen außerordentlich geduldig, die vielerlei Fragen und Nachforschungen, die sich damit verbanden. Gleichzeitig verließ er die Wohnung bei Uylenburgh und mietete sich in einer Zuckerbäckerei ein. Das Kind, das ihnen dort geboren wurde, war ein Mädchen und starb bald darauf an Schwäche. Um diese Zeit trat Rembrandt endgültig in die Mennonitengemeinde ein und wurde einer der eifrigsten Besucher der Konventikel und Bibelstunden.

Als alles dies geschehen war, beschloß er, sich ein Haus zu kaufen. Lange hielt er Umschau, bis ihm eines in der Breetstraat geeignet schien, das ruhig, hoch, mit schmaler, vornehmer Front dalag und ein Schutz zu werden versprach für ihn und die Seinen. Er kaufte es, zahlte einen Teil der Kaufsumme an und behielt sich die Zahlung des übrigen in bestimmten Zeitabständen vor.

Nachdem alles eingerichtet war, wie er es sich gedacht hatte, die Wände getäfelt, die Treppen verschalt, zogen sie im Vorfrühling des Jahres sechzehnhundertneununddreißig dort ein.

Nach vielen Tagen des Räumens und Ordnens war endlich die Wohnung hergerichtet. Rembrandt war es zufrieden und spürte ein versöhnliches und versöhntes Glücksgefühl aus der Behaglichkeit des eigenen Besitzes in sich übergehen. Für den Abend hatte er seine

Freunde zum ersten Male in die neue Wohnung geladen. Es mußte ein Fest werden, das ihnen allen zeigte, ein wie vornehmer und reicher Mann der Maler Rembrandt geworden war. Saskia aber, mit ihrer ihm stets so unbegreiflichen Eigenmächtigkeit, hatte auch aus ihrer Sippe einige eingeladen, obwohl Rembrandt sich nach jenem Prozeß und nach allem anderen geschworen hatte, keinem von den Uylenburghs und ihrem Anhange je wieder die Tür zu öffnen. Beim morgendlichen Frühstück, verschlafen noch, leise gähnend, hatte sie es ihm mitgeteilt. Dabei lächelte sie ihr kindliches Lächeln und sah ihm abwartend in die Augen.

Schweigend erhob er sich und ging hinaus, hinauf in das kleinere der beiden Zimmer, in dem er für sich allein zu arbeiten gedachte. Den ganzen Tag war er ihr nicht wieder unter die Augen getreten. Nur dann und wann drang von der Treppe oder vom Hofe herauf ihr Lachen oder Rufen zu ihm. Es schnitt ihm ins Herz.

Jetzt war es dunkel geworden. Die Gäste mußten bald kommen. Die Arbeit mochte ruhen.

Er erhob sich und trat in das daneben gelegene große Arbeitszimmer. Vor dem Lichtfenster blieb er stehen. Es roch hier noch frisch nach Wasser und Seife und Farbe. Hier war noch nichts von seinem Geiste.

Das Dunkel war jetzt völlig herabgesunken. Nur drüben am Himmel, der allein noch zu leben schien, war ein Licht. Kein Stern, sondern ein breiter Lichtstreifen. Er starrte auf das leuchtende Schimmern und trat erst zurück, als er Saskias Schritte im Nebenraume hörte.

Jetzt trat sie ein, ein Licht in der Hand. Prüfenden Blickes sah sie sich im Zimmer um, und mit leichtem Mißfallen in der Bewegung strich ihre Hand über einen Haufen alter Gewänder und Kostüme, die auf einen Stuhl geschichtet waren.

„Wenn die Base diese Unordnung gewahr wird . . ."

„Die Base wird nicht hier heraufkommen. Sie wird unten im Gästezimmer vorliebnehmen und sich damit begnügen. Ich wüßte nicht, was sie hier oben zu schaffen haben sollte."

„Wie du es meinst." Saskia schwieg eine Weile. „Ich meine nur, es wäre gut, einer aus der Verwandtschaft sähe das ganze Haus, damit sie wissen, daß wir nichts darin versteckt halten."

„Herrgott, was sollten wir denn hier versteckt halten? Das sind doch alles Lügen. Und schließlich, wenn sie etwas Unwahres über uns berichten wollen, so tun sie es, auch wenn sie das Haus gesehen haben."

„Wie du es meinst", sagte Saskia wieder. „Ich weiß nur, daß sie glauben, du hättest eine Goldmacherwerkstatt hier im Hause. Sie glauben das schon lange und meinen, nur deshalb hättest du dies große Haus überhaupt gekauft. Sie meinen, du arbeitest mit einem Alchimisten oder Zauberer zusammen, und ihr braucht viel Platz und viel Geld dafür."

Rembrandt sah in das vom Licht spärlich beleuchtete Gesicht. „Was für eine schöne Frau du bist, Saskia. Wie gut könnten wir miteinander leben. Es fehlt nicht am Gelde und nicht an Ehren und Aufträgen. Aber du hast den Teufel im Leibe. Das spüre ich sehr wohl. Du bist mir gegeben, damit ich nicht glücklich werden soll, damit ich nicht zur Ruhe kommen soll. Das sehe ich sehr wohl ein."

Sie schüttelte den Kopf. „Was du redest. Ich könnte glauben, du wärest betrunken. Hat jemals einer solche Worte zu seiner Frau gesprochen?"

„Du wirfst Steine nach mir, so viele, so große, daß ich ein ganzes Haus davon errichten könnte", sagte er. „Niemals habe ich glauben mögen, daß ich eine Frau so lieben könnte wie dich. Die Ruchlosigkeit deines Gesichtes berauscht mich mehr als alle Reinheit."

Saskia lachte und trat an ihn heran, so dicht, daß einer des anderen Atem spüren konnte. „Ein berühmter Maler bist du, der eins der größten Häuser Amsterdams gekauft hat. Und redest doch so närrisch wie ein Kind."

Er streichelte ihr Haar, das unruhig unter seinen Fingern knisterte. „Was würdest du sagen, Saskia, du, was würdest du sagen, wenn dies alles eines Tages ein Ende nähme?"

„Ein Ende nehmen? Wieso? Willst du nicht mehr malen?"

„Unsinn." Er sprach es scharf aus und trat wieder an das Fenster. Der Lichtschein am Himmel von vorhin war verschwunden. Es war völlig dunkel. Kein Stern stand. Es bedrückte ihn beinahe, das sonst so geliebte Dunkel. Er trat ins Zimmer zurück, wo die Kerze matt auf dem Tisch brannte. „Ich meine nur, es könnte, gegen meinen Willen, etwas geschehen, das mir das Malen unmöglich machte. Es gibt ja so vieles im Leben." Er setzte sich und starrte vor sich hin. „Wenn ich durch ein Unglück meiner Hände beraubt würde ... Das Leben ist so vielfältig."

Saskia verbarg den Schauder ihres Leibes. „Aber du bist doch erst am Anfange. Du wirst noch lange arbeiten können. Andere Gedanken darfst du nicht haben. Es wird nicht lange dauern, dann hast du den Hauskauf vollständig erledigt. Und dann wirst du Geld erübrigen können für die Kinder, die ich noch gebären werde."

Er überhörte den letzten Satz. „Das kann alles anders werden." Er drehte seine Hand dicht vor ihren Augen um. „Wie ich diese Hand drehe, so kann es sich auch drehen. Was oben war, ist plötzlich unten; du weißt nicht, wie." Er sah in den dunstigen Rauch der Kerze, die leicht beim Hauch seiner Worte schwankte. „Wir sind nicht kräftiger als dies Kerzenlicht. Ein Hauch, und wir versiegen."

„Aber Mann." Saskias Stimme wurde streng vor Erregung. „Solche Gedanken sind Unrecht am Herrgott. Er läßt uns kein Leid geschehen. Und da er dir eine Frau gab und hoffentlich auch Kinder geben wird, wird es dir am Segen der Arbeit nicht fehlen. Gott wird dir helfen."

„Sicher", sagte der Mann, weitab mit den Gedanken. „Er wird mir helfen, ein großer Maler zu werden. Ein Maler ohne Schein und Betrug. Aber niemand weiß, wie."

Saskia saß ihm gegenüber, die Hände im Schoß verkrampft. Was war mit dem Manne geschehen?

Er beugte sich über den Tisch und streichelte ihr Knie, das er rund unter dem Gewande fühlte. „Du mußt mir verzeihen, daß ich dir so etwas sage. Ich habe heute schwer mit mir gerungen. Sollte es nicht

am Ende Sünde gewesen sein, daß ich meine Kunst für dieses Haus verpfändete?"

„Aber du hast so viele Aufträge. Es wird doch nicht schwerfallen, das Geld zusammenzubringen. Du hast doch alles so genau überlegt."

„Ach, ach." Seine Hand glitt herunter von ihrem Schoß und streckte sich unter dem Tisch sehnsüchtig wie nach einer anderen ins Leere. „Wenn ich nun nicht mehr weitermalen kann, so wie ich bis jetzt malte? Wenn mir kein Porträt mehr gelänge? Wenn es Frevel wäre, sich zu vermessen, die von Gott gegebene Kraft wie einen festen Besitz zu verwalten und zu verwenden. Man wächst; man ändert sich; es entwickelt sich. Niemand ist heute wie gestern und morgen wie heute. Ich aber darf nur mit einem guten Bildergeschäft rechnen, wenn ich bleibe, was ich bin. Ein Maler, an den sich die Leute gewöhnt haben, von dem sie wissen, so und so wird das Bild. Es wird nie anders, als man vorher schon weiß."

Saskia faßte nach seiner Hand. „Was willst du? Willst du etwa plötzlich keine Bilder mehr malen? Willst du alles anders machen? Willst du mit dem Kopf durch die Wand gehen und unser Leben zerstören? Ich begreife dich nicht."

Der Mann sah ihr in die Augen. Er strich ihr über die Haare. Er konnte nichts sagen.

Saskia erhob sich. „Ich muß nun in die Küche gehen. Die Köchin wird nicht alles allein richtig machen. Es soll doch ein gutes Mahl werden. Das erste in unserm Hause." Sie blickte eine Weile vor sich hin. Dann ging sie mit leisen Schritten hinaus.

Rembrandt blieb lange so sitzen. Dann hob er die Hände. Es sollte ein Gebet werden, wie er es lange nicht gesprochen hatte. Aber es wurde ein Stöhnen wie das Gurgeln eines Erstickenden. „Herrgott, wenn du einen andern Weg wüßtest? Wenn du diese alle, die Frau und ihre Kinder, von mir befreien könntest? O Herr, tröste mich." Mit einem kleinen Schrei brach er in sich zusammen und verhüllte sein Gesicht. Es schien, als habe Gott ihn nicht trösten können.

Nach einer Weile tönten unten aus dem Hausflur laute Reden und Gelächter. Einige der Gäste waren schon eingetroffen. Rem-

brandt erhob sich, taumelnd von der Erregung seiner Seele, und ging in das Nebenzimmer, das Gesicht zu kühlen. Dann schritt er die Treppe hinunter und trat unter die Gäste, von lauten Zurufen begrüßt.

Es schien, als sei Rembrandt schon jetzt betrunken. Er sprach laut und viel und scherzte und schmeichelte, wie es sonst durchaus nicht seine Gewohnheit war.

Manasse begrüßte er mit einer Umarmung, die dem Rabbiner absonderlich erschien. Dann schritten sie alle in das zur Linken des Vorhauses gelegene Zimmer, in dem ein hufeisenförmiger Tisch mit Speisen besetzt und von Kerzen erleuchtet war. Saskia ließ sich in der Mitte nieder. Ihr zur Linken saß Manasse, zur Rechten Fabritius, der Schüler, den Rembrandt für den begabtesten hielt.

Dann folgten sie alle in bunter Reihe, Aaltje mit dem Prediger Sylvius in weise berechnetem Abstand von Rembrandt. Gerade, als der erste Gang aufgetragen wurde, Pfauenpastete mit französischem Wein, öffnete sich die Tür, und Uylenburgh trat herein.

Rembrandt hob den Kopf. Seine Wangen liefen dunkelrot an. Er sah zu Saskia hinüber, die dem Vetter entgegenlächelte und die Hand wie grüßend hob. Ja, sie hatte auch ihn eingeladen. Ein Platz war sogar noch frei. Rembrandt mußte das vorhin übersehen haben.

Schon reichte Uylenburgh allen die Hand. Als er aber zu Rembrandt trat, sah ihn dieser an: „Wer hat Euch zu mir geladen?"

Uylenburgh zuckte mit heuchlerischem Erstaunen die Schultern. „Saskia schickte vor wenigen Augenblicken die Magd zu mir herüber. So kam ich. Wenn es Euch nicht freut, kann ich ja wieder gehen."

Alle blickten auf die beiden Männer. Saskia drückte die Hand auf den Mund. Ihre Augen füllten sich eilends mit Tränen.

Aber jetzt warf Rembrandt keinen Blick mehr auf sie. Er erhob sich vom Stuhl und trat vor Uylenburgh. „Wenn Euch Saskia hierhergebeten hat, so mögt Ihr mit ihr allein Euch besprechen. Zu der Gasterei, die ich meinen Freunden gebe, habt Ihr keinen Zutritt."

Uylenburgh erblich und wich einen Schritt zurück. „Ich habe mit Saskia allein nichts zu besprechen. Ich kam in gutem Glauben und

Zutrauen zu Eurer Verwandtenfreundschaft. Falls Ihr mir die vorenthaltet, will ich lieber gehen."

„Habe ich nicht auch ein Wort mitzusprechen?" rief Sylvius von seinem Sitz her. Er hatte das Mundtuch in der Faust zusammengeknüllt und sah aus, als ärgere ihn die noch nicht begonnene leckere Mahlzeit mehr als der ganze Streit der Verwandten. „Versöhnt euch, wie es sich geziemt, und tragt euren Streit nicht vor fremden Ohren aus."

Aber Rembrandt wandte sich ihm lachend zu: „Wenn Euch die Ohren fremd erscheinen, Schwager, so sind sie es mir doch nicht. Es sind allesamt meine lieben Schüler und Freunde, denen ich wahrlich näherstehe als dem Vetter Uylenburgh."

Sylvius zuckte die Achseln. Er war ohnehin ungern in dies Haus gekommen, das ihm sündhaften, heidnischen Geistes voll zu sein schien. Und nun brach dieser Streit vom Zaun. Es war ihm sehr peinlich, und seine Frau bewegte aufgeregt die Hände hin und her.

Da aber erhob Manasse seine weiche Stimme. „War Herr Uylenburgh nicht ausdrücklich vom Herrn des Hauses zu dieser Gasterei geladen, so mag er sich mit einer geziemenden Entschuldigung entfernen. Der Gastgeber aber wird ihn freundlich auf der Schwelle zurückholen und ihn an den Tisch führen."

Rembrandt hob den Kopf.

Wie fremd war diesem Juden ehrlicher Zorn, offene Feindschaft, die nichts verhüllt. Nun, es schadete nichts, daß der Rabbiner endlich erfuhr, welcher Sinnesart er, der Maler Rembrandt, war.

Er sprang auf und wollte Uylenburgh die geschwungene Faust ins Gesicht schleudern.

Der aber hatte alles begriffen. Mit einem lauten Knall flog die Tür hinter ihm zu.

„Nun, Rabbiner", lächelte Rembrandt, „daß ich ihm bis auf die Straße nachgehe, um ihm das Fell zu gerben, werdet Ihr nicht von mir verlangen. Ich glaube, daß eine ehrliche Feindschaft jedem Manne wohl ansteht."

Da auch die anderen Gäste lachten und besonders die Schüler Beifall kundgaben, schwieg Manasse, und Saskia legte die Hände auf dem Schoße zusammen.

Dann begann das Mahl.

Der aufgeregte Vorfall zu Beginn des Abends war bald vergessen. Die Schüler tranken sich zu und lauschten den Worten Rembrandts. Manasse, Anslo und Sylvius tauschten gelehrte Reden aus. Saskia saß mit hochgezogenen Brauen und bemerkte mit leiser Angst, wie oft ihr Mann sein Glas füllte und wieder leerte.

Und schon begann der Wein bei ihm zu wirken. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und verlangte, daß jeder der Gäste einen Witz erzählen solle. Nach dem zweiten dieser Witze erhob sich Aaltje, winkte ihrem Manne und verließ nach einer frostigen Verabschiedung von den übrigen Gästen das Zimmer.

Saskia geleitete sie zur Tür hinaus und half ihnen in die Mäntel.

„Du solltest deinen Mann besser im Zaume halten", sprach Aaltje und küßte die blasse Saskia auf die Stirn. „Er vertrinkt dein Vermögen, und du hast das Nachsehen."

Saskia lächelte und sagte schuldbewußt: „Er ist nicht immer so. Nur heute war er aufgeregt, weil er es mit Hendrick nicht gern zu tun hat."

„Wir sind ja auch nicht gerade Freunde von Hendrick", sagte Sylvius mit seiner rauhen Stimme, „aber vor allen, die nicht zur Verwandtschaft gehören, sollte man zusammenhalten, meine ich."

Saskia wagte nichts zu entgegnen. Sie hatte die Kluft zwischen Rembrandt und Hendrick an diesem Abend wieder zuschütten wollen. Es war ihr nicht gelungen. Nun wußte sie nicht, wie sie sich darüber aussprechen sollte.

Blaß und verschüchtert stand sie unter der kleinen Lampe, die über der Treppe zur Haustür brannte. Nacheinander gab sie Aaltje und Sylvius ihre heiße Hand. „Vergeßt, was euch nicht gefiel an diesem Abend", bat sie. „Ein andermal soll es besser getroffen sein."

Dann stand sie allein und hörte den Schritten der Davongehenden

nach. Eine Weile blieb sie auf dem Flur stehen, fröstelnd das Tuch um die Schulter ziehend. Dann betrat sie das Gästezimmer wieder.

„Sind sie fort?" rief Rembrandt ihr entgegen. Die Trunkenheit glühte von seiner Stirn. Seine Stimme war heiß.

Sie nickte und sah sich im Kreise um. Aller Augen waren auf sie gerichtet. „Ja, sie sind fort."

„Sie haben sicher gegen mich gewettert?" lachte er und betrachtete seine Frau prüfend von oben bis unten. „Was hast du zu ihnen gesagt, als sie dir klarmachten, ich sei ein Lump?"

Saskia zuckte die Achseln. Sie wollte an ihren Platz gehen. Aber Rembrandt hatte sie beim Arm ergriffen und küßte das weiße Gelenk.

„Du sollst diese Verwandtschaft fahren lassen", murmelte er.

Saskia ergab sich seinem Griff. Aber ihre Augen suchten in der Runde. Neugierige, trunkene Blicke lagen auf ihr. Ein junger Schüler lag im Sessel gegen die Wand zurück und lachte unverschämt. Saskia errötete.

„Du sollst deine Verwandtschaft aufgeben", beharrte Rembrandt und faßte sie fester an.

Da aber legte sich Anslo ins Mittel. Er schien noch nüchtern zu sein. „Rembrandt", sagte er, „die Frau ist nicht ganz so im Unrecht, wie Ihr denkt. Blutsbande haben eine gewaltige Macht. Sie sind etwas Heiliges. Nichts bindet fester als das Blut. Das dürft Ihr nicht vergessen."

„Ach", lachte Rembrandt, „es gibt keine heiligeren Bande als die zwischen Mann und Frau. Wer kann mir verdenken, daß ich meine Frau nicht mit all den andern teilen will?"

„Sicher ist Eure Frau ganz die Eure, wie Ihr ganz der ihre seid. Aber dennoch dürft Ihr nicht vergessen, daß sie einem andern Blute entsprossen ist. Mit Euch ist sie zwar vermählt; aber das Blut kann sie nimmermehr verleugnen."

Doch Rembrandt war nicht imstande, ruhig zuzuhören. „Ich will nicht, daß meine Frau hinter meinem Rücken zu ihrer Sippe hält. Ich will nicht, daß sie sich Schutz und Stütze bei den andern holt. Ich will nicht, daß sie mir fremd ist wie alle andern Menschen. Ich will nicht",

schrie er, und sein Gesicht lief blau an, „daß sie meinen Untergang mit ihrer Sippe plant."

Saskia wurde weiß im Gesicht. Ihr kleiner Mund verzog sich schmerzlich wie ein Kindermund. Längst war Rembrandts Arm von ihrer Hüfte gesunken. Sie stand allein inmitten der Männer und sah von einem zum andern. Was geschah ihr in dieser Nacht? Ihr Herz klopfte heftig. Der Atem wurde ihr schwer. Und wie eine Ahnung durchzuckte sie das Gefühl, daß sie nicht mehr lange zu leben habe. Sie war noch jung. Aber es war trotzdem schon vorbei mit ihr.

„Ihr seid noch nicht zum wahren Licht vorgedrungen", sagte der Mennonit zu Rembrandt. „Es schlägt wohl schon Funken in Euch. Aber der Blitz ist aus der Finsternis gesprungen. Ihr verlangt ein blutiges Opfer von dieser Frau. Sie wird daran zugrunde gehen. Glaubt es mir."

Mit einem Schrei brach Saskia ohnmächtig zusammen. Rembrandt konnte sie nicht halten.

Die erschrockene Magd eilte herbei und half ihm, sie aufs Lager zu tragen, das in der hinteren Stube zugerichtet war.

Dann kehrte Rembrandt wieder zu den Gästen zurück. „Ihr dürft noch nicht gehen", bat er in ihre entsetzten Gesichter. „Es geht hier heute so wunderlich zu. Aber das darf euch nicht abschrecken. Die Frau hatte viel zu tun in den letzten Wochen mit der Einrichtung des Hauses." Er sah sich im Raume um. „Dabei fehlt noch so vieles. Bitte, geht noch nicht."

Schwer ließ er sich am Tisch nieder und trank, indes sie alle schwiegen. Eine Weile dauerte es, ehe dies Schweigen sich in ein schwaches Gespräch auflöste. Rembrandt nahm nicht daran teil. Er starrte vor sich hin und bemerkte kaum, wie einer nach dem andern, zuletzt der Rabbiner, sich mit leisem Gruß entfernte.

Seit jener Nacht war es anders geworden zwischen Rembrandt und Saskia. Es war tatsächlich, als sei ein Blutopfer zwischen ihnen dargebracht. Sie waren sich auf eine ganz neue Art verbunden.

Saskia war schwach und gleichgültig geworden. Sie verließ das Haus kaum noch. Ihre Verwandten sah sie nicht.

In jener fürchterlichen Nacht war es wie Feuer durch ihren Leib gegangen und hatte alles Selbstische vernichtet. Sie hatte begriffen, daß, so oder so, ihr Leben in diesem Manne untergehen mußte. Ihr Leib mußte ihm zur Speise dienen. Ihre Seele mußte ihm Trank sein.

Es war freilich kein strömendes, überquellendes Opfer, das sie ihm brachte. Es kam aus ihrer sparsamen, nüchternen Art zähe und langsam geflossen. Aber dem Manne, der gewohnt war, die Welt um sich nach seinem inneren Wunsch zu wandeln, genügte dies.

Eine arbeitsame, häusliche Zeit begann für Rembrandt. In vielen Stellungen, in vielen Verkleidungen malte und zeichnete er seine Frau und sich mit ihr. Ihm war es gleich, ob ihr Gesicht weicher und formloser wurde, ob der Leib seine Spannkraft verlor. Er achtete nicht darauf und dachte nicht daran, daß sie vielleicht sorglicherer Pflege bedurfte. Die Umwelt war ihm versunken, seitdem er auf diese Art sein Weib erkannt hatte.

Eines Tages wurden Rembrandt von seinem Verleger de Jonghe einige Kupferstiche zum Verkauf angeboten. Sie waren von der Hand eines übel beleumdeten Mannes, der auch als Künstler einen fraglichen Ruf genoß. Er hieß Hercules Seghers.

„Sie sind nicht viel wert", entschuldigte sich de Jonghe und schob sie Rembrandt über den Tisch zu. „Aber sie liegen nun einmal bei mir herum. Vielleicht könnt Ihr sie in Eure Sammlung als Curiosa . . ."

Rembrandt zuckte die Achseln und prüfte, ans Licht des Fensters tretend, mit mißtrauischen Augen den Stich, der auf eine seltsame Weise, farbig getönt, eine Landschaft darstellte, verschlungene, verworrene Linien.

Rembrandt wußte nichts Rechtes damit anzufangen. Chemische Versuche in der Herstellung der Platten waren ihm verhaßt. Die Landschaft in der Art, wie sie hier gebracht wurde, fremdete ihn an.

Zugleich stieg das Gesicht des unseligen Vliet ungerufen vor ihm auf. Er legte das Blatt auf den Tisch zurück. „Ich kann es nicht brauchen."

„Das bedaure ich", sagte de Jonghe und nahm es seinerseits in die Hand. „Er ist ein Kauz, dieser Seghers. Zwar hat er einen gottsträflichen Lebenswandel geführt, wie man mir überall berichtet. Aber ich hätte ihm einen kleinen Verdienst wohl gegönnt."

Plötzlich bewegte es sich in Rembrandt. „Wo wohnt er?"

De Jonghe blickte erstaunt auf, nannte Straße und Haus. „Ich würde Euch aber nicht raten, dorthin zu gehen. Er soll eine Frau haben, die nicht leicht von einem Manne beiseitegeschoben wird."

Rembrandt lachte und winkte ab. „Erspart mir Einzelheiten." Damit griff er zu einer anderen Platte, und von Seghers war weiter nicht mehr die Rede.

Aber schon am nächsten Tage begab sich Rembrandt in die Seitengasse, in der Seghers wohnen sollte. Ohne Zögern betrat er das Haus, wo ihn an der Tür ein altes Weib mit zänkischem Gesicht empfing, die zerstörten, glanzlosen Augen dreist auf seinen vornehmen Umhang heftend. Sie wies den Besucher durch einen dunklen Gang, in dem ein dumpfer Geruch hing. Eine knarrende Stimme gebot ihm auf sein Klopfen Eintritt.

Im Dämmern des stinkenden Raumes erhob sich eine schlottrige Gestalt, torkelte auf den Eintretenden zu und fragte mit ängstlichen Blicken, was der fremde Herr begehre. Fuselgeruch hing dem Manne in den Haaren und strömte widerlich aus dem schlaffen Munde.

„Gebt mir einen Stuhl in Eurer Arbeitsstätte, Meister", sagte Rembrandt und hielt sein Herz fest, weil das Mitleid ihn wie eine Woge überschwemmte.

„Wer seid Ihr?" Wie ein entdeckter Verbrecher wich Seghers in eine Ecke des Zimmers zurück.

„Ich bin dasselbe wie Ihr. Ich bin Maler und Radierer." Rembrandt nannte seinen Namen.

Ein gurgelnder Laut fuhr dem andern aus der Kehle. Es war, als wollte er sich, von einem Gefühl hingerissen, dem Besucher an die Brust werfen. Gleichzeitig aber schien die Angst eines Prügelknaben

über ihn zu kommen. Er reichte dem Gast nur scheu die Hand und zog sie gleich wieder zurück.

„Ihr seht Fremde wohl nicht gern in Euren vier Wänden?"

Seghers zuckte schuldbewußt ins Dunkel zurück. Ein gepreßter Atemzug war seine einzige Antwort.

So setzte sich Rembrandt auf einen Stuhl, den er im Dämmern ertastete, und wartete, was kommen werde.

„Was führte Euch zu mir?" Seghers Frage war keine Annäherung. Sie glich eher einem zornigen, schroffen Hinausweisen. Was sollte man darauf antworten?

„Mir wurden bei de Jonghe einige Drucke von Euch angeboten. Ich kaufte sie nicht. Aber mich verlangte, den Mann kennenzulernen, von dessen Hand sie stammen."

Seghers kicherte aus dem Dunkel. Es klang irre. „Kaufen wollt Ihr nichts von mir. Aber sehen wollt Ihr mich. Ach, mich freuen meine Bilder längst nicht mehr. Längst habe ich keine Lust mehr an mir und meiner Arbeit. Was solltet gar Ihr von mir gewinnen?"

„Es müssen starke Erlebnisse gewesen sein, die Euch so zerstörten. Ihr seid doch kein geringer Künstler. Ihr seid auch kein geringer Mensch. Das Leben muß Euch übel mitgespielt haben, wenn Ihr die Kunst so schmäht."

Seghers trat näher an seinen Besucher heran. Rembrandts Augen erkannten trotz des beinahe völligen Dunkels das hagere, eckige Gesicht, die zerfahrenen, unruhigen Züge. Wie verbraucht dieser Mensch war.

Jetzt war er ganz nahe an Rembrandt herangetreten und sprach mit leiser Stimme, als fürchte er Lauscher: „Ich habe ein teuflisches Weib und habe Kinder, die nach Brot blecken wie die Tiere. Was soll mir die Kunst, die mir kein Geld einbringt?"

„Ach, das Geld", erwiderte Rembrandt ebenso leise, „das würde Euch auch nicht helfen. Aber ich will Euch gern beistehen, Geld aus Euren Radierungen zu schlagen, wenn Ihr mir Vollmacht dazu gebt."

Die zerbissenen Lippen öffneten sich gequält lächelnd über den

Zähnen. Die schlaffen Arme bewegten sich pendelnd. Er schwankte, so daß Rembrandt ihn halten mußte.

„Ihr seid auf einem andern Stern geboren", stammelte Seghers und tastete an Rembrandts Stirn entlang mit feuchtem Finger. Seine vom Radieren überreizten Augen tränten trübe.

„Laßt das", wehrte sich Rembrandt. Ihn verlangte herzlich, hinauszugehen. „Solche Betrachtungen fruchten nicht, und trägt auch wohl jeder sein Kreuzlein mit sich."

Seghers kicherte. Er richtete sich auf. Die Trunkenheit ergriff völlig Besitz von ihm. „Ich sehe Euer Kreuz. Deutlich sehe ich es. Ich sehe schon das Teufelchen, das um Euch webt und wirkt. Ihr werdet nicht im Glanze sterben, Meister."

Rembrandt erhob sich. Ihn schauerte. „Ihr seid krank und habt Fiebergesichte. Ich rufe Eure Frau."

Seghers schüttelte stürmisch den Kopf und zeigte mit spitzem Finger ins Dunkle. „Ich sah den Teufel wohl. Er grinste und wies auf Euch. So ein Teufel weiß Bescheid. Ist es nicht heute, so doch morgen. Anderntags ist das Leben vorbei."

„Wir stehen alle in einer Hand", sagte Rembrandt verweisend.

„Ach, es kränkt meinen Gast, daß er nicht im Glück sterben soll? Daß ich mich unterfangen, ihm solches zu bekunden? Ja, natürlich, ich bin ein alter, unbekannter, verlumpter Mensch. Ich . . . Ich . . ." Er schrie es überlaut, fuhr mit den Händen in der Luft herum, dann brach er weinend auf einem Stuhl zusammen, tastete zur Flasche, die er hastig zum Munde führte. Seinen Gast schien er vergessen zu haben, als er sich wohlig und berauscht gegen die Stuhllehne zurücklegte.

Fliehend fast verließ Rembrandt das Haus.

Es war in den nächsten Wochen nicht Zeit, sich um Seghers zu kümmern. Die Mutter Cornelia erkrankte, und Rembrandt weilte einige Tage an ihrem Bett. Sie sprach wenig und schien schon ganz von der Erde gelöst zu sein, schmerzlos und wunschlos, sterbensbereit.

Als Rembrandt seiner Geschäfte wegen wieder nach Amsterdam zurückging, erlangte ihn bald nach seiner Ankunft die Nachricht, daß sie gestorben sei. Der erblichen Entscheidungen wegen mußte er noch einmal nach Leyden und kam erst nach mehreren Wochen zur Besinnung und Überlegung.

Der Schmerz um die Mutter war nicht groß. Er war von jener milden Gewißheit, die das ewig Lebendige an einem geliebten Menschen nach dessen Hinscheiden um so näher fühlt. Und dieses sanfte Trauergefühl, das ihn nachgiebig und weich stimmte, so daß er seine Arbeit vernachlässigte und der Natur nachging, brachte ihm auch Seghers wieder in Erinnerung.

Du mußt ihn aufsuchen, war sein erster Gedanke. Es hilft dir nichts. Du mußt dich ihm stellen.

So ging er, um alles getan zu haben, zu Clemens de Jonghe und ließ sich die Kupfer abermals vorlegen. „Nun, habt Ihr doch Lust, sie zu kaufen?"

Rembrandt brach ganz plötzlich der Angstschweiß aus. Als sei er auf närrischen Wegen ertappt, als sei er ein Bruder und naher Verwandter des unseligen Seghers. War nicht schon das freundliche Lächeln, das abwartende Schweigen des Kunsthändlers etwas Verstecktes, ein Erkennen und Abschätzen, das ihn in eine Reihe mit dem armen Kupferstecher stellte? War auch er schon für die anständigen Bürger der Stadt ein Narr und Gezeichneter?

Mit belegter Stimme fragte er de Jonghe nach dem Preis für die Kupfer. Ein sehr niedriger wurde ihm genannt.

„Was?" schrie Rembrandt den Verdutzten an. „Diesen Preis wagt Ihr überhaupt auszusprechen?"

Jonghe mißverstand den Aufgeregten. „Herr, ich weiß, die Drucke sind nicht viel wert. Aber ein weniges muß schließlich bezahlt werden."

„Ein weniges", höhnte Rembrandt, „ein weniges ... Einen Sündenlohn wollt Ihr ihm zahlen. Hat er nicht seine Arbeit daran getan so gut wie jeder andere? Wer sagt Euch, daß einer, der sich Stoffe oder Schmucksachen teuer bezahlen läßt, auch nur ein Quentlein von dieser Arbeit daran gewandt hat? Und diesem Manne wollt Ihr sei-

nen Lohn vorenthalten? Was ist denn daran gelegen, ob Ihr die Bilder gut findet oder nicht?"

„Aber Lieber ..." De Jonghe hob beschwörend die Hände.

„Laßt mich reden. Ich will Euch lehren, Bilder auf die Straße zu werfen, als seien sie nichts wert. Den ganzen Kunsthandel nehme ich Euch. Ich habe Macht und Geld genug, Euch aus dem Sattel zu heben. Dann mögt Ihr am eigenen Leibe erproben, wie es einem zumute ist, den jeder betrügen zu können meint. Kunst, Herr Clemens de Jonghe, Kunst ist etwas, das man kennen muß. Man kann nicht so einfach mit seinen Krämerbegriffen daran herumtasten. Kunst ist das Höchste, was die Menschheit vor sich gebracht hat. Also achtet's danach." Damit warf er dem empörten Manne für die drei Kupfer eine Summe auf den Tisch, daß diesem schwindelte, riß sie an sich und ging hinaus.

De Jonghe starrte auf das Geld. Tatsächlich, es war echtes Geld. Nichts Gefälschtes dabei. Kopfschüttelnd flüsterte er: „Es mag stimmen, wenn die Leute behaupten, mit Rembrandt ist es nicht mehr in Ordnung. Entweder hat er tatsächlich die Goldmacherkunst erfunden oder er betrügt andere um ihr Geld. Mit rechten Dingen geht das nicht zu."

Wenigstens nahm sich Clemens de Jonghe vor, die Sache nicht vor allen Mitmenschen verborgen zu halten.

Unterdessen stürmte Rembrandt in Seghers Wohnung, schritt durch den stinkenden Flur und brach in das kleine Hinterzimmer ein.

Seghers sprang auf. Er erkannte den Besucher. Betrunken schien er nicht zu sein. Er machte eine übertrieben tiefe Verbeugung und wies auf einen Stuhl.

Rembrandt ließ sich nieder und breitete die Kupfer auf dem Tische aus. „Die kaufte ich soeben."

Scheu blickte Seghers auf die Blätter. Es schien, als wage er nicht, sie als die seinen anzuerkennen. Dann lächelte er, ein müdes, verzehrtes Lächeln.

„Wer riet Euch, Euer gutes Geld darin anzulegen?"

„Ich kaufe Bilder immer nur nach meinem eigenen Rat", entgegnete Rembrandt.

„So wart Ihr diesmal schlecht beraten."

„Laßt das jetzt. Ich habe mit Euch zu reden. Setzt Euch zu mir."

Seghers gehorchte. Aber erließ sich nur auf den Rand des Stuhles nieder, so, als sei er nicht sein Eigentum, als müsse er jeden Augenblick wieder aufspringen und einem Mächtigeren Platz machen.

„Ich habe de Jonghe sechzig Gulden für die drei Stiche gegeben", sagte Rembrandt.

„Um Gottes willen. Das ist viel zu teuer bezahlt. Das könnt Ihr niemals dabei herausschlagen."

„Ihr seid ein Kauz. Wenn Ihr mit allen Euren Gönnern so umspringt, dann wundert es mich nicht, daß Ihr heruntergekommen seid."

Seghers lächelte. „Heruntergekommen, sagt Ihr? Nun, ich war niemals oben. Also konnte ich auch nicht herunterkommen. Es ist mir schon in der Wiege nicht mitgegeben. Wo andere holde Schlaflieder hören, jammerten mir die Winde die Unrast der Welt vor. Wo andere milchselig lachen, preßte mir der Hunger nur Klagen über das Elend des Lebens ab. Es ist alles Fügung. Wie man es trägt, nur darauf kommt es an."

„Ich hoffte, Euch Hilfe bringen zu können."

Ein müdes, gütiges Lächeln irrte um Seghers Lippen. „Das ist für mich umsonst. Eure Güte wird Euch der Herr anrechnen, als wenn ihr eine Tat gefolgt wäre. Mir aber wird er sie nicht zugute halten. Bemüht Euch deshalb nicht."

„Aber wenn Ihr die Zustimmung von Kennern und Sammlern erhieltet? Wenn man Euch Aufträge gäbe?"

„Darauf hoffte ich vor vielen Jahren einmal. Jetzt ist das zu spät. Ich bin keiner von den Großen. Deswegen ist es besser, man übersieht mich, damit ich keinen unverdienten Ruhm einheimse. Die Nachwelt könnte es rächen. Sie bringt alles an den Tag. Ich aber will im Grabe vor meinen Bildern Ruhe haben."

Draußen im wüsten Hof schrie ein Kind. Eine gellende Frauen=

stimme antwortete mit unflätigen Worten. Gekreisch und Gezeter schwollen an.

„Mein Haus ist kein Ort für Euch. Ich habe Euch kein Nachtmahl zu bieten, keinen Trunk kann ich Euch reichen."

„Trotzdem möchte ich noch hierbleiben und Euch aus Eurem Leben erzählen hören."

„Aus meinem Leben? Lieber Freund, Ihr habt große Geduld mit mir. Mein Leben ist so ärmlich und glanzlos verlaufen, wie nur eins verläuft, dem der Herr die Sonne entzogen hat. Ich bin der Sohn einer Frau, die mich ohne einen Vater zur Welt brachte. Sie hatte Mühe, mich groß zu machen. So wurde ich an Kärglichkeit und Dürftigkeit von früh an gewöhnt. Das war noch zu meinem Besten. Denn niemals haben mich Ansprüche an Speise und Trank gequält. Das tägliche Brot ist für mich zeitlebens ein Gnadengeschenk des Zufalls gewesen, der sich auch durch die größte Sorge nicht herbeiführen läßt.

So kam es, daß ich vom Leben immer weniger, von der Kunst aber immer mehr erwartete. Alles, was mir das Dasein nicht gab, Anerkennung, Zufriedenheit, Ruhe und Sicherheit, das sollte mir jetzt die Kunst geben. Deswegen wandte ich mich von den Dingen und ihrer Natur und suchte es auf mechanischem, chemischem Wege zu erreichen.

Aber niemand beachtete das, und mich selbst machte es immer leidenschaftlicher und unruhiger. Bald war ich nichts mehr als ein gieriger Schlund, immer geöffnet vor Hunger, heiser vom Schrei nach Genugtuung.

Ich suchte Plätze im Lande auf, wo sich das sterbende Leben mir öffnete. In Ruinen, im verdorrten Gestrüpp, unter morschen Bäumen saß ich tagelang, von einer Wand, einem Wege, einer Hecke gebannt. Die Seele wollte ich aus den Dingen herauspressen, in meine Radierungen hineinziehen. Es mußte doch gelingen.

So wurde ich blind vom Sehen und sehend von der Blindheit."

„Spürtet Ihr denn niemals den Segen eines vollendeten Werkes? Jeder, und sei er noch so erbärmlich, hat doch seine Freude an getaner Arbeit."

Seghers schüttelte den Kopf. „Nein. Es geschah mir nichts, gar nichts. Zuletzt war immer die Öde und Stille da, die nicht zum Tönen zu bringen ist."

Nach einer Weile setzte er dann hinzu: „Ich habe mich dem Trunke ergeben. Ihr dürft mich darum nicht verachten. Ein Engel ist im Weine, er hat Arme, die tragen Flügel, die heben, er hat Stimmen, die trösten. Ich habe ihm entfliehen wollen, diesem Engel mit dem grauen Tagesgesicht und dem schimmernden Nachtgesicht. Aber er war stärker als ich.

Einmal habe ich eine Frau besessen. Sie war jung und mir ergeben. Sogar ein Kind trug sie von mir. Aber dann hieß es, ich habe sie verführt. Ihr Vater schwur Rache, ihre Mutter stieß Verwünschungen über uns und unser Kind aus. Da wurde das Mädchengesicht leer wie eine Radierung von mir.

Damit alles gut sei, habe ich eine Frau geheiratet. Sie ist scheußlich wie das Leben, gemein, laut, schmutzig. Aber sie ist meine Frau, und daß ich sie schwängere, wird mir nicht als Sünde angerechnet."

Nach einer langen Pause sagte er dann noch: „Ich habe die Alpen gesehen. Ich bin nach Süden gewandert, wo die Berge sind. Sie sind wie das Innere unseres Leibes, und ich begriff, daß wir alle das gleiche sind, die Steine, die Berge, die Menschen, alles das gleiche. Dann aber meinte ich, die Abgründe wollten mich fressen. Ich floh aus den Bergen und ging wieder in dies Land zurück. Hier ist es flach und leer, ohne Versprechen zwar, aber auch ohne Drohung. Hier will ich warten, bis ich Ebene geworden bin."

Rembrandt erhob sich und trat ans Fenster. Die Dunkelheit legte sich aufs Herz, schnürte und engte ihn. Gleichzeitig aber fühlte er, wie sich sein Leib und seine Seele dieser Dunkelheit unterordneten, wie sie sich legten und alle Ungeduld verloren. Hinter ihm saß Seghers, schweigend, wie der Geist, der aus dieser Dunkelheit kam.

„Ihr sagtet, als ich das erstemal bei Euch war, daß ich auch einmal wie Ihr im Unglück enden werde?"

Seghers wandte ihm das Gesicht zu. „Vergebt, Meister, der Engel der Trunkenheit ist schuld daran, wenn ich Euch kränkte." Er lächelte

wehleidig. Da aber Rembrandt ernst blieb, fuhr er mit der Hand über die Stirn: „Dann, wenn der Blitz im Zentrum aufgeht, so siehet er hindurch. Aber er kann's nicht wohl sehen. Denn ihm geschieht, als wenn's Wetter leuchtet, da sich der Blitz des Feuers auftut und bald wieder verschwindet."

Erstaunt sah Rembrandt auf den Redenden. Woher kamen diese Sätze?

„Jakob Böhme schrieb solches. Es ist nicht von mir. Vielleicht fällt auch Euch einmal ein Buch von ihm in die Hände. Dann lest es wohl und mit Aufmerksamkeit. Daran kann sich die Seele getrösten."

Rembrandt wandte sich zur Tür. Er mochte nicht mehr sprechen. Sein Herz war voll des Gehörten. Er mußte sich beruhigen und klären.

„Lebt wohl", sagte Seghers. Seine Stimme hatte einen feierlichen Klang. „Wenn Ihr einmal soweit seid, daß alle andern von Euch abgefallen sind, dann ruft meinen Geist als Euren Bruder an, er wird mit Euch sein."

Am frühen Morgen des nächsten Tages klopfte es an Rembrandts Haustür. Die Magd, noch im Unterrock, klapperte erschreckt zur Tür. Vier Männer trugen Rembrandt herein und legten ihn ohne viel Sorgfalt auf den Estrich.

„Erschreckt Euch nicht zu sehr", sagte der eine und kniff die Magd in den bloßen Arm. „Er ist nur betrunken. Der Wirt schickte uns mit ihm her. Er soll sich ausschlafen."

Zitternd und schluchzend ging die Magd zur Tür, hinter der Saskia schlief. Nach einigem Klopfen wurde geöffnet. Saskia, in ihr seidenes Hemd gekleidet, einen Umhang um die Schultern geworfen, trat heraus. Mit einem leichten Schrei fuhr sie zurück. So fremd waren Rembrandts Züge, als sei kein Leben in ihnen.

Spät am Abend erwachte Rembrandt aus seinem Schlaf. Saskia saß müßig am Wandbrett und starrte auf den Boden. Als sie sein Erwachen bemerkte, sagte sie mit leiser Stimme: „Es war ein weinendes Kind hier. Es sollte ausrichten, sein Vater, Hercules Seghers mit

Namen, sei heute nacht in der Trunkenheit die Treppe hinunter zu Tode gestürzt."

Rembrandt fuhr hoch und packte nach ihrem Arm. „Saskia, Saskia."

Die Frau aber verstand ihn nicht. „Hast du diese Nacht mit Seghers getrunken? Bedenke doch nur, wie leicht hättest du auch die Treppen hinunterstürzen können."

Er legte sich wieder in die Kissen zurück und schloß die Augen. Seghers war tot!

„So merktet Ihr ihm nichts davon an, daß sein Tod vielleicht selbstgewollt gewesen ist? Er konnte doch schon am Abend vorher gewünscht haben, zu sterben und sich selber ein Ende zu machen."

Rembrandt schüttelte den Kopf. „Ihr müßt bedenken, daß ich Seghers noch nicht lange kannte. Ich konnte deshalb nicht in seiner Seele lesen. Er führte auch solche Gespräche mit mir, daß ich überhaupt nicht zur Besinnung gekommen bin. Wie sollte ich daran denken?"

Manasse nickte und schob seinen Stuhl näher an Rembrandt heran. Anslo aber schüttelte den Kopf. „Ihr hättet doch mehr an Seghers denken sollen als an Euch. Vielleicht hatte Gott Euch die Rettung dieses Menschen auferlegt."

Manasse legte beschwichtigend die Hand auf Anslos Arm. Aber Rembrandt wehrte ihm. „Laßt Anslo aussprechen", sagte er. „Es ist vielleicht wahr, daß ich eine Aufgabe an Seghers zu erfüllen hatte. Aber die sieht doch anders aus, als Ihr denkt. Seghers klagte mir, daß er keinen Sinn in seiner Arbeit und in seiner Kunst finden könnte. Ich glaube aber und meine es aus seinen letzten Worten herausgefühlt zu haben, daß er in mir einen Erfüller seiner Gedanken gesehen hat. Deshalb erzählte er mir sein Leben und enthüllte mir sein Leiden. Und als er mich solchergestalt erweckt hatte, war ihm der Tod willkommen. Ich glaube niemals, daß er sich selber die Treppe hinabstürzte. Aber er war fertig mit dem Leben. Er hatte gewissermaßen abgeschlossen. Da traf ihn der Tod sofort."

„Wozu aber wollte er Euch erwecken?" fragte Manasse.

Rembrandt erhob sich und ging eine Weile im Zimmer auf und ab. „Ich habe es versucht, ihm den Geldwert seiner Bilder klarzumachen. Ich kaufte um gutes Geld drei Radierungen von ihm und wollte ihm damit beweisen, daß er es nur richtig anfangen müßte, dann würde er Geld verdienen und brauchte nicht arm und kümmerlich zu leben. Aber davon wollte er nichts wissen. Und als ich das fühlte, begriff ich mit einem Male den Sinn der Armut."

Anslo schüttelte den Kopf. „Ihr habt Euch in diese Gedanken hineingeredet. Darum sind sie doch nicht ganz wahr. Es muß Leute geben, die Geld in Händen und damit Umgang haben. Sie können den Ärmeren helfen und die Not lindern, wie es in ihrem Vermögen steht."

„Ach, das ist es nicht. Seht doch diese kostbare Schale. Ich kaufte sie von einem Händler am Hafen. Sie ist viel mehr wert, als ich dafür gab. Aber ich kaufte sie gar nicht des Wertes wegen. Ich kaufte sie, weil sie mir gefällt, weil sie mein Auge erfreut, weil ich mit der Hand gern darüberstreiche und ihre Form fühle. Deshalb nahm ich sie und stellte sie mir in dies Zimmer."

Er hob die Schale aus dem Schrank und hielt sie in das Kerzenlicht. „Ich zeige sie niemand, denn ich will nicht mit meinem Besitze prahlen. Aber ich will, daß sie mir gehört, daß ich sie jederzeit nehmen und betrachten kann. Das ist meine Schale, und ich gebe sie nicht heraus." Er stellte sie in den Schrank zurück. „Dabei ist das schon die größte Sünde, die ich begehen konnte. Ich nahm etwas in meinen Besitz, das mir doch nicht gehört, das frei ist, ein Ding für sich, wie ich selber es bin. Ich vergewaltigte dieses Ding zu meiner eigenen Begierde."

Manasse blickte besorgt auf das bleiche Gesicht des Malers.

„Was quält Ihr Euch um das bißchen, das Euch gehört und das doch gar nicht so viel ist?"

Auch Anslo dachte das gleiche. „Wer wird so übertrieben von Kleinigkeiten reden!"

Rembrandt ließ sich wieder am Tische neben ihnen nieder. „Ihr nennt das Kleinigkeiten. Ich habe mein Herz an den Besitz dieser

Kleinigkeiten gehängt, ich habe ihnen eine Macht in meinem Hause und meinem Leben eingeräumt. Eines Tages werden sie mich überwinden und knechten, wenn ich ihnen nicht zuvorkomme."

„Wenn Ihr nur vernünftig sein und das alles mit Ruhe ansehen wolltet. Ihr habt eine Frau. Ihr werdet Kinder haben. Daran müßt Ihr doch auch denken. Und wißt Ihr noch, wie Ihr vor einigen Jahren zu mir und Bueno davon spracht, daß Ihr reich sein müßtet, um wirklich unabhängig von der Welt zu sein?"

„Sicher weiß ich das noch. Und ich weiß auch noch, daß Bueno sagte, Gott habe vielleicht anderes mit mir im Sinne. Damals habe ich ihn nicht verstanden. Aber heute scheint mir, daß nichts mir näherliegen sollte als eben dies eine. Unrecht war es, wenn ich meinte, die Kunst gäbe mir Grund dazu, nach Reichtum und Achtung zu streben. Nicht in dem geringen Stande wollte ich beharren. Nicht aus jenen Quellen schöpfen, die Genügsamkeit und Selbstlosigkeit sind. Ich wollte es zu Ruhm und Besitz bringen und wollte diese Dinge in meinem Leben und meiner Kunst herrschen lassen. Darüber bin ich in des Teufels Küche geraten. Denn nun gehöre ich weder zum einen noch zum andern. Ich bin so oder so ein Verräter. Seht Ihr, alles, was hier ist, die Möbel, die Bilder, die ganzen Sammlungen, das ist zuviel geworden. Es liegt auf mir. Auf die Dauer kann ich es nicht bewältigen. Ich kann nicht Herr bleiben diesen Gewalten gegenüber."

„Es bleibt doch wohl wahr, daß niemand dessen froh werden kann, was er nicht von Kind an gehabt und als sein eigen anzusehen gelernt hat", meinte Anslo.

Manasse schüttelte den Kopf. „Das ist alles nicht der eigentliche Grund. Unser Freund hat sich überrumpeln lassen. Er hat nicht klug gehandelt, als er dies Haus kaufte, ehe die ganze Kaufsumme zur Verfügung stand. Jetzt muß er seine Arbeitskraft einsetzen, nur die Zinsen aufzubringen. Das lähmt ihn. Es war eben doch ein übereilter Entschluß."

„Das wird sich alles herausstellen", sagte Rembrandt mit müder Gelassenheit. „Heute können wir es nicht endgültig entscheiden. Jetzt aber erzählt mir, Manasse, was Ihr von Jakob Böhme wißt.

Seghers nannte mir seinen Namen und sprach einen Satz von ihm, der mir dunkel war. Aber ich meine, Ihr solltet doch von ihm wissen."

Ja, Manasse wußte von Böhme. Er stand seit kurzem im Briefwechsel mit Böhmes Freund Abraham von Franckenberg. So war er gern bereit, von dem schlesischen Schuster zu erzählen, und verabredete eine wöchentliche Zusammenkunft mit dem Freunde, um ihm aus den Büchern des wunderlichen Gottesmannes zu lesen.

„Gleich nach dem Hauskauf soll er schon bei Huygens um das Geld für die Passionsbilder gebeten haben, die ihm der Statthalter in Auftrag gegeben hat. Das ist meiner Meinung nach kein gutes Zeichen."

Aaltje seufzte gemütvoll zu des Vetters Worten und schüttelte den Kopf. Dabei schielte sie auf die seidenen Strümpfe Hendricks und rechnete im stillen nach, was sie gekostet haben mochten.

Titia rückte ihre Brille zurecht und zählte hastig die Stiche ihrer Stickerei. Sie kam immer wieder aus der Reihe, weil das Gespräch über Rembrandt und seine Frau sie so aufregte. „Du meinst also, daß er tatsächlich in Zahlungsschwierigkeiten sein muß?" fragte sie und leckte den Faden mit spitzer Zunge an.

„Casparus van Campen hat mir nichts Näheres darüber mitteilen wollen, warum Rembrandt ihn mit der Eintreibung von Saskias Vermögen beauftragte. Aber das wissen wir doch alle, daß er früher nicht so darauf versessen gewesen ist. Jetzt kann er nicht mehr erwarten, das Geld in Händen zu haben."

Aaltje seufzte wieder gemütvoll und wischte sich eine Träne aus den Augen.

Titia aber begann mit klagender Stimme, da ihre Stickerei fürs erste das Zählen nicht mehr verlangte: „Ich war sehr betrübt, als ich Saskia wiedersah. Sie ist schweigsam und in sich gekehrt. Wer hat sie früher jemals so gesehen? Wenn es auch ihr eigener Wille war, diesen Mann zu heiraten, so muß man jetzt doch Mitleid mit ihr haben, weil es ihr so schlecht ausgeschlagen ist. Wenn wenigstens das Kind, das sie erwartet, am Leben bleibt."

Aber Hendrick, der nichts von den Freuden und Leiden der Nachkommenschaft verstand, schüttelte nur den Kopf. „Es wird schwer sein, Saskia mit irgend etwas zu trösten, wenn sich die Geldverhältnisse ihres Mannes weiter so verschlechtern. Ich weiß nicht, ob ich allem Glauben schenken darf, was ich über ihn reden höre. Aber das wissen wir ja alle, daß er es liebt, aus dem vollen zu leben und sich mit dem einen guten Tag zu machen, was er nun einmal hat."

„Ja, leider wissen wir das alle", stimmte Aaltje seufzend bei.

„Deswegen, liebe Titia, möchte ich dich bitten, einmal hinter Rembrandts Rücken mit Saskia über diese Dinge zu sprechen. Zu dir hat sie am meisten Zutrauen. Es wird dir gewiß gelingen, alles aus ihr herauszufragen, was wir als besorgte Verwandte wissen möchten."

Er hatte sich lächelnd vorgeneigt und blickte Titia in die kleinen Augen, so dicht und herausfordernd, daß Titia geschmeichelt versprach, alles bei Saskia zu tun, was ihr möglich sei.

Aber soviel Titia forschte und fragte, von Geldschwierigkeiten im Hause an der Jodenbreestraat hörte sie nichts. Nach wie vor schenkte Rembrandt seiner Frau Schmuck und Stoffe, wie ihm die Laune stand. Er gab des öfteren Gastereien, zu denen seine Schüler geladen waren. Daß es dabei üppig zuging, mußte ja schon seines Namens wegen so sein. Ob aber die fälligen Zahlungen für das Haus geleistet worden waren, ob sie überhaupt gezahlt werden konnten, davon wußte natürlich Saskia nichts. Sie vermied jedes Gespräch über diese Dinge. Wenn aber Titia sie danach fragte, winkte sie ungeduldig ab. Sie habe ja noch ihr ganzes Vermögen. Auch sei sie schließlich die Frau eines hochberühmten Malers. Da könne von solchen Kleinigkeiten wahrhaftig nicht die Rede sein.

Es mochte wahr sein, daß Saskia so dachte und auch von Rembrandt keine andere Auskunft erhielt. Titia entschloß sich, alles für wahr zu nehmen, und beruhigte die Verwandten, die etwa von Hendrick anderes gehört haben wollten.

Das Kind wurde im Sommer geboren und von Titia und ihrem aus Vlissingen gekommenen Manne aus der Taufe gehoben.

Es war ein Dezembertag, rauh und nebelig, da trug Rembrandt auch das dritte Kind, das ihm Saskia geboren hatte, zu Grabe. Ohne seine Hausfrau war er hinter dem Sarge gegangen. Es war für Saskia ein so grausamer Schlag gewesen, daß er sie gebeten hatte, zu Hause zu bleiben. Auch mußte man für ihre Gesundheit die schwersten Besorgnisse hegen. Ihm selber aber war dieser Gang so bitter, daß es ihm völlig das Gefühl verschlug. Taub und stumm schritt er hinter dem Sarge und hatte keinen Gedanken.

Als die Zeremonien beendet waren, wagte er es nicht, ins Haus zurückzukehren. Er fürchtete den toten Klang der Türglocke, er wagte es nicht, Saskias Gesicht zu sehen.

So ging er, wie ihm lieb war, über die Blaubrücke hinaus ins Freie. Eine Weile trottete er wie ein Blöder den Weg hin, sah nicht vor sich und nicht hinter sich.

Plötzlich aber, beim Schrei eines Vogels, fiel es ihm wieder ein, daß er sein drittes Kind begraben hatte. Ja, es war das dritte Kind, ein kleines, zartes Mädchen, das sie in der Südkirche beerdigt hatten. Er stöhnte tief auf vor Hoffnungslosigkeit.

Nicht daß er sich nicht zugetraut hätte, abermals ein Kind aus dem Schoße seiner Frau zu wecken. Aber wie der Nebel des kalten Tages lag es auf ihm: seine Kinder starben eines nach dem andern.

Er dachte an seine Mutter, an seinen Vater, an seine Geschwister, die alle Kinder hatten, die sich im Familienkreise ihres Lebens freuten. Und er dachte an sein ödes, stilles Haus, an die jetzt überzarte Frau mit dem fremden Lächeln in den länglichen Augen. Es machte ihm das Herz und den Fuß so schwer.

War es nicht eine Sünde gewesen, daß er sich vermessen hatte, aus dem eng umgrenzten Kreis seiner Familie herauszutreten und eine Frau aus höherem Stande zu ehelichen? Er dachte an all das Fremde, Unheimatliche, das Saskia umgab, das ihn so oft wie ein kalter Wind anwehte. Ach, wohlgeborgen mußte man sein bei einer Frau. Wie bei seiner Mutter mußte er bei ihr sein können, wenn es wirklich die rechte Frau für ihn sein sollte. Er aber hatte alle Warnungen seines

Blutes in den Wind geschlagen, hatte sich vermessen, aus seinen Bezirken herauszugehen. Jetzt war er angelangt an jenem Punkte, wo er das übersah.

Aller Groll, der in ihm zwar unterdrückt, aber doch beständig wach war, quoll jetzt hoch und trieb ihn in der Winterlandschaft um. Wenn er daran dachte, wie Saskia jetzt wohl neben der ihm seit jeher so verhaßten Titia saß und ihr klagte, daß das nächste Kind sie selbst unter die Erde nehmen würde, hätte er fluchen mögen. Zutiefst fühlte er, wie allein sie ihn ließ, wie wenig sie sich mit ihm eins fühlte. Nichts band sie so an ihren Mann, daß sie um seinetwillen sich ans Leben klammerte. Wenn er nun aber gar an die Sippe dachte, stiegen Haß und Abneigung beinahe bis zur Unüberwindlichkeit in ihm hoch.

Ja, die Sippe. Sie redeten davon, daß er eine schöne, anmutige Frau bekommen habe, und dachten dabei, daß er selber häßlich und ungeschickt sei, trotz seiner guten Kleidung und seiner angenommenen vornehmen Gesten. Sie sagten, daß er eine reiche Frau bekommen habe. Aber sie sagten nicht, daß diese Frau ihm bisher noch keinen Heller baren Geldes eingebracht habe, daß er bis jetzt alles allein bestritten habe, den Hauskauf, die hohen Zinsen für das geliehene Kapital. Sie sagten, daß er eine Frau aus vornehmer, alteingesessener Sippe bekommen habe. Aber sie dachten dabei, daß er selber doch nur ein Müllerssohn sei, der sich durch die Malerei einen etwas zweifelhaften Ruhm erworben habe. Niemals aber sagten sie, daß er ein Künstler sei, der auserwählt war unter vielen.

Niemals würde man erfahren, von wem es kam, daß die Kinder dieser Ehe nicht leben konnten. War seine Familie nicht gesund und frisch wie nur eine? War Saskias Familie nicht müde und verbraucht, wie an vielen Zeichen zu erkennen war?

Oder sollte Gott ihm auch die Freude an der Nachkommenschaft versagen wollen?

Aber sosehr er sich auch mühte, sich mit seiner Ungeduld unter Gottes Willen zu stellen: es gelang ihm nicht. Immer wieder dachte er an die Amsterdamer Bürger mit ihren steifen Halskrausen und

ihren hochmütigen, selbstzufriedenen Gesichtern. Sie alle hatten Kinder und freuten sich des Segens. Ihm aber starben die Kinder, eines nach dem andern.

Jan Six war dreiundzwanzig Jahre alt, als Rembrandt ihm zum ersten Male begegnete. Seine Mutter, die Witwe Anna Wijmer, wollte sich von dem berühmten Maler malen lassen. Six selber aber, der bei Doktor Tulp und anderen Förderern der Kunst aus und ein ging, brannte darauf, Rembrandt aus der Nähe kennenzulernen.

Rembrandt, dem die Last der letzten Erlebnisse schwer auf den Schultern lag, war alles andere als freundlich und offenherzig, als ihn der schmale, beinahe stutzerhaft gekleidete Jüngling an der Tür des Hauses am Kloveniersburgwal empfing. Wortkarg schritt er neben dem Lächelnden, eifrig Fragenden die Treppe hinauf in das Zimmer der Frau.

Sofort begab er sich an die Arbeit, stellte eine Staffelei auf und strichelte einige Skizzen rasch hin. Jan Six schien das alles sehr nüchtern, unfeierlich, nicht viel anders, als wenn der Maurer oder Tüncher kam und sich an die angewiesene Arbeit machte.

Er stand hinter dem Maler, hielt die Blicke achtsam auf die Zeichnung geheftet und wandte nur dann und wann verstohlen die Augen auf dessen rauhes, unwirsches Gesicht, auf die breiten, ungepflegten Hände. Ein Schauer lief dabei des öfteren über sein helles Antlitz, wie, als wolle er der Welle des Niedrigen, Ungebändigten begegnen, die ihm aus Rembrandts Wesen entgegenschlug.

Die Frau hatte unterdes ein Gespräch begonnen, über das Wetter, über die Börse, über den Statthalter, wie eben gebildete Damen der Stadt Amsterdam sich zu unterhalten pflegten. Rembrandt antwortete nur kurz.

Plötzlich sagte er: „Ich kann Euch nicht unterhalten, wenn ich arbeite. Aber ich kann Euch gestatten, Euch mit einem Buche zu beschäftigen. Meine Arbeit wird dadurch nicht gestört."

Erstaunt sah die Frau auf. Ihre Brauen hoben sich. Sie schluckte ein heftiges Wort hinunter. Jan Six aber lächelte hochmütig vor sich

hin, als habe er eine Bestätigung seiner Annahme gefunden. „Begegnet Ihr allen Damen so, die Ihr malt?“ fragte er nachlässig und betrachtete dabei die Spitzen seiner Stiefel.

Eine Weile wartete Rembrandt mit der Antwort, die ihm wohl nicht gleich zur Hand war. Dann sagte er, beinahe gutmütig: „Habe ich Euch gekränkt? Das tut mir leid, auch wenn ich Euch zuliebe kein anderes Benehmen annehmen kann.“ Er sah ruhig weiter auf seine Zeichnung, ohne die Arbeit zu unterbrechen.

Beschämt schwieg der junge Mann und kämpfte gegen das Erröten. Aber die Mutter sah nicht ein, wodurch der Sohn sich eine solche Maßregelung verdient habe. „Meister“, sagte sie, und ihre Stimme heischte Beachtung, „mein Sohn ist eine solche Behandlung nicht gewohnt.“

Verdutzt hob Rembrandt den Kopf. Seine bärtigen Wangen röteten sich. Aber ehe er eine Antwort gefunden hatte, war Jan hinzugetreten und legte eine seiner schmalen Hände der Mutter auf die Schulter. „Aber bedenkt doch, Mutter, daß ich der Schuldige gewesen bin. Haltet es meiner Jugend zugute, daß ich Euch ungebührlich behandelte, Meister; sicher ist ein Maler nicht dazu da, während seiner Arbeit die Unterhaltung seines Modells zu bestreiten.“

Rembrandt nickte stumm. Er war zu schwerfällig, der Sache mit einer Redensart eine schickliche Wendung zu geben. Auch empfand er etwas in Jan Six' Worten, das ihm gefiel und seinen Zorn beschwichtigte. Er beendigte seine Arbeit bald darauf und bat höflich um seine Verabschiedung. Auch die Frau befleißigte sich freundlicher Rede, während sie mit ihm die nächste Sitzung verabredete.

Nach einer Verbeugung gegen Jan Six verließ Rembrandt das Zimmer.

„Was trieb dich, ihn gegen mich zu verteidigen?“ fragte die Mutter mit scharfer Stimme, als sich die Tür hinter dem Maler geschlossen hatte.

Jan lachte und strich ihr über das straffe Haar: „Ich fürchtete, er würde ein Bild von dir als Hexe malen, wenn ich ihn nicht beruhigte. Er sieht mir aus, als täte er so etwas.“

Die Mutter schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. War schon so etwas dagewesen? Aber der Sohn verließ das Zimmer und hatte ihrer nicht weiter acht.

Jan Six war jung, aus vornehmer Familie. Als Sohn einer reichen Witwe, der eine große Tuchfärberei erben sollte, lebte er unbeschwert und konnte sich eine eingehende Bildung angedeihen lassen. Von Sorgen und Widerwärtigkeiten wußte er nichts. Ihm war stets alles Unruhige, Gemeine, Niedrige anstößig vorgekommen und hatte ihn angewidert. Da er auch nicht dazu neigte, sich für eine Sache seiner guten Stellung zu entäußern oder wohl gar sein Leben in die Schanze zu schlagen, durfte er auf eine weitere ruhige Lebensführung rechnen, der nichts Äußerliches etwas anhaben konnte.

Niemals war er sich bisher darüber klargeworden, daß es wohl auch andere Dinge im Leben geben könnte, daß dicht neben ihm Menschen lebten, denen ganz andere Gesetze galten, die ganz andere Fragen an das Leben stellten als er. Deutlich hatte er niemals gewußt, welche Abgründe zwischen ihm und jenen Menschen lagen, die er bettelnd und zerlumpt auf der Straße, vor der Tür seines reichen Hauses antraf.

Heute aber, bei der Begegnung mit Rembrandt, war etwas mit ihm geschehen. Er wußte zwar selbst noch nicht, was es war. Aber schmerzlich fühlte er, so, als habe jemand ihn mitten durchgeteilt, wie sich alles in ihm trennte und sonderte.

Plötzlich erschien ihm seine eigene, frühreife, unerprobte Lebensart lächerlich und kindisch. Hatte er bisher Rembrandts Kunst nicht weiter beachtet, hatte wohl gar sein Mißfallen über seine kärgliche Lebensdarstellung geäußert, so schien ihm das jetzt alles ganz anders. Er ging in sein Arbeitszimmer und ließ sich am schweren Tische nieder, wo die fein getönten Bogen lagen, auf die er seine Dichtungen, in abgezirkelten Versfüßen, zu schreiben pflegte. Noch vor wenigen Stunden, bevor Rembrandt zum ersten Male dies Haus betrat, hatte er selbstgefällig und behaglich auf seine Verse geblickt. Jetzt aber kamen sie ihm schwächlich und ohne Eigenkraft vor. Was blieb schließ-

lich noch von seiner sorgfältigen, mühsam erworbenen lateinischen Bildung, wenn sie nicht standhielt, wenn sie zerfiel und ihn in Stich ließ, sobald ein solcher Mensch daran rührte?

Dabei hatte Rembrandt doch nicht einmal daran gerührt. Er hatte gar nicht mit ihm gesprochen, hatte sich jeder Äußerung enthalten. Aber seine bloße Gegenwart genügte, um alles in Frage zu stellen.

Der junge Six stützte die Stirn in die Hände und lächelte spöttisch auf seine Verse herab. Hätte er mir doch wenigstens gesagt, daß er mich geringachtet, daß er es ungern mit meinesgleichen zu tun hat. Aber er hielt mich keines Wortes wert und verließ das Haus, als gedenke er niemals ein Wort mit mir zu sprechen. Erregt und beinahe nicht Herr seiner selbst, schleuderte Six seine schönen Papiere in eine Ecke und trat mit den Füßen darauf herum.

Rembrandt hatte nicht im geringsten eine Ahnung von der Erregung, die er in Jan Six hervorgerufen hatte. Daß sie einen kleinen Zusammenstoß gehabt hatten, berührte ihn nicht weiter. Das kam zu oft vor, als daß er es auch nur einen Augenblick länger im Kopfe behalten hätte. So betrat er am festgesetzten Tage mit gewohnter Gelassenheit das Haus am Kloveniersburgwal. An der Tür schon empfing ihn Jan Six. In seinen Augen lag ein leichtes Feuer. Die beinahe knabenhaften Wangen waren gerötet.

„Ich habe heute abend Gäste", sagte er, während er den Maler die Treppe hinaufgeleitete. „Es würde mich glücklich machen, wenn Ihr hierbleiben und mittun würdet. Einige Freunde wollen mit mir eine philosophische Disputation halten."

Rembrandt kniff die Augen zusammen, als wenn er ein Bild vor sich habe. „Es ist länger her bei mir als bei Euch, daß ich die Lateinschule besuchte. Schon damals waren mir solche Disputationen nicht lieb. Ich fürchte deshalb in Eurem Kreise nicht erwünscht zu sein mit meiner Unbildung."

Jan Six biß sich auf die Lippen. Also hatte er es wieder nicht recht getroffen. Das, was er als eine Ehrung dem Maler zugedacht hatte, war diesem lästig und nicht der Mühe wert. Und es schien dem jungen Manne, als habe Rembrandt gar nicht so unrecht. Wozu waren denn

schließlich diese Disputationen nütz? Hatten sie schon jemals auf einem ihrer philosophischen Abende etwas Fruchtbares, Endgültiges zuwege gebracht?

Und voll von solcher plötzlichen Erkenntnis, bat er Rembrandt eifrig, doch an diesem Abend unter seinen Freunden zu weilen.

„Gerade weil wir uns der Fruchtlosigkeit unserer Bemühungen so sehr bewußt sind, wäre es nötig, Ihr hülfet uns auf einen anderen Weg. Wieviel weiter seid Ihr nicht als Künstler in die Geheimnisse des Lebens, der Natur vorgedrungen. Für Euch sind keine Schleier und keine Wände vor den Dingen, nach denen wir umsonst streben."

Rembrandt lächelte. Wie eifrig diese jungen Leute waren, die seit ihrer Jugend nur an sich selbst gedacht hatten. Meinten sie nicht, alles müsse sogleich zu ihrer Verfügung stehen, wenn sie nur etwas Freundlichkeit und etwas Schmeichelei daran wendeten?

Aber sei's, wie es sei. Die Schmeichelei war ihm gut bekommen. Er blieb den Abend unter Six' Freunden, war still und zurückhaltend und hatte seine leise Freude an dieser von sich selbst erfüllten Jugend, die des langen und breiten vor dem berühmten Maler ihre Kenntnisse und Meinungen entwickelte.

Es blieb aber nicht nur bei diesem einen Abend. In der Trübe und Gedrücktheit seines häuslichen Lebens erschien Rembrandt die weiche Hingebung des jungen Six wie ein Geschenk. Sie machten zusammen Spaziergänge längs der Amstel, sie trafen sich zu fröhlichen Weinabenden, sie besprachen Bücher und Bilder zusammen, hier und da kam auch der junge Six in das Haus an der Breestraat, machte Saskia eine leicht verlegene Verbeugung und saß in Rembrandts Arbeitszimmer andächtig, ohne zu stören.

Immer wieder mußte Rembrandt über die sichere, selbstverständliche Art staunen, mit der der junge Mann sein Urteil in Kunstdingen abgab.

Was er selbst sich mühsam erworben hatte, was ihm immer noch nicht unbedingt zur Verfügung stand, das hatte Jan Six sogleich, ohne jede Überlegung. Oft holte er sich deshalb bei dem Jüngeren Rat, wenn es eine Neuanschaffung, einen Kauf, ein seltenes Angebot

galt. Noch niemals vorher hatte er so deutlich eingesehen, wie wenig er im Grunde zu Geschäften taugte. Auch alle kaufmännischen Gebräuche und Gepflogenheiten handhabte Jan Six mit viel größerer Umsicht als er selber. Zwar hütete Rembrandt sich, mit dem Freunde über seine eigenen Wirtschaftszusammenhänge zu sprechen. Aber er beobachtete mit Erstaunen, wie grundsätzlich verschieden Jan Six manche Dinge ansah, wenn er sie vom geschäftlichen oder vom künstlerischen Standpunkt betrachtete.

Dabei aber war es eine heitere Luft, eine Luft der Gelassenheit und Geborgenheit, in der Jan Six lebte. Er kannte keine Grübeleien und Enttäuschungen, weil er früh gelernt hatte, sich mit dem Leben zu stellen und es zu nehmen, wie es war. Er kannte nicht aufreibende Selbstbespiegelungen und Selbstbezichtigungen. Er lebte seine Tage dahin, nahm, was ihm geboten wurde, und machte sich keine Gewissensbisse darüber, ob sein Teil am Lebensgenuß nicht vielleicht zu reichlich bemessen sei.

Das alles entzückte Rembrandt und machte ihn selber leichter und beschwingter. Die schwärmerische Verehrung des Jüngeren ließ er sich gefallen. Es tat ihm wohl, das anschmiegende, weiche Herz des Freundes zu bilden und zu stärken, ihn an sich gefesselt zu fühlen und sich selbst an ihn. Vertrauen und Gewißheit spannten einen heiteren Himmel über die Tage, die er an dieses Freundes Seite lebte.

Die heimliche und offene Freude noch weiter zu erhöhen und zu vervollkommnen, erhielt Rembrandt in diesen Tagen einen gewichtigen und umfangreichen Auftrag, der ihm bewies, daß er in der Amsterdamer Gesellschaft als der beste Maler bekannt war: ihm wurde ein Schützenstück in Auftrag gegeben.

Gerade um diesen Auftrag hatte er sich wenig bemüht. Er fürchtete, sich selbst etwas zu vergeben, wenn er, wie van der Helst und andere Modemaler, tagelang und wochenlang die Auftraggeber umstrich, umschmeichelte und umwarb. Wenn sie nicht von selbst überzeugt waren, daß kein anderer das Bild malen konnte als er, dann wäre ihm der ganze Auftrag erstohlen vorgekommen.

Nun aber fügte es sich doch, daß der Hauptmann der Schützengilde zu ihm kam und mit ihm über den Preis und den Umfang des Auftrages verhandelte.

Da Rembrandt schon lange vorher davon reden gehört hatte, man wolle ihm den Auftrag geben, hatte er auch mit Sir davon gesprochen. Des jungen Mannes Augen hatten sich begeistert weit geöffnet. Dann aber hatte er abgewinkt. „Meister, ein Schützenstück ist eben ein Schützenstück. Da sieht eins wie das andere aus. Es bringt Geld, aber es bringt keine künstlerischen Möglichkeiten."

Rembrandt hatte nicht widersprochen. Es lag ihm nicht, über Bilder zu sprechen, die förmlich noch in der Luft schwebten, noch gar nicht gestaltet waren in seiner Seele. Aber in Gedanken hatte er immer daran gearbeitet, wie man ein Schützenstück zu einem Kunstwerk machen könne, so groß, so gewaltig, daß alles andere davor verblassen würde.

Und jetzt saß der Hauptmann Banning Cocq in seinem Atelier, hatte die Beine übereinandergeschlagen und sprach über den Auftrag.

Banning Cocq sah immer wie verkleidet aus. Es war, als habe er sich selbst versteckt und erscheine mit vorgehaltenem Schild. Sein Gesicht war ältlich, zugleich aber sehr kindlich. Er sprach in langsam gewählten, pomphaften Sätzen. Seine Finger machten ungeschickte Bewegungen. Rembrandt sah zur anderen Seite, weil er fürchtete, ihn in Verlegenheit zu bringen.

Banning Cocq sprach davon, daß der Auftrag als eine große Ehrung für den Maler zu gelten habe, zumal man wünsche, daß er eine besondere Ausführung erhalte. Es sei nicht an ein Nebeneinander der Mitglieder gedacht, sondern man wünsche vielmehr alles in Bewegung und schöner Geselligkeit.

Nach diesem Satz schnaufte Herr Cocq und stellte das Bein fest auf den Boden, um das andere darüberzuschlagen. „Versteht Ihr mich, Meister?"

„Sehr wohl", sagte Rembrandt. „Aber Ihr werdet zugeben, daß ein solcher Auftrag viel Zeit kostet. Daß ich dafür ganz andere Ent-

würfe brauche als für ein gewöhnliches Schützenbild. Ich muß dafür eine besondere Bezahlung verlangen."

Cocq kratzte sich den Kopf. Man wisse ja, daß Rembrandt berühmt sei. Die Schützengilde könne es sich ja schließlich auch leisten, das Beste daran zu wenden. „Seid Ihr mit fünfzig Gulden für die Person zufrieden?"

„Genau das Doppelte muß ich fordern", entgegnete Rembrandt seelenruhig und dachte dabei an seinen lieben Jan Six, der ihm vorher eingeredet hatte, ja nicht zu billig zu sein bei diesen Seeräubern, wie er sich ausdrückte.

Cocq wiegte den Kopf hin und her. „Das ist sehr viel Geld. Es sind schließlich nicht alle gleich wohlhabend. Das muß bedacht werden. Jeder kann nicht hundert Gulden für sein Bild bezahlen."

„Das ist mir gleichgültig", sagte Rembrandt und erhob sich. „Vielleicht können dann die wohlhabenderen Herren für die anderen etwas mehr bezahlen. Ich kann für meine Arbeit nichts herablassen. Das würde doch nur den Erfolg haben, daß sie geringer eingeschätzt wird. Vielleicht überlegt Ihr es Euch noch. Wenn Ihr einen billigeren Maler nehmt, so fürchte ich, der Auftrag wird nicht gut ausgeführt werden. Sonst könnte ich Euch einen meiner Schüler empfehlen."

Auch Cocq hatte sich erhoben. In seinem Gesicht war deutlich zu lesen, daß ihm die knappe, zurückhaltende Weise des Malers Eindruck machte.

„Gut", sagte er und straffte sich, als wolle er seinerseits zeigen, daß er Mut habe, „ich will es auf mich nehmen. Auch wenn ich üble Nachrede unter den Freunden ernte. Ich gebe das Bild gegen hundert Gulden Bezahlung für die dargestellte Person in Auftrag."

Rembrandt gab ihm die Hand und geleitete den Gast, freundlich über andere Dinge sprechend, zur Tür hinaus.

Das war nun allerdings ein großer Auftrag, ehrenvoll und begehrt von jedem anderen Maler. Rembrandt lächelte, wenn er daran dachte, welche Aufregung in der Lucasgilde ausbrechen würde, wenn man dort vernähme, daß ihm der Auftrag übergeben sei. Er sah sie schon

sitzen und sprechen, aufgeregt, hämisch, mißgünstig. Er hörte spöttische und wegwerfende Voraussagen.

Und wie er daran dachte, konnte er sich einer heftigen Freude kaum erwehren. Hieß das jetzt nicht, daß er über sie alle gesiegt habe, daß er ihnen allen vorangestellt war? Mochten sie nur unken, soviel sie wollten, der Auftrag gehörte ihm, und er würde ihn auf eine einmalige, noch nie dagewesene Art lösen.

Jetzt endlich konnte er zeigen, was eigentlich in seinen Augen Malerei war.

Es trieb ihn, seine Freude jemand mitzuteilen. Sollte er zu Manasse gehen? Der Jude würde sein Glück durch Warnungen und Hinweise dämpfen, würde versuchen, ihm die Gefahren und Klippen dieser Aufgabe aufzuzeigen. Nein, danach verlangte ihn heute nicht.

Aber Jan Six ritt um diese Stunde draußen vor der Blaubrücke im Reitstall. Dorthin konnte er gehen. Er konnte sich auf eine Bank setzen und warten, bis der Freund herankam. Dann würden sie zusammen zur Stadt zurückgehen.

Schon von ferne sah Rembrandt leichte Staubwolken, hörte Rufe und Peitschenknallen. Jetzt sah er auch die schlanken Jünglinge, die, gut gekleidet, auf erlesenen Pferden saßen, ihre Gäule antrieben, Volten ritten, Sprünge nach der spanischen Reitschule ausführten. Stäubender Trab und polternder Galopp schienen am meisten beliebt zu sein.

Rembrandt sah wie träumend hinüber. Kaum nahmen seine Augen das Bild wohlhabender Lebendigkeit auf.

Da schritt, sein Pferd am Zügel führend, Jan Six in die Bahn. Er rief dem Reitknecht Befehle zu, saß auf und ordnete das Zaumzeug in seiner Hand. Dann schloß er sich einigen jungen Leuten an, die ihn begrüßten.

Mit zusammengekniffenen Augen folgte Rembrandt den Bewegungen des Freundes, der schlank und mit maßvoller Haltung zu Pferde saß, sich dem Tier so nachgiebig anpaßte und doch so ganz seiner Herr war. An diesem freudigen Tage war auch dies eine Freude, das Ge-

fühl, dessen Freundschaft zu besitzen, der sicher und adlig zu Pferde saß und seinen Körper übte.

So wartete er, glücklich und geruhsam, auf seiner Bank, legte sich gegen die Lehne zurück und sah den Reitern zu.

Die übten sich jetzt im Springen. Hindernisse wurden aufgestellt. Die Pferde schnaubten unruhiger und stampften den Boden. Leicht klopfte Jan Six den Hals seines Tieres, das auf und ab stieg, als wittere es Gefahr.

Wie eine göttliche Erscheinung schien er plötzlich Rembrandt unter den andern hervorzuleuchten. Ja, das war die Antike, wie sie auch heute noch lebte. Der halbhohe Reithut schimmerte wie ein Helm. Die Locken kamen jünglingsweich darunter hervor. Das Mäntelchen wehte von den Schultern wie ein Gewand. Wahrlich, herrlicher konnte selbst den Griechen der Gott nicht erscheinen, wie ihm hier in Holland geschah.

Er erhob sich, beschwingt und wunderbar erregt. Die Reiter waren von den Pferden gestiegen, die jetzt dampfend abgeführt wurden. Er betrat den Platz, auf dem der Stalldunst warm und behaglich lagerte. Die Lohe schimmerte braun, geheimnisvoll braun.

Dort stand auch Jan Six, die Reitpeitsche nachlässig hin und her schwenkend. Er schien auf jemand zu warten.

„Sieh da, Mynheer Rembrandt“, rief er und hob grüßend die Hand im gelben Stulphandschuh. Herzlich ergriff Rembrandt sie, wollte sprechen, von sich, von seinem Auftrag, von der Erscheinung, die ihn soeben beglückte. Aber das Gesicht, das vom Hutrand verdunkelt ihm unsicher entgegenblickte, war kein Göttergesicht. Es war zwar ein vornehmes, ja sicher ein sehr vornehmes Gesicht, aber es war nüchtern, mit einem übertrieben höflichen Lächeln, voller Menschlichkeit, ohne jede Göttlichkeit. Enttäuscht, beinahe abgestoßen, ließ Rembrandt die Hand fallen.

„Lieber, was ist mit dir?“ Six faßte ihn am Arm und drückte ihn heftig an sich. „Nicht ein Wort zum Gruße hast du? Bist du enttäuscht, daß du mich hier getroffen hast? Oder träumst du am hellen Tage?“

Aber Rembrandt war schon zu sich gekommen. „Laß nur.“ Er strich

sich über die Stirn. „Laß nur. Ich habe manchmal einen fiebrigen Blick."

Gleich darauf war er auch schon wieder ganz nüchtern, betrat mit dem Freunde den Stall, die Pferde zu besehen. Dann gingen sie Arm in Arm im hellen Sonnenschein die Straße hinunter. Jan erzählte von einem Buche, das ihm großen Eindruck gemacht habe, und merkte kaum, daß Rembrandt einsilbig und düster neben ihm herschritt.

„Wie lange seine Freundschaft mit Jan Six dauern mag, das weiß man schließlich auch nicht für gewiß. Jan Six ist noch sehr jung, und Rembrandt ist klug genug, sich an die Jungen zu halten. Aber eines Tages wird Jan Six ein erfahrener Kaufmann sein und wird, wie andere vor ihm, durchschauen, daß der Maler Rembrandt unzuverlässig und betrügerisch ist."

Banning Cocq hob das Glas mit dem Wein, blickte hindurch, als könnte er etwas darin sehen, und stellte es dann seufzend, ohne zu trinken, wieder hin. „Das sind böse Dinge, die Ihr mir da erzählt, lieber Uylenburgh. Sehr böse Dinge. Bis jetzt haben wir alle gefunden, daß Rembrandt mit großem Fleiße an seinem Werke ist. Er arbeitet ja auf eine absonderliche Weise und duldet nicht Fragen noch Ratschläge. Aber ich habe mir sagen lassen, daß er das immer so macht und daß man ihn gewähren lassen muß."

Banning Cocq blickte unsicher zu Uylenburgh hinüber. Seine Hand lag auf dem Holztisch der Schenke wie in völliger Ratlosigkeit.

Als Uylenburgh nichts entgegnete, meinte er: „Schließlich hat Rembrandt doch wahrlich Bilder genug gemalt, um zu wissen, was er kann oder nicht kann."

Uylenburgh zuckte die Achseln. „Ich will Euch nicht in den Ohren liegen. Am Ende werdet Ihr alles selber einsehen. Es täte mir nur aufrichtig leid, wenn Ihr für Euer gutes Geld nicht in der rechten Weise bedient würdet. Es ist ja nicht wenig Geld, was er dafür verlangt."

„Das weiß der Teufel", seufzte Cocq und stützte den Kopf in beide Hände. „Ich habe drei Stunden reden müssen, ehe ich unsere Mit-

glieder davon überzeugt hatte, daß es soviel kosten muß. Wenn es nun aber gar nichts würde ... Der Teufel soll mich holen, dann bin ich in der Patsche."

„Nun, schließlich gibt es ja immer noch die Möglichkeit, das Bild nicht abzunehmen, falls es Euren Erwartungen nicht entspricht. Ihr habt doch hoffentlich mit dem Maler vereinbart, daß Ihr es nicht auf jeden Fall bezahlen werdet?"

Cocq schüttelte den Kopf. „Ich könnte deswegen ja noch einmal mit ihm sprechen, ihm vorsichtig andeuten, daß Mißtrauen gegen sein Können unter den Mitgliedern meiner Gilde wäre. Das wird ihm begreiflich scheinen, und ich bin gesichert."

„Ja, wenn er sich auf so etwas nachträglich einläßt."

Besorgt sah Banning Cocq vor sich hin. „Wenn Ihr nun noch mit ihm verkehrtet, so meine ich, könntet Ihr Euch dieser Sache annehmen."

„Wie gern würde ich das für Euch tun. Glaubt mir, mir liegt viel daran, daß ihr gut bedient seid. Aber ich vermag bei Rembrandt nichts auszurichten. Es sind Erbschaftsgründe und Familienstreitigkeiten, in denen sich Rembrandt sehr unvornehm verhält, die es mir unmöglich machen, sein Haus zu betreten. Meine Base Saskia sehe ich überhaupt nicht mehr. Er will nicht dulden, daß sie etwas mit der Verwandtschaft zu tun hat."

Banning Cocq nickte trübe vor sich hin. Er hatte nicht genau gehört, was Uylenburgh erzählte. Aber daß Rembrandt ein Grobian war, glaubte er ihm unbesehen, obgleich er selber noch nichts Derartiges erfahren hatte.

Nach einigem Überlegen entschloß er sich, schon am nächsten Tage in die Jodenbreestraat zu gehen und nachzuforschen, wie weit das Bild gediehen sei und wie Rembrandt sich verhalten würde, wenn man davon sprach, daß das Bild nicht bezahlt würde, falls einige der Dargestellten sich unähnlich finden sollten.

Rembrandt saß an Saskias Bett, als ihm Banning Cocq gemeldet wurde.

„Ich kann den Herrn nicht empfangen", beschied er die Magd. „Sagt ihm, daß meine Frau einen Sohn geboren hat und noch krank ist. Er soll ein andermal wiederkommen."

Die Magd ging hinaus, kehrte aber gleich zurück. „Der Herr verlangt, daß Ihr mit ihm sprecht. Er sagt, das Bild werde Euch gut genug bezahlt. Er könne erwarten, daß Ihr ihm Rede und Antwort steht."

Mit einem unterdrückten Fluch sprang Rembrandt auf und ging auf den Flur hinaus, wo Banning Cocq, mit zornrotem Angesicht, unruhig auf und ab schritt.

„Herr, wenn Euch die Frau schwerkrank ist, würde ich niemals darauf dringen, Euch sprechen zu wollen. Wie kommt es, daß Ihr mir gegenüber nicht so handelt?"

Banning Cocq atmete schwer aus und ein. „Ihr scheint nicht zu wissen, einen wie großen Auftrag Ihr bekommen habt. Die ganze Gilde wartet darauf, daß sie endlich etwas von dem Bilde sieht. Ihr aber treibt es, als seid Ihr der Auftraggeber und wir hätten kein Recht dazu, auch nur eine Frage zu stellen."

Ein Kinderschrei drang aus der Stube, ein zarter, kläglicher Kinderschrei. Rembrandt fuhr zusammen, als habe ihn jemand berührt. „Sprecht leise, Hauptmann", gebot er. „Mein Kind wacht auf von Euren Reden. Es ist das vierte Kind. Alle andern sind gestorben. Soll dies jetzt auch noch sterben, weil Ihr seinen Vater anschreit wie einen Betrüger?"

„Nun, nun", machte Banning Cocq und drehte verlegen an seinem Barte. „Ich habe es ja nicht so gemeint. Und das Schreien soll für die Kinder sehr gesund sein. Ich habe sechs Kinder, und die Frau erwartet wieder eins. Die haben noch viel lauter geschrien. Allerdings ist noch keines gestorben."

„Na also, geht jetzt und laßt mich in Frieden. Wenn Euch und Euren Freunden das Bild nicht zusagt, könnt Ihr es mir unbezahlt zurückgeben." Rembrandt griff schon wieder nach der Klinke der Tür zum Schlafzimmer.

„Das ist ein Wort", rief Banning, plötzlich lebhaft geworden. „Es

soll mir recht sein. Ich werde mich nicht mehr um das Bild kümmern und Euch nicht belästigen bei der Arbeit, wenn Ihr mir versprecht, das Bild zurückzunehmen."

„Herrgott, warum sollte ich Euch ein Bild aufdrängen, das nicht gefällt? Ich glaube ja, daß Ihr sehr zufrieden sein werdet. Aber wenn Ihr es nicht seid, behalte ich das Bild."

Grüßend hob er die Hand und ging ins Zimmer zurück. Banning Cocq verließ erleichtert das Haus.

Einige Stunden später saß Jan Six oben im Arbeitsraume neben Rembrandt, der, das riesige Gemälde der Schützengilde auf der Staffelei vor sich, an der Arbeit war.

„Ich hätte ihn sehen mögen, diesen Banning Cocq", lachte Six und spielte mit dem Griffe eines kleinen Dolches, der auf dem Tische lag. „Er muß witzig sein, wenn er sich aufregt."

Rembrandt lachte gezwungen. „Mir war nicht so lustig zumute. Ich wollte ihn vom Halse haben. Aber es war doch falsch, daß ich in seine Bedingung einwilligte."

„Was für eine Bedingung?"

„Nun, daß das Bild nicht auf jeden Fall abgenommen werden muß. Er hatte Sorgen um das Geld, so daß ich es ihm zusicherte. Und warum auch nicht? Das Bild ist so gewaltig und so ungeheuer, es ist schlechthin einzigartig. Sie müßten vollkommen hirnverbrannt sein, wenn sie es nicht abnähmen."

Jan Six schwieg eine Weile und sah auf die Hände des Arbeitenden. „Beinahe möchte ich dir raten, das Bild nicht fertigzumachen. Sie nehmen es dir ohnehin nicht ab. Was willst du dann noch all die Zeit hineinstecken?"

Rembrandt legte den Pinsel langsam fort und wandte sich Six zu. „Was sagst du? Hältst du das Bild für schlecht?"

„Nein, gerade weil ich es für so überaus gut halte. Und wieder deshalb mußt du es auch vollenden. Aber Geld wirst du nicht dafür bekommen."

Rembrandt schüttelte den Kopf. „Das kann ich nicht glauben, Jan. Wirklich, für so dumm kann ich die Menschen nicht halten. Du siehst

doch, wie ich an dem Bilde arbeite. Beinahe Tag und Nacht stehe ich vor der Staffelei. Bedenke doch nur, wieviel Farbe ich hineingesteckt habe. Das muß doch wieder herauskommen. Es ist ein so herrliches Bild."

Sir erhob sich und legte den Arm um des Freundes Schulter. „Lieber", sagte er, „ich will dir gern das Bild abkaufen, wenn ich auch mein Leben lang daran abzahlen sollte. Deshalb mußt du dir keine Sorgen machen. Aber ich glaube nicht, daß sie es dir jemals lohnen werden."

Rembrandt schwieg eine Weile. Dann sagte er leise: „Jan, du sollst es mir nicht abkaufen. Es hätte ja auch für dich keinen Wert. Das kann ich nicht erwarten. Aber daß es wirklich so ist, daß sie es nicht nehmen können. Jan, wohin bin ich gekommen? Weiß ich nicht mehr, was ein gutes Bild ist?"

„Sicher weißt du das; wie kannst du nur daran zweifeln? Aber die Amsterdamer. Sag selbst, woher sollten sie so viel Kunstverständnis haben?"

„Ja, ja, ich weiß. Wäre ich ein Schuster oder Schneider, es würde mir besser gehen. Aber ein Maler ..."

Den ganzen Winter hindurch arbeitete Rembrandt wie ein Besessener an dem Schützenbilde. Er hatte keine Augen für das Kind, keine Worte für die Mutter.

Dann kam das Frühjahr. An der leichten Müdigkeit, die ihn immer um diese Zeit befiel, spürte er, daß es gekommen war. Er hätte es sonst wohl nicht bemerkt.

Titus, der zarte Knabe, zarter als all seine vor ihm gestorbenen Geschwister, lebte noch immer. Trotz des mageren Körpers und der übergroßen Augen schien eine Zähigkeit in ihm zu sein, die ihn, obwohl er mehrere heftige Krankheitsanfälle überwinden mußte, am Leben erhielt.

Rembrandt hatte wenig Zeit und auch wenig Lust, sich um das Kind zu kümmern. Saskia aber gab ihre ganze Lebenskraft dafür hin.

Im Winter war Titia gestorben. Damit war der einzige Mensch von ihr gegangen, dem sie in den letzten Jahren nähergestanden hatte. Es war keine herzliche Liebe gewesen, aber doch ein verspätetes Gefühl der Anhänglichkeit an jemand, dem sie blutsverwandt war. Jetzt war ihr auch das genommen.

Es war ihr ganz recht, daß Rembrandt sosehr in seine Malerei vertieft war. Ganz recht war es ihr, daß er nicht dabei war, wenn ihre Schwäche sie auf das Lager warf und das Fieber der inneren Zehrung sie schüttelte. Es war nichts für ihn, diesen langsamen Verfall ihres Leibes mitzuerleben. Mochte er hinterher glauben, daß sie gesund und frisch bis zum letzten Augenblick gewesen sei.

Wie eine Sache, die ihr schon nicht mehr gehörte, wie einen Besitz, an den sie schon kein Recht mehr habe, betreute sie das Kind, ohne Freude, ohne Glück, nur mit der hingebenden Kraft des Sterbenden, der vor seinem Tode alles getan haben will, daß hinter ihm das Leben in der gewohnten Ordnung weitergehe.

So verging das Frühjahr. Es näherte sich der Sommer. Rembrandt wußte noch immer nichts von dem, was sich in seinem Hause vorbereitete.

Da erschien Saskia an einem Junimorgen, der seltsam dunkelsonnig war, in Rembrandts Atelier. Sie war zum Ausgange gekleidet. Ihr Gesicht war lebhaft und gerötet. Ihre Augen schienen unausgeschlafen.

Sie trat neben die Staffelei. Er hatte seit Tagen die unteren Zimmer nicht mehr betreten, hatte in der Werkstatt geschlafen und gegessen. „Ich muß dich einen Augenblick stören. Ich habe etwas Wichtiges vor."

„Warum gerade heute morgen", murrte er. „Ich bin so im Zuge der Arbeit. Ich kann doch auch morgen oder übermorgen . . ."

„Nein, morgen ist es zu spät. Es geht nur heute noch." Und als er sich erstaunt zu ihr umwandte: „Ich will heute morgen mein Testament machen."

„Du lieber Gott, was sind das wieder für Gedanken? Hast du Angst um das Vermögen, oder was ist sonst mit dir geschehen?"

Saskia lächelte. „Es darf dich nicht erzürnen. Aber da ich sicher nicht mehr lange lebe, muß das doch geordnet werden, zumal Titus", sie hob den Kopf und sah ihn fest an, „Titus wird am Leben bleiben. Er wird nicht sterben."

Rembrandt war blaß geworden. Er legte das Malgerät zur Seite und ergriff die heißen Hände seiner Frau. „Saskia, was ist geschehen? Warum willst du von mir fort?"

Saskia lächelte nur. Sie konnte nicht sprechen.

Er ließ sich auf einen Stuhl nieder und nahm sie auf die Knie. „Ist es, weil ich die letzte Zeit sowenig an dich und das Kind dachte? Ach, Saskia, das Bild nimmt meine ganze Kraft. Verzeih mir, daß ich nicht mehr vermag. Aber ich bin nicht imstande, an anderes zu denken. Das mußt du mir glauben. Es wird das gewaltigste Bild, das ich in meinem Leben malte. Ich muß es ungestört vollenden."

Sie schmiegte sich an ihn und sagte nichts.

Plötzlich fiel ihm wieder ein, warum sie hierhergekommen war.

„Was ist das mit deinem Testament, Saskia? Sag es mir."

„Ich will dir mein ganzes Vermögen vermachen, dir auch die Vormundschaft für Titus übergeben und dich zum Verwalter seines Erbes einsetzen. Ich will dir alles anvertrauen."

Überwältigt drückte er ihr Gesicht an seine Brust. „Liebe, hast du so großes Vertrauen zu mir? Das habe ich nie vorher so gespürt."

Sie atmete an seinem Halse. Er fühlte, daß ihr Herz hastig schlug. „Bist du krank, meine Saskia?"

Sie richtete sich nicht auf, als sie sagte: „Ich bin zu Tode krank. Das weiß ich seit langem. Aber es wird dich nicht weiter bedrängen. Ich brauche kein langes Krankenlager mehr. Dann beerdigt ihr mich, und es ist alles vorüber. Nur Titus lebt dann noch und wird dir mehr Glück bringen als ich."

„Glück, meine Saskia. Ich weiß nicht, ob das Glück so nötig ist für das Leben. Daß die anderen Kinder starben, hat Gott so gefügt. Vielleicht warst du zu jung für mich, Saskia?"

„Zu jung? Vielleicht. Das weiß niemand. Und jetzt bin ich an deiner Seite so alt geworden, daß ich schon sterben muß."

Sie glitt von seinem Schoß herunter und stand vor ihm. „Nun gehe ich zum Notar Barchmann. Das Schriftstück ist aufgesetzt. Ich brauche nur die Unterschrift zu leisten. Aber gesagt haben wollte ich es dir vorher."

Er sah ihr nach, wie sie so leicht und unirdisch aus dem Zimmer ging. Das Kleid schleppte über den Boden hin, so, als schwebe sie auf einer Wolke.

Er machte sich dann wieder an die Arbeit.

„Wird das Kind bestimmt am Leben bleiben, Geertje?"

„Gewiß doch, Frau. Es ist schon ganz gut herangewachsen. Es darf nur nicht verzärtelt werden. Ihr seid in Eurer Kränklichkeit viel zu weich mit ihm. Wenn es kräftig ist, bleibt es doch sicher am Leben."

Saskia drehte sich zur Wand, indes die Amme, das Kind auf dem Arm, sich vom Stuhl erhob. „Ihr seid jetzt müde. Überlaßt mir ruhig das Kind. Ich kann es hüten so gut wie Ihr. Inzwischen schlaft Ihr ein wenig; dann kommt der Eheherr, und Ihr könnt ihn mit frischen Kräften empfangen. Männer haben es gern, wenn die Frauen am Abend wacher sind als sie selbst."

Sie kicherte. Ein blödes, häßliches Lachen erbreiterte das Gesicht zu einer fürchterlichen Maske. Aber Saskia sah es nicht. Sie wußte nicht, warum der kleine Titus schrie. Geertje ging zur Tür hinaus, ihm abwechselnd freundlich und heftig zuredend.

Im fiebrigen Dunst sah Saskia das Gesicht der Amme und das ihres Mannes vor sich. Eigentlich ist Geertje eine schlechte Frau, eine Witwe, die alles hinter sich hat, der es auf nichts mehr ankommt, dachte sie. Soll ich Rembrandt nicht sagen, daß er sie entläßt? Aber dann sah sie Rembrandt an der Staffelei stehen, vertieft in die Arbeit, unwirsch über jede Störung. Es war nicht möglich, daß man von ihm verlangte, eine Magd zu entlassen und eine neue einzustellen.

Aber ich, die Mutter? Sie versuchte sich aufzurichten. Es ging nicht. Der Schweiß brach ihr aus von der Anstrengung. Es ging gar nichts mehr.

Sie mußte es laufen lassen, wie es lief. Sicher war es gut, wenn Titus nicht allzu weich behandelt würde. Obgleich er immer schrie, wenn die Magd ihn in die Arme nahm.

Oder schrie er, weil die Mutter ihn verlassen wollte, schon verlassen hatte, weil sie sich nicht um ihn kümmerte, ihm keinen Brei gab und kein Hemdchen anzog?

Oder schrie er, weil der Vater Bilder malte, anstatt das Hauswesen zu beaufsichtigen? Wenn der Vater kam, schwieg das Kind, als ängstige es sich. Noch niemals hatte Rembrandt das Kind auf den Arm genommen aus freiem Willen. Verwandte und Freunde hatten es ihm wohl einmal aufgedrängt. Er selbst griff nie danach.

Würde er nachts aufstehen und nachsehen, warum das Kind schrie, wenn sie tot war?

Nein, er stand nicht auf. Aber das Kind schrie. Es schrie fürchterlich, als ersticke es. Die Magd schalt und schlug zu. Saskia wollte aufstehen, das Kind an sich nehmen. Es sollte nicht schreien und dafür geschlagen werden. Es sollte getröstet werden.

Nur eine Mutter konnte trösten. Niemand anders konnte das. Ich ohne Mutter, Titus ohne Mutter. Er schreit ... Habe ich das Testament falsch gemacht? ... Ich habe ihm die Mutter verweigert.

Unter der Erde die eine ... über der Erde ... keine ...

Er schreit ... schreit ...

Saskia van Uylenburgh wachte nicht wieder auf.

Sie waren alle gekommen, Freunde und Verwandte, um Saskia das letzte Geleit zu geben und um dem zurückgebliebenen Mann die Hand zu drücken. Rembrandt blickte finster um sich und wußte nichts zu entgegnen auf all die Zusprüche und Tröstungen.

In der Oude Kerk stand er am Grabe wie ein Lebloser. Am Morgen hatte ihm der Notar Barchmann das Testament verlesen. Tatsächlich hatte Saskia ihm alles vermacht, wie sie ihm gesagt hatte. Aber sie hatte zur Bedingung gestellt, daß er keine Frau wieder nehme. Im Falle seiner Wiederheirat sollte das ganze Vermögen an Titus fallen.

Saskia hatte also gewollt, daß er und das Kind sich ohne eine Hausfrau durchs Leben helfen sollten, denn sie wußte, daß er ohne ihr Vermögen nicht haushalten konnte.

Oder sollte das Ganze von ihr noch anders gemeint sein, sollte sie wirklich an seinem Besitz auch über die Trennung hinaus festhalten wollen?

Der Notar hatte gelacht. „Sie wollte es so, obgleich ich es ihr ausredete. ‚Was heißt ehelichen?‘ sagte ich ihr. ‚Kann Euer Mann nicht Weiber genug ohne Ehe nehmen? Kann er nicht eine Frau heiraten, die viel reicher ist als Ihr?‘ Aber sie meinte, Ihr wäret kein Frauenkenner. Es sei besser, sie beuge vor."

Als aber Rembrandt noch immer wie gelähmt auf das Papier starrte, das so rätselvollen Inhalt hatte, hatte ihm der Notar auf die Schulter geschlagen: „Mann, bei Euren Einnahmen, Eurem großen Namen, was kann Euch an diesem Vermögen gelegen sein? Ihr verdient doch mit einem Schlage mehr, als die Zinsen einbringen."

Rembrandt hatte dazu nichts gesagt und sich verabschiedet. Jetzt stand er am Grabe und hörte, was der Prediger von Saskias Mutterliebe sprach, von ihrer Treue zum Manne und ihrer haushälterischen Hingabe.

Es fehlte nicht viel, er hätte laut hinausgelacht in diese feierliche, tränenreiche Versammlung. Wißt ihr, was für eine Frau das war? Wie verräterisch, wie maßlos in ihren Begierden?

Aber er stand am Grabe und hörte die Worte des Predigers an. Es war nicht an ihm, diese Sache aufzudecken. An ihm war es, weiter seine Bilder zu malen und Titus großzuziehen, wie es auch kam.

Nach der Beisetzung versammelten sich die Freunde alle im Hause an der Breestraat. Es wurde ein gutes Essen aufgetragen; der Wein ward nicht gespart.

Nur Rembrandt ließ sich nicht sehen. Bueno und Manasse, die nebeneinander saßen, warfen sich unruhige Blicke zu. Bedrückt schwiegen sie in dem lauten Treiben, das sich bald in dem überfüllten Raum breitmachte. Geertje, die breite, derbe Kindsmagd, hatte den Knaben Titus hereingetragen. Er schrie unter den stürmischen Liebkosungen

einiger ältlicher Tanten, die das mutterlose Kind mit ihren Küssen überhäuften. Geertje lachte und zeigte breite, niedrige Zähne. Schüttelnd und plappernd suchte sie das Kind zu beruhigen, das in ihrem Arm lag, als sei es völlig ihr eigen.

Manasse trat mit Bueno ans Fenster. Es war das Fenster, an dem Saskia oft gesessen hatte. „Ob Rembrandt sich gar nicht zeigen will?" fragte er leise.

Bueno zuckte die Achseln. „Man weiß nicht, was er denkt. Des Kindes wegen müßte er sich aufraffen. Vielleicht ist etwas geschehen, das er uns nicht sagen kann. Es macht den Eindruck, als ist es nicht nur der Tod der Frau, der ihn getroffen hat."

„Glaubt Ihr, daß er selber krank ist und sich vor einem Zusammenbruch seiner Körperkräfte fürchtet?"

Bueno schüttelte den Kopf. „Gestern habe ich ihn, gegen seinen Willen, untersucht. Ich fand nichts an ihm, als daß die Augen völlig überanstrengt sind. Das nimmt mich auch nicht wunder. Er muß die letzten Wochen unausgesetzt gearbeitet haben. Das hält der stärkste Körper nicht aus. Dazu kommen die schwierigen Verhältnisse. Ich fürchte, seine Geldangelegenheiten sind nicht in Ordnung. Der Unglückliche, jetzt hat er seine ganze Lebenskraft gewissermaßen dafür verpfändet, daß dies Haus ihm gehört. Und nun stirbt die Frau. Was soll es ihm da noch? Ich bin der Ansicht, daß er allein sich in einem ärmlichen Hause mit bescheidener Werkstatt besser am Platze fühlen würde als in dem vornehmen Hause."

Manasse wiegte den Kopf. „Das Leben spielt unserm Freunde sehr übel mit. Ich habe ihn so oft gewarnt. Aber ihm fehlt jegliches Gefühl für geschäftliche Dinge."

„Wenn er nur eine richtige Magd für das Kind fände. Diese Geertje ist wirklich nicht dafür geeignet. Aber für so etwas hat Rembrandt natürlich gar keinen Blick. Er wird ihr ohne Nachdenken das Kind überlassen. Dieser derben Frau das zarte Kind."

„Ich wies ihn heute morgen schon darauf hin. Er lachte. Sie ist doch gesund und kräftig. Sie versteht etwas von Kindern. Was braucht es mehr?"

„Was braucht es mehr. Das sieht ihm ähnlich. Weil er selbst ein Gewaltiger ist an Körper und Seele, deshalb glaubt er, es müsse allen andern auch so wohl sein."

Sie schwiegen, denn soeben betrat Rembrandt das Zimmer. Er war betrunken und sah aus glühenden Augen auf seine Gäste.

„Sie ruht nun unter der Erde", sagte er, „wir wollen das Totenmahl beginnen."

Die Gäste setzten sich nieder, bedrückt und schweigsam, da der Hausherr so fremd war.

Nebenan schrie das Kind. Laut hörte man die Magd schelten, da die bedienende Köchin die Tür öffnete.

„Das Kind soll nicht schreien", rief Rembrandt, mit vollem Munde kauend.

„Herr, es schreit den ganzen Tag. Wir können es nicht beruhigen", sagte die Magd.

„So tragt es fort, zu einer Nachbarin, in den Garten, auf den Boden. Es ist mir gleich. Tragt es nur fort."

Die Gäste sahen sich betreten an. Jemand wollte den Mund öffnen. „Das arme Kind . . ."

Aber Rembrandt blickte so gebietend um sich, daß man einen Zornesausbruch befürchten mußte.

Es dauerte dann nicht lange, da war er so betrunken, daß niemand es mehr mit ansehen konnte. Manasse und Bueno führten ihn die Treppe hinauf und betteten ihn in der Werkstatt auf sein Lager. Er lallte im Schlaf wie ein Kind. Dann war er völlig entsunken.

Sowenig Rembrandt danach gelüstete, mit der Magd Geertje eine Unterredung zu haben, sosehr er wünschte, sie möchte stillschweigend die Leitung des Hauswesens übernehmen, damit er ungestört weiterarbeiten konnte, sowenig konnte er Manasses Warnungen ausweichen, der immer wieder darauf hinwies, daß Titus eine bessere Amme verdiene.

Eines Morgens, als er Geertje mit dem Kind im Arm auf dem kleinen Hof auf und ab schreiten sah, trat er zu ihr.

„Wie lange hat dich die Frau gedingt?"

Geertje lachte und zeigte die breiten Zähne. Ihr Haar hing unordentlich in die niedrige Stirn. „Sie hat davon nicht gesprochen. Sie hatte wohl schon andere Gedanken im Kopf. Ich war ihr recht. So überließ sie mir das Kind. Oder meint Ihr, ich versehe an dem Kinde etwas?"

Ihre Augen funkelten, freundlich und doch drohend. Rembrandt war verwirrt. „Nein, nein, an so etwas dachte ich nicht. Nur müßte ich sehen, daß mit der Zeit jemand ins Haus kommt, der die ganze Wirtschaft übernehmen kann. Die Köchin ist unredlich. Sie steckt viel in die eigene Tasche. Ich kann mich darum nicht kümmern."

„Wenn Ihr es wünscht, will ich gern der Köchin auf die Finger sehen, obgleich es schwer ist, solange man keine rechte Befugnis dazu hat."

Sie ließ die Zunge abwartend zwischen den Zähnen hängen, als laure sie auf eine Beute. Der Knabe Titus schlief auf ihrem Arm, die Fäuste gegen das Gesicht gedrückt.

Rembrandt betrachtete das Kind, das so vertrauend, so hilflos und ohne Wissen auf dem Arm lag. Er, der Vater, kümmerte sich nicht um das Kind. Aber es wuchs heran. Es verließ ihn nicht. Es ging nicht den übrigen Geschwistern nach.

„Die Befugnis könnte ich dir geben", sagte er. „Ich weiß nur nicht, ob du lange bei mir bleiben willst? Die Frau sprach immer gut von dir." Das letzte entfuhr ihm gegen seinen Willen. Er hatte in Wahrheit nie mit Saskia über die Amme des Kindes gesprochen.

„Mein Mann ist schon lange tot", begann Geertje redselig. „Er war Trompeter. Von ihm erbte ich ein kleines Vermögen, das mich wohl ernähren könnte. Auch habe ich Verwandtschaft in Gouda. Einen Bruder und so."

Sie ließ wieder die Zunge aus dem Munde hängen. Rembrandt fühlte sich hilflos. Ihn reizte diese Zunge maßlos. Die Haare, das Kleid, das so ganz anders roch, als Saskias Kleider je gerochen hatten. „So schere dich zu deiner Verwandtschaft", schrie er. „Ich finde, bei Gott, etwas Besseres als dich."

Die Magd blickte ihn entrüstet an. Das Kind erwachte und griff schreiend nach ihrem Haar.

„Wie könnt Ihr nur das Kind so erschrecken. Wenn das Eure Frau erlebte."

Rembrandt seufzte und schlug mit der Faust gegen die Hauswand. „So sag, ob du bei mir bleiben willst, ob du das Haus gut verwalten und das Kind wie dein eigen hegen willst?"

„So hat er sich wahrscheinlich von diesem Weibsbild überreden lassen. Es war einfacher so, meinte er, als wenn er lange nach einer anderen Magd gesucht hätte. Von der Verwandtschaft könnte er niemand um sich dulden. Und Geertje wäre für das Kind die allerbeste." Manasse sprach mit besorgter Miene.

Aber auch Bueno schüttelte den Kopf. „Sie sieht doch wirklich nicht so aus, als wenn sie etwas ohne Berechnung täte. Sie wird schon ihr Teil dabei herausschlagen. Es fragt sich nur, wieviel sie dem armen Rembrandt zum Schlusse kostet."

„Ach, er ist ja nicht mehr Herr seiner selbst. Ich war neulich bei ihm. Er malte noch immer an dem Schützenstück. Seine Wangen fieberten. Manasse, sagte er, sagt nicht, was Ihr von dem Bild denkt. Ihr könnt es nicht verstehen. Ich weiß das ohnehin. Ich habe nicht für meine Mitwelt gemalt, ich habe für die Nachwelt gearbeitet. Aber wer soll es Euch bezahlen, Meister? Die Nachwelt kann Euch doch keinen Lohn bringen. Er lachte und zeigte nach oben. Das wird der da droben alles verrechnen. Man muß auch bei ihm auf kommende Zeiten sorgen."

„Wie sieht denn das Bild aus?"

„Ich verstehe es nicht. Es ist groß. Er spricht davon, daß er dabei viel an Jakob Böhme gedacht habe. Zum Schluß hat er Saskia, klein, wie eine Zwergin, hineingemalt. Als sei sie aus dem Grabe hervorgetaucht, so schwebt sie durch die Reihen der Männer, die sie nicht sehen. Sie ist das hellste Licht auf dem Bilde."

„Was werden nur die Mitglieder der Gilde zu solch einem Bilde sagen?"

Einige Tage darauf betrat Banning Cocq das Haus an der Jodenbreestraat. Rembrandt hatte ihn zu sich bitten lassen. Das Bild sei fertig. Er möge es ansehen.

Geertje empfing den Besucher an der Tür mit grinsendem Knicks. Sie rief ins Haus: „Meister, Euer Besuch ist da.“ Das Kind an ihrer Hand stand auf schwachen Beinen und blickte ängstlich um sich.

Banning Cocq entsann sich, daß das Haus früher heller und vornehmer ausgesehen habe. Auch war das Kind nicht so gepflegt und sauber, wie man es wohl von Saskias Hand erwartet hätte.

Mitleidig lächelnd trat er auf Rembrandt zu, der ihn die Treppe hinaufgeleitete.

Sie betraten die größere der beiden Werkstätten. Das Bild war in das Licht gerückt. Breit und ausladend stand es auf der Staffelei. Es schien, als wolle es das Zimmer sprengen.

„Ihr dürft nicht vergessen, daß es hier in diesem Raum nicht Platz genug hat“, begann Rembrandt und führte den Hauptmann heran. „Ihr müßt Euch hier hinstellen, nein, nicht so nahe heran. Hier, dies ist der beste Platz, ich weiß es.“

Er ließ den Besucher auf dem angewiesenen Platz vor dem Bilde stehen und trat ans Fenster, ihm den Rücken kehrend, so, als wolle er jede Beeinflussung vermeiden.

Banning Cocq blickte auf das Bild, schob den Kopf vor, legte ihn auf die linke und auf die rechte Seite. Dann warf er einen unsicheren Blick zu Rembrandt hinüber. Aber von dem kam ihm keine Hilfe.

So blickte er wieder auf das Bild, bis ihm die Zeit lang wurde. Laut und vernehmlich räusperte er sich.

Rembrandt drehte sich um. „Nun, Hauptmann?“

Cocq blickte auf den Maler, der mit verschränkten Armen am Fenster stand. „Ja“, sagte er, „es ist doch merkwürdig, was Ihr da gemalt habt. Warum habt Ihr Euch gar nicht an den Auftrag gehalten?“

Rembrandt machte ein höflich-erstauntes Gesicht. „Wieso habe ich mich nicht an den Auftrag gehalten? Bestelltet Ihr nicht ein Schützenstück?“

„Ja, aber dies ist doch wirklich kein Schützenstück. Man erkennt doch keinen einzigen Mann auf dem Bilde. Warum — ich will gar nicht von mir sprechen — warum maltet Ihr niemand so, daß man ihn wirklich erkennen kann? Einer ist verdeckt, der andere ist im Schatten. Sie bewegen sich auf eine ganz seltsame Art. Man sollte meinen, es sei eine Schauspielertruppe. Hat man jemals auf diese Weise eine Schützengilde gemalt? Es sind doch wahrlich genug Vorbilder vorhanden." Cocq bewegte die kleinen Hände durch die Luft. „Da sind Hals und Helst und wie sie alle heißen. Aber Ihr müßt es so machen, als seien wir eine Horde Wilder."

Rembrandt blickte schweigend auf den Redenden. Schließlich sagte er: „Es schien mir so am besten getroffen."

„Gar nicht ist es getroffen", schrie Cocq erregt. „Ihr steht da und seht mich an, als sei ich ein Dummkopf. Ich frage Euch, was soll das Ganze? Was soll das Dunkle? Was soll das Geheimnisvolle? Sind wir nicht ehrbare Bürger? Was wollt Ihr uns wie Verbrecher in der Nacht darstellen?"

„Herr Cocq", Rembrandt trat an den Aufgeregten heran. „Bedenkt doch nur das eine: ich, der Künstler, habe Wochen und Monate gebraucht, um dies Bild zu malen. Ich habe beinahe Tag und Nacht davorgestanden. Ich verlange nicht, daß Ihr es gut findet. Aber ich verlange, daß Ihr meine Arbeit achtet. Ihr scheltet mich wie einen Lateinschüler, der seine Sache nicht versteht. Dabei steht Ihr erst wenige Augenblicke vor dem Bilde. Ich sage Euch, Herr Cocq, wäret Ihr das größte Genie aller Länder, Ihr wäret nicht imstande, das Bild in so kurzer Zeit zu begreifen."

„Gar nicht will ich es begreifen", schrie Cocq wütend. „Ich habe ein Bild bei Euch bestellt, das Sinn und Verstand haben soll, das jeder ansehen soll, ohne großes Rätselraten. Ihr brüstet Euch damit, daß Ihr Zeit zu dem Bilde brauchtet? Dafür wurdet Ihr bezahlt, Meister Rembrandt. Meint Ihr etwa, wir brauchen keine Zeit, unser Geld zu erwerben?" Er lachte und drehte sich auf dem Absatz um. „Ich werde Euch den Gefallen tun, die klügsten Köpfe aus der Gilde

herbeizuholen, daß sie das Bild in Augenschein nehmen. Aber abgenommen wird es Euch bestimmt nicht."

Raschen Schrittes verließ er das Zimmer.

Langsam ging Rembrandt an die Staffelei heran, nahm das Tuch vom Tische und deckte es wieder über das Bild mit sachten Bewegungen.

„Es sollte niemand so schreien vor diesem Bilde", sagte er zu sich.

Es half aber nichts, das Bild mußte in das Gildehaus in der Doelenstraat geschafft werden. Die Auftraggeber verlangten es so. Da einige von ihnen schon ihren Anteil bezahlt hatten, mußte Rembrandt wohl oder übel Folge leisten und das Bild aus seinem Hause geben, damit es alle in dem Saal, für den es bestimmt war, beurteilen konnten.

Es mißfiel allen gänzlich. Lachend erzählten sich die Mitglieder der Lucasgilde, welche Drohungen man gegen den Maler ausgestoßen habe, wie Zorn und Enttäuschung sich Luft gemacht hätten. In der ganzen Stadt wurde kaum von etwas anderem gesprochen als von dem Bilde Rembrandts. Gerüchte schwirrten herum, und haufenweise drängten sich die Neugierigen in das Gildehaus, das berühmte, verlachte, verhöhnte Bild zu sehen, das so unberührt von der Wand herabsah.

Rembrandt ging in jenen Tagen nicht aus dem Hause. Er ließ keinen zu sich heran, vermied jedes Gespräch und jede Auseinandersetzung. Unbeirrt und unbeeindruckt arbeitete er an seinen Kupferstichen weiter, von denen gerade eine große Anzahl in der Presse lagen. Seine Augen waren müde und überanstrengt. Der Rücken schmerzte ihn. Er fürchtete krank zu werden.

Da trat, an einem lachenden Herbstmorgen, als der Wind frisch durch die Fenster strich, Jan Six herein. Er war eine Zeitlang auf seinem Gute Elsbroek bei Hillegoom gewesen, das die Familie vor kurzem angekauft hatte. Gestern war er zurückgekehrt. Sein erster Gang galt dem Freunde.

Wie der lachende Herbstsonnenschein mit seiner leise schmerzenden

Schönheit saß er im Zimmer, hielt ohne Scheu des Freundes Hand und sprach ihm gut zu.

„Ich hörte draußen von dem Mißgeschick mit dem Bilde. Ich habe es ja kommen sehen. Aber laß dir darum keine grauen Haare wachsen. Das vergeht auch wieder und wird vergessen. Fürs erste mußt du einmal hier heraus. Draußen bei Hillegoom ist es wunderschön. Du glaubst nicht, wie gut das Leben in der Natur ist. Wir reiten, jagen, fahren an die See, fischen und lassen den lieben Gott für alles andere sorgen. Ich bitte dich von Herzen, komm mit mir. Ich bin nur einiger Bücher wegen in die Stadt gekommen. Die Mutter lasse ich hier in Amsterdam. Wir sind also ungestört."

Rembrandt schwieg und blickte vor sich hin. „Ich weiß nicht, ob ich es tun soll. Die Arbeit . . ."

„Nun, arbeiten kannst du da draußen noch viel besser als hier. Da merkst du nichts vom Klatsch der Bürger. Da siehst du nicht jeden Tag dieselben unangenehmen Gesichter, hörst nicht die gleichen lästigen Reden. Ich habe an meiner Medea zu arbeiten und werde dir deshalb auch nicht zur Last fallen. Jeder richtet sich eben die Tage so ein, wie es ihm gefällt. Ich denke, du solltest mich gut genug kennen, um zu wissen, daß ich dich nicht störe."

Rembrandt strich selbstvergessen über die schmale, weiße Freundeshand. Sie war so ganz anders als seine eigene, die von den scharfen Säuren der Ätzungen, von der Farbe angegriffen war.

„Und Titus?" fragte er.

Jan Six sah sich verlegen um. „Gott, das Kind. Ja, daran habe ich natürlich nicht gedacht. Kinder sind unangenehm, ich weiß. In dem Alter, in dem der Kleine ist, sind sie für Männer eine Qual. Aber du hast doch eine Magd dafür. Du kannst ihr das sicher gut überlassen. Ich wette, du siehst auch hier den ganzen Tag nicht einmal nach dem Kind."

Er lachte. Aber Rembrandt blickte bedrückt und bekümmert in sein heiteres Gesicht. „Leider bin ich ein schlechter Vater. Aber du hast recht: ich weiß nicht, was ich mit dem Kinde anfangen soll. Und Geertje macht ja wirklich alles gut."

So wurde denn beschlossen, daß sie am übernächsten Tage mit Six' Reisewagen fahren sollten. Der Wagen mit ihren Arbeitsgeräten und Büchern sollte ihnen gleich nachkommen.

Geertje hatte nichts dawider, daß Rembrandt sie für einige Zeit mit dem Kinde allein ließ. Sie half ihm sogar, seine Sachen zusammenzupacken, und sprach ihm gut zu, die schönen Herbsttage in der frischen Landluft ja recht zu genießen.

Als aber der Wagen vor dem Hause hielt und Rembrandt Titus zum Abschied küßte, weinte das Kind kläglich und klammerte sich an den Vater wie noch nie. Erschüttert reichte Rembrandt der Magd das Kind. Er hatte Tränen in den Augen und war noch lange bedrückt im Herzen, als sie aus der Stadt hinausfuhren.

Der Landsitz der Familie Six lag in einem Parke, der nach englischem Muster eingerichtet war. Quellen waren künstlich verschlungen durch das Gelände geleitet. Hohe Baumbestände waren zu malerischen Aussichten vereinigt. Überall leuchtete der gepflegte grüne Rasen.

Rembrandt fand zwei schöne, lichte Zimmer vor, in denen er gut arbeiten konnte. Am andern Ende des Flures wohnte Jan Six. Zu den Mahlzeiten trafen sie sich im Gartensaal, wo sie auch des Abends saßen, sich etwas erzählten oder vorlasen. Manchmal ergriff Jan Six auch die Flöte und spielte in die Nacht hinaus.

Ja, wahrhaftig, hier lebte es sich gut. Ein rascher Ritt, ein kaltes Bad, ein langer Spaziergang, das waren Dinge, die das Herz und den Leib frei machten. Zum ersten Male dachte Rembrandt darüber nach, daß er eigentlich ein Stubenhocker war, einer, der seinen Körper nicht bewegt, auch nie an ihn und seine Bedürfnisse denkt. Er lebte wie ein Tier im Gefängnis, brauchte Seele und Verstand und höchstens die Augen. Alles andere war ihm beinahe fremd.

Einem Baum in der Ebene fühlte er sich wie einem Freunde verbunden. Viele Tage war er jeden Morgen zu ihm gegangen. Er stand südöstlich des Herrenhauses, allein, auf einer kleinen Anhöhe. Der Wind, der vom Meere kam, konnte bis zu ihm streifen. Aber er war nicht gefährdet durch den Sturm und nicht gefährdet durch die Höhe,

in der sich seine Krone so ungehindert ausbreitete. Er war schön gewachsen, dieser Baum. Glückliche Sterne mußten über seinem Leben gestanden haben. So ersichtlich gut und gleichmäßig war er gediehen. So regelmäßig und ohne Qual waren ihm die Äste gewachsen.

Eines Morgens, da Rembrandt wieder zu ihm schritt, waren die Nebel noch im Steigen. Es schien, als könne die Sonne sie heute nicht überwinden. Tau und Tropfen hingen im Grase, an den Spinnweben, die den Boden mit grauem Flor überdeckten. Es roch rauh.

Dort hinten stand der Baum. Breit spannte er seine krummen Äste in die Nebelschwaden, die seinen Wipfel umhüllten wie einen Berg. die Erde wölbte sich um den Stamm herum. Es sah aus, als hätten die mächtigen Wurzeln sie angehoben.

Rembrandt blieb stehen und sah hinüber. Von diesem Platz aus hatte er ihn in seiner ganzen Wucht und Größe vor sich.

Während er auf dem Boden den Mantel ausbreitete, sich niederzulassen, kroch eine Schlange vorbei. Grau und langsam wand sie sich durchs Gras. Ein Ekel faßte Rembrandt. Er kannte sich selber kaum. Die Augen geschlossen, stand er eine ganze Weile, ehe er wieder Herr über sich war.

Von weit her rauschte der Baum. Ein Windhauch hatte die nebelträge Luft in Bewegung gebracht. Rembrandt sah ihn an. Zu seinen Füßen konnte die Schlange kriechen. Ihn berührte sie nicht. Wo der Mensch seiner Sinne nicht mächtig bleibt, da steht der Baum unberührt.

Er zog ein Skizzenheft hervor und machte die ersten Striche. Da geschah etwas Gewaltiges.

Das Skizzenblatt fiel ihm aus den herabsinkenden Händen. Seine Blicke wurden starr. Der Baum war ganz nahe, war um ihn wie etwas Bezwingendes. Ein Rauschen und Schweigen, ein Steigen und Fallen geschah. Aus dunklen Tiefen stieg der Saft empor, überrieselte die Wurzeln, stieg weiter, quoll in den Stamm, sog sich in die Blätter und verflüchtigte sich in den Himmel. Aber von unten stieg es wieder auf und schwoll über, ein Strom und ein Drang.

Zugleich aber war das Ganze wie das Gesicht eines Menschen, das von Wellen überflutet wurde, die schließlich als feiner Hauch in der Luft zerflossen. Das Dröhnen im Gefüge schwoll an. Es drohte zur Stimme zu werden. Grenzen wankten. Zersprengung begann. Und wie hineingezwängt in ein Gewaltiges saß Rembrandt. Der Atem wurde ihm zu eng. Er ballte die Hände, um sich zurückzurufen.

Da wurde ihm mit einem Male wieder ganz hell. Die Hülle war hinweggenommen. Da stand er wieder auf der nebligen, unendlichen Fläche südöstlich vom Landhaus. Vor ihm war der Baum. Die Krone steckte noch immer im Nebel.

Das Skizzenblatt hatte der Wind weit abgetrieben. Es leuchtete in der Ferne beharrlich weiß.

Ermüdet, erschöpft, ausgesogen, trat Rembrandt den Heimweg an. Er stolperte und murrte fluchend wie ein Fuhrknecht, dem die Pferde im Sand steckengeblieben sind. In seinem Zimmer angekommen, warf er sich aufs Bett und schlief bis zum Abend.

Jan Six hatte schon mit dem Mahle begonnen, als Rembrandt den Speisesaal betrat. Er aß eine Pastete, die nach dem gleichen Rezept ihm jeden Abend vorgesetzt wurde.

Sicher hatte er heute, wie alle Tage, an seinem Drama geschrieben. Zwanzig oder dreißig Verse fertiggestellt, daran gefeilt und geändert. Nun saß er hier zufrieden und behaglich und aß seine Pastete.

„Ein Vers wollte mir heute gar nicht gelingen", begann er freundlich, als Rembrandt, dumpf und abwesend, keine Speise berührte. „Das hat mich aber nicht so geärgert wie dich scheinbar das weggewehte Skizzenblatt."

Weggewehtes Skizzenblatt. Rembrandt hob den schweren Kopf. Ich bin ja betrunken. Wie kann Jan Six wissen, daß mir ein Skizzenblatt verlorenging? Es lag so weiß auf dem braunen Erdboden.

Aber die Sache mußte stimmen. „Sieh her", sagte Jan. „Dies Blatt brachte Jochen, der Hirt. Es lag unter der Eiche auf der Schafweide. Auf der einen Seite ist ein Entwurf, von deiner Hand gezeichnet. Auf der anderen Seite Stricheleien, von denen du sicher selber nicht weißt, was sie bedeuten wollen."

Rembrandt betrachtete das Blatt. „Ich weiß, ich habe es verloren. Ich hielt es nicht für wertvoll.“

Jan lachte. „Siehst du, das sieht dir ähnlich. Anstatt mit jedem Fetzen zu geizen, auf dem deine Hand geruht hat, läßt du so was auf freiem Felde herumtreiben.“

Rembrandt seufzte und zog einen mit Käse belegten Holzteller heran. „Ach, du weißt ja ebensogut wie ich, daß die Zeiten vorbei sind, in denen jeder Zettel von mir einen klingenden Wert hatte.“

„Wenn du nicht selber immer davon sprichst, wird das niemals eintreten“, sagte Jan Six, nicht ohne eine leichte Schärfe in der Stimme. „Wie kann nur ein Maler, auf der Höhe des Ruhmes wie du, fortwährend von seinem Abstieg sprechen. Der Kapitän, der immer vom Untergange spricht, hält keinen Schiffer an Bord.“

„Schon gut“, wehrte Rembrandt ab, „wir wollen uns nicht den Abend mit solchen Gesprächen verderben. Wenn nur deine Freundschaft mir gewiß ist, soll mich alles andere nicht kümmern.“

Sie stießen an. Die Gläser gaben einen ungetrübten Klang.

Es war nicht leicht, sich nach diesen Tagen der Muße und des Wohlbefindens im eigenen Hause in Amsterdam wieder einzuleben. Zwar blieb das tägliche Zusammensein mit Jan Six. Aber es war nur ein kümmerlicher Ersatz für die vergangenen schönen Tage. Auch brachen Not und Sorge von vielen Seiten auf den Witwer ein.

Saskia war ein Jahr in der Oude Kerk begraben, da erkrankte Titus. Bange Tage verbrachte Rembrandt an seinem Lager.

Bis jetzt hatte er die Gegenwart des Kindes hingenommen wie etwas Selbstverständliches. Er hatte wenig Zeit und wenig Liebe für das stille Geschöpf, das nur manchmal scheu an die Tür der Werkstatt pochte und mit Blicken und leisen Lauten vom Vater Beachtung forderte.

Nun aber war das ganz anders. Die Krankheit hatte gezeigt, wie sehr er mit Titus verbunden war. Fehlte nicht beim Mittagsmahle etwas, wenn das Kind nicht dabeisaß und mit ernsthaften Blicken dem Vater beim Essen zusah? Oft hatte er gescholten und verlangt, daß

Geertje das Kind nicht zu ihm bringe. Es störe ihn. Aber jetzt wußte er, das war keine Störung gewesen, das war Helligkeit und Ermunterung, wie sie lieblicher nicht geboten werden konnte.

Im Zimmer vor der großen Werkstatt hatte er das Kinderlager einrichten lassen. Er selbst schlief beinahe nur noch im Atelier und ging des Nachts oftmals hinüber, das Kind zu betten, ihm Wasser zu reichen, es zu beruhigen in seinen Fieberträumen.

So hatte er auch eine Nacht bis zum Morgengrauen gewacht. Dann war er erschöpft hinübergegangen. Es mochte seinen Willen haben. Er mußte schlafen.

Aber er war kaum eingeschlafen, da weckten ihn Schreie vom Nebenzimmer. Er sprang auf, ungeduldig, warf einen Mantel über.

In der Tür blieb er stehen. Geertje stand inmitten des morgendämmernden Raumes, noch nicht vollständig angekleidet, das wirre Haar nicht gekämmt. Sie hatte den Knaben auf den Arm genommen und sprach auf ihn ein. Ihre roten Arbeitshände streichelten den blonden Haarschopf, der über ihren Arm hing. Das Kind schluchzte noch einige Male tief auf. Dann legte es sich wie beruhigt an ihre Brust und schlief ein.

Jetzt blickte sie zu Rembrandt hinüber. „Ihr habt das arme Kind allein gelassen", sagte sie vorwurfsvoll. „Hätte ich das gewußt, dann hätte ich die Nacht gewacht. Ihr wißt doch, daß es lebensgefährlich krank ist."

Sie erwartete keine Antwort von ihm, sondern schüttelte mit der linken Hand die Kissen auf, während die rechte das Kind hielt.

„Gib mir das Kind solange", sagte Rembrandt und trat heran.

Sie überließ es ihm schweigend, deckte die Laken auf, breitete die Decke aus. „Gebt ihn her"; sie griff nach dem Knaben und legte ihn hin. „So, jetzt wird er ruhig sein."

Wie sorgsam ihre schweren Hände den zarten Leib betteten. Wie achtsam sie war, trotz ihrer rohen und derben Natur. Dabei war sie doch nur die Magd, nicht die Mutter. Aber es war sicher, sie wäre in der Nacht nicht vom Lager gewichen. Sie war treuer als er gegen seinen Sohn.

Er war selbst so ungeschickt, so unwissend. Seine Hände konnten Titus nicht wohltun, auch wenn er sich die größte Mühe gegeben hätte. Was sollte eigentlich ein Vater für ein Kind? War es nicht viel notwendiger, ihm eine Mutter zu geben?

Sie alle beide, er und der kranke Sohn, waren hilflos und verlassen auf der Welt. Niemand hatten sie, der es gut mit ihnen meinte. Sie waren aufeinander angewiesen. Aber sie genügten sich nicht. Es mußte eine Mutter bei ihnen sein.

Geertje hatte das Kind zugedeckt. Sie fuhr sich mit der Hand über die Haare. „Ich ziehe mich jetzt an. Dann koche ich die Morgensuppe. Soll ich Euch davon ans Bett bringen?"

Ja, Geertje war eine gute Frau. Sie dachte an das Kind. Sie dachte an den Vater. Sie wollte ihm die Morgensuppe ans Bett bringen. Nicht einmal Saskia hatte so etwas getan.

Taumelig von der Müdigkeit, übel von einem schlechten Geschmack im Munde, griff er nach ihrer Schulter.

„Das Kind darf nicht aufwachen", kicherte sie, gutmütig, blöde. Dann folgte sie ihm in die Werkstatt auf sein Lager.

„Sie hat es schon am nächsten Tage der Besenmagd gesagt, auch auf dem Markt hat sie davon gesprochen. Wenn man bedenkt, daß Saskia kaum ein Jahr unter der Erde ist. Und dann ein solches Weib. Habt Ihr sie gesehen? Sie sieht aus wie eine Hexe. Man kann sich nichts Scheußlicheres denken als dies Gesicht und die breiten Zähne."

„Aber lieber Uylenburgh, warum kommt Ihr zu mir mit solchen Beschwerden? Ich gehe doch fast täglich bei Rembrandt aus und ein. Ich habe nichts von einer Gemeinschaft zwischen den beiden gespürt. Der Meister arbeitet. Er ist froh, daß das Kind genesen ist. Man kann sich keinen besorgteren Vater denken."

Uylenburgh lachte. „Lieber Manasse, Ihr seid weltfremd. Ich habe das schon immer gewußt. Weil Ihr mit Rembrandt Bücher lest und alchimistische Gespräche führt, deshalb glaubt Ihr, er sei ein Heiliger. Nun, er wird Euch nicht aufdecken, was er treibt, wenn Ihr aus dem Hause seid. Und das Kind ist zu klein, um reden zu können."

„Und wenn alles wahr wäre, was Ihr sagt, Herr von Uylenburgh? Wenn Rembrandt mit der Amme seines Sohnes das Bett teilte? Euch trifft das doch nicht. Ihr seid doch ganz unbeteiligt an seinem Leben. Was kommt Ihr zu mir und redet wie ein Bußprediger?"

„Herr Sir, habt Ihr schon das neueste von Rembrandt gehört?"

„Ich habe, da ich täglich mit Rembrandt Umgang pflege, nicht nötig, von anderen das neueste zu erlauschen, Herr van Uylenburgh."

„Ach, auch Ihr seid so ganz in seinen Banden, daß Ihr nichts anderes hören wollt? Es ist seltsam, daß alle, die mit ihm umgehen, wie verzaubert sind."

„Von Zauberei und Verzauberung könnt Ihr bei mir mit dem besten Willen nicht reden, Uylenburgh. Ich bin ein Philosoph. Ich bin ein gebildeter Mann. Bei mir gibt es keine unklaren Dinge. Ich hasse alle Geheimniskrämerei."

„Dann werdet Ihr sicher nicht lange mehr bei Rembrandt ausdauern. Seine Geldverhältnisse, seine Familienverhältnisse, alles ist unklar. Alles ist Geheimniskrämerei. Seid auf der Hut, Herr Sir, daß Ihr nicht in einen Zusammenbruch verwickelt werdet, der noch die ganze Stadt beschäftigen kann."

Als die ganze Stadt davon sprach, daß Rembrandt die Trockenamme seines Sohnes ehelichen wolle, obwohl sie ein altes, häßliches Weib sei, von gemeiner Herkunft und niedrigen Sinnen, hörte der Meister selber es auch.

Im ersten Augenblick wollte er zu Geertje in die Küche hinunterstürzen. Er wollte sie zur Rechenschaft ziehen, woher sie die Frechheit nähme, sich selbst in einem Atemzuge mit ihm, dem Maler Rembrandt, und seinem Knaben zu nennen.

Dann aber bedeckte er sein Gesicht mit den Händen und blieb lange in seiner Werkstatt sitzen. Hatte er ein Recht dazu, so mit Geertje zu verfahren, sie zu behandeln, als sei sie ihm gerade gut genug, das

Kind zu hüten und ihm zu Willen zu sein? War sie nicht eine Frau wie andere auch, mit Gefühl und Hingabe, ja mit großer Hingabe? Hatte er ihr nicht das Kind anvertraut, den zarten, mutterlosen Titus? Wollte er sich selber so ins Gesicht schlagen, zu sagen: „Ich habe eine Dirne zur Mutter des einzigen Kindes gemacht, das mir am Leben blieb? Nein, das konnte er nicht. Und wenn auch tausendmal die Welt da draußen ihn begeiferte und verleumdete, er mußte nun dazu stehen, daß er Geertje zu sich ins Bett genommen hatte. Er mußte mit ihr sprechen, mit ihr über Saskias Testament reden. Sie mußte einsehen, daß er sie nicht heiraten konnte. Aber wenn sie vernünftig und ruhig war, sich des Kindes annahm, wie nötig, dann sollte sie aus seinem Hause nicht vertrieben werden.

Es war beinahe dunkel im Zimmer, als er sich erhob, mit seinen Gedanken fertig. Er öffnete die Tür. Im Bettchen an der Wand lag Titus und schlief. Geertje mußte ihn schon zur Ruhe gebracht haben. Er wußte genau, daß sie das auf keinen Fall einer andern überließ, etwa der Kleinmagd oder der Köchin. Eifersüchtig bewachte sie das Kind, ängstlich darauf bedacht, daß fremde Hände es nicht berührten.

Ein kleines Nachtlicht brannte auf dem Tisch. Titus konnte nicht einschlafen, wenn es völlig dunkel war.

Rembrandt beugte sich nieder. Er hörte die Atemzüge, die ruhig und gesund waren. Eine Welle von Geborgenheit und warmer Traulichkeit stieg aus den Kissen auf. Der Vater sog es beglückt ein.

„Ja, mein Titus", flüsterte er, „du bist geborgen. Wollte Saskia auch nicht, daß ich dir eine neue Mutter ins Haus brachte, so habe ich dir doch geholfen. Ist es auch nur eine niedrige Magd, so hatte selbst Jesus es nicht besser. Wenn sie nur gut mit dir ist, mag alles hingehen. Für dich habe ich es getan. Für dich habe ich diese Frau zu mir genommen. Wenn du nur groß wirst, wächst und gedeihst, dann soll es mir wenig verschlagen, daß ich keine schöne Frau besitze."

So hatten sie sich mit der Zeit ganz gut aneinander gewöhnt, der Maler Rembrandt und die vierschrötige Magd. Die Bürger fanden, der Meister habe an feinen Gesten und vornehmen Bewegungen verloren. Er war rauh und unwirsch, beherrschte sich nicht und nahm

kein Blatt vor den Mund. Den Freunden aber war er nach wie vor aufgetan. Er gab zwar keine Gastereien mehr. Doch in Schenken und Weinstuben fand man ihn um so öfter. Er führte laute Reden und erzählte derbe Witze. Wenn aber einer auf sein Verhältnis zu der Kindsmagd in seinem Hause anspielte, konnte er in so jähen Zorn ausbrechen, daß bald allen Fragern der Mut dazu verging.

Jan Six hatte die väterliche Tuchmacherei übernommen. Er trieb wenig gelehrte Studien mehr, sondern saß mit Kaufleuten und Geldhändlern zusammen. Überall sprach man von der überaus großen kaufmännischen Geschicklichkeit des jungen Erben.

Manasse war in England. Er hatte sich in der letzten Zeit von allen alchimistischen und philosophischen Studien fernhalten müssen, da er die Hoffnung, die Juden nach Jerusalem zurückführen zu können, der Verwirklichung nahe glaubte.

So war Rembrandt in jenen Zeiten sehr auf sich allein angewiesen. Die Aufträge kamen nicht mehr so reichlich herein wie einst. Er konnte sich seinen eigenen Arbeiten mehr hingeben, konnte in der Bibel lesen und in den Schriften der Mystiker, die ihm bekannt waren.

Auch die Schüler waren nicht mehr so zutraulich zu ihm wie früher. Sie waren mit den Jahren weniger geworden und hatten selten gute Erfolge. Wenn er wie sonst zu ihnen trat und von der inneren Reinheit und von der Zucht sprach, dann grinsten sie und stießen sich an. Sie räusperten sich wohl gar und zuckten hochmütig die Schultern.

Auch Anslo, der beredte, gutmütige Prediger, war bei Rembrandt gewesen. Es werfe ein schlechtes Licht auf die Mennonitengemeinde, wenn so etwas geduldet werde.

Was er meine, hatte Rembrandt gefragt und ein merkwürdig prikkelndes Bedürfnis gefühlt, dem würdigen Manne eine schauerliche Darstellung seiner unzüchtigen Beziehungen zu Geertje zu geben. Daß er es dann doch nicht tat, lag bestimmt nicht an seiner Schamhaftigkeit, sondern an der Gleichgültigkeit, die ihn jetzt so oft jählings überfiel, wenn er mit Menschen zusammen war.

Hinterher aber hatte er nächtelang mit sich gerungen. Woran lag

es, daß er nicht wie Anslo oder alle anderen Bürger begreifen konnte, er sei sündig? Warum verhüllten sich ihm die Grenzen zwischen Gut und Böse so völlig, wenn doch jeder bescheidene Handwerker sie sehen konnte? Das waren bittere Tage, die ihn von der Straße und aus dem Freundeskreise in seine Werkstatt trieben, die ihn aus der Werkstatt heraus in die Schenken und Freudenhäuser jagten.

Hier wie dort umkreiste ihn die Sünde enger und enger.

Eines Tages war ein Zanken in der Küche, das so laut wurde, daß Rembrandt es in der Werkstatt oben hörte. Titus, der auf einem Stühlchen in der Ecke saß und mit Glaskugeln spielte, hob den Zeigefinger. „Hörst du, Vater? Geertje schilt die Besenmagd."

Rembrandt knurrte. „Sie tut das jeden Tag viele Male", sagte das Kind. „Aber ich mag Hendrickje viel lieber als Geertje."

Rembrandt ließ den Silberstift fallen und blickte auf seinen Sohn. Die langen Locken hingen über die Schultern herab. Es war ein schmächtiges, feingliederiges Kind. Der braune Kittel machte das Gesicht noch blasser. „Wer ist Hendrickje?"

Titus lachte. „Sie zieht mich morgens an. Auch singt sie mir immer Lieder vor. Geertje hat das aber nicht gern."

Rembrandt erhob sich, nahm die Kinderhand. „Wir wollen hinuntergehen. Ich möchte die Kleinmagd doch auch kennenlernen."

Im Küchendämmern stand die Besenmagd am Herde, die Stirn trotzig erhoben, das Kinn weiß vor Erregung. Geertje hatte ihr die Faust ins Gesicht geschlagen. Rembrandt hörte noch, wie sie schrie: „Wenn du dich noch einmal unterstehst, dem Hausherrn nachzulaufen, bist du hier die längste Zeit gewesen, hörst du?"

Geertje merkte in ihrem Eifer nicht, daß jemand eingetreten war. Sie hatte der Tür den Rücken zugewandt und keifte weiter: „Wenn mein Hinterer auch nicht mehr so prall ist wie deiner, so heiratet er mich doch. Weiber wie dich sieht er gar nicht an."

Die Besenmagd gewahrte in diesem Augenblick den Hausherrn, der den neugierigen Titus an der Hand hielt. Ihre großen Augen, rund und braun wie die eines Tieres, hingen sich in kindlichem Zu-

trauen an die seinen. Er hatte sie tatsächlich noch nicht gesehen. Das wußte er. Ob sie schon lange im Hause war? Beglückt und sehnsüchtig erwiderte er ihren Blick, ließ seine Augen in den ihren ausruhen.

Geertje tobte ahnungslos weiter. Wieder hob sich ihre Hand, die Magd zu schlagen. Da fuhr Rembrandt dazwischen. Ein Schrei von Titus, ein Kreischen von Geertje. „Ihr lärmt hier wie die Hafenhuren", rief er und hielt Geertjes Arm eisern fest. „Was hat dir das Mädchen getan? Ich sehe sie heute zum ersten Male."

Hendrickje hatte die Schürze vors Gesicht geschlagen. Titus' Kopf lag an ihrer Hüfte. Sie streichelte gedankenlos seine Locken.

Schon aber hatte Geertje sich gesammelt. „Seit wann mischt du dich in die Streitereien, die ich mit den Dienstleuten habe? Ich bin die Ziehmutter deines Sohnes. Wie kannst du mich behandeln als eine, die in Lohn und Kost bei dir steht?"

„Noch ganz anders will ich dir kommen, wenn du mein Haus mit deinem Geschrei erfüllst. Kannst du dich nicht wie eine anständige Frau aufführen, so will ich dich lehren, um dich zu schlagen, als seien außer dir keine Menschen auf der Welt." Er achtete nicht auf ihr Heulen und Zetern. Titus bei der Hand nehmend, schritt er zur Tür hinaus.

Die Nächte darauf brachte er in einem Haus am Hafen zu. Vertrauter dünkte ihn die Schenke als das eigene Haus. Lieber war ihm die Hure als die Frau, die unschuldige Mädchen schlug, weil sie fürchtete, ihn könnte nach jungem Fleisch gelüsten.

Kam er aber eine Nacht nach Hause und fand sie auf seinem Lager wartend, stieß er sie von sich und achtete nicht darauf, ob ihr Toben Titus und die Mägde weckte.

Dann kamen ruhigere Tage, und als Rembrandt der Besenmagd auf der Treppe begegnete, nahm er ihre Hand und drückte ein Geldstück hinein. „Es ist nötig, daß ich meine Dienstleute kenne", sagte er und fühlte sich unbeholfen dabei. „Ich habe dir das Dinggeld noch immer nicht geben können."

Sie bedankte sich und machte einen tiefen Knicks. Lächelnd sah sie ihm nach, als er die Straße hinunterschritt. So gut war in diesem

Hause noch niemand mit ihr gewesen. Jetzt wußte sie, warum Titus ein so liebes Kind war.

Lange Zeit verging, ehe Rembrandt die Magd wiedersah. Er dachte kaum noch an sie. Aber als er eines Abends die Breetstraat entlang ging, langsamen, müden Schrittes, sah er sie die Stufen zu seiner Haustür hinaufsteigen. Sie trug einen Korb. Ihr bloßer Arm schimmerte weich und voll zu ihm hinüber.

So schön, so edel schien ihm dieser junge, kräftige Arm, daß er stehenblieb und seine Augen darauf ruhen ließ. Ihm war, als sei auf der ganzen Welt nur dieser Arm, der leuchtete wie eine liebevolle Flamme an einsamem Lager.

Einige Tage darauf blieb er kopfschüttend mitten auf der Keizergracht stehen. Er hatte einen Schmuck gesehen, ein Armband, schöner als alle, die Saskia je besessen hatte. Und nun dachte er, wie der Schmuck auf Hendrickjes Arm liegen würde. Er zitterte, so schön war dies Bild.

Dann aber warf er diese Gedanken von sich. Ich bin ein Witwer, der schon mit einer Magd versehen ist. Was sollte mir da noch diese junge?

Zu Hause an der Tür begrüßte ihn Titus. Geertje sei krank. Sie liege im Bett. Hendrickje habe das Essen gekocht.

Während sie sich beim Mahle gegenübersaßen, erzählte Titus lachend, daß Hendrickje ihn am Morgen gekämmt und angekleidet habe. „Sie weiß so hübsche Lieder. Soll ich sie dir auch singen?"

Beinahe erschrocken wehrte Rembrandt ab. „Ich bin ein Narr, Titus. Der einen kann ich mich kaum erwehren. Und schon begehre ich die andere."

Titus sah auf den Vater. Er schüttelte den Kopf. „Du mußt nicht so viel aus dem Hause gehen, Vater. Dann hast du bessere Gedanken."

Verwirrt und voll zwiespältiger Grübeleien ging Rembrandt in die Küche hinunter, wo Hendrickje mit Schüsseln und Töpfen hantierte, emsig, aber ohne das Getöse, das Geertje dabei vollführte. Sie errötete und trocknete die Hände an der Schürze ab, als er zu ihr trat.

„Wie geht's Geertje?" fragte er mit rauher Stimme.

Hendrickje gab leise Auskunft. Geertje habe gebeten, der Herr möge zu ihr ins Zimmer kommen. Sie habe mit ihm zu sprechen. Dabei errötete die Magd und sah in eine Ecke. Sie mochte schwer mit sich gerungen haben, ehe sie dieses Ansinnen an ihn stellte. Man sah es ihrem Munde an, wie langsam und unsicher er die Worte suchte. Auch Rembrandt überlief eine Welle der Scham, die er umsonst zu verbergen suchte.

„Es ist gut", sagte er kurz und wandte sich um.

Aber er ging nicht zu Geertje.

Die Nacht brach herein. Rembrandt saß in der Werkstatt und ordnete seine Kupferstichsammlungen. Leise ging er hin und her. Denn im Zimmer nebenan schlief Titus, von Hendrickje zur Ruhe gebracht. Die Magd schlief sicher auch schon in ihrer Kammer. Oder wachte sie noch am Bett von Geertje?

Da pochte es, und Hendrickje trat herein.

„Es wird schlimmer mit Geertje", sagte sie und blickte vor sich hin. „Sie bittet so sehr, daß Ihr zu ihr kommt."

Rembrandt legte ärgerlich eine Mappe beiseite. „Es genügt doch, wenn du bei ihr bist. Ehe sie stirbt, kann man ja den Arzt holen. Ich bin keiner."

Da trat das Mädchen mit seinen festen Schritten näher an ihn heran. „Ich glaube, Ihr seid es Ihr schuldig, Herr, sie nicht verkommen zu lassen."

Einen Augenblick schien es, als wolle er sie schroff zurückweisen. Aber ihre Blicke bedrängten ihn. Er schwieg.

Auch Hendrickje wagte kein Wort. In ihren Augen, die scheu auf ihm lagen, stand alles, was ihr unerfahrenes Herz in dieser Sache wußte.

„Ich wollte Euch nicht quälen", sagte sie schließlich und trat einige Schritte zurück.

Verwundert riß er den Kopf hoch. Was hatte sie gesagt? Hastig ergriff er ihre Hände. „Mädchen, was weißt du, wie ich leide."

Und als sie ihn noch immer ansah, bettete er seine Stirn auf ihre

arbeitsharten Hände. „Ich will zu Geertje gehen, ich gehe hinüber, wenn du bei mir bleibst."

Hendrickje erschrak bis in die Wurzeln ihrer Seele. Aber sie hielt ganz still. Sie nahm auch die Hände nicht von ihm.

So, als wüßte sie nicht, um was es ging in dieser Stunde, als wüßte sie nicht, welche Gefahren, welche Leiden dies alles ihr bringen würde, stand sie da, in den Mantel ihrer dumpfen Reinheit gehüllt.

„Hendrickje", murmelte er, die Augen aufhebend.

Lächelnd hielt sie seine Hand fest. „Ihr müßt jetzt mit mir gehen."

Hinter der Magd trat Rembrandt in Geertjes Zimmer ein. Mit brandig-rotem Gesicht und geschwollenen Augenlidern lag die Alte in ihrem gemusterten Bettzeug. Wie zum Hohn hing um ihren faltigen Hals ein Schmuck von Saskia. Er stand seltsam zu den bunten Farben des Bettgewandes.

Als der Mann an das Lager herantrat, versuchte sie sich aufzurichten. Mißtrauen zuckte in ihren Augenwinkeln, da sie ihn neben der Magd stehen sah. Fühlte sie mit eifersuchtgeschärften Sinnen, was zwischen ihm und dem Kinde vorging? Heiser befahl sie: „Hendrickje, geh hinaus und sieh, ob Titus schläft."

Rembrandt verschlug die Erregung völlig die Stimme. Bittend sah er zu Hendrickje hinüber, daß sie bleiben möchte.

Aber Hendrickje ließ sich nicht vertreiben. Leicht gegen die Tür gelehnt, sprach sie: „Das Kind schläft ruhig, Frau. Ich glaube auch nicht, daß es sich geziemt, Euch mit einem Manne in dieser Weise allein zu lassen."

Geertje ließ ein böses Augenfunkeln über sie gleiten. Aber sie bezwang sich. „Warum kamst du den ganzen Tag nicht zu mir?" fragte sie Rembrandt.

„Mir war der Kopf benommen", antwortete er ausweichend. „Ich hätte dich nicht erheitern können."

„Ach, Erheiterung. Ein Mensch wie ich braucht das nicht. Das brauchen nur junge Weiber wie die da." Sie warf den Blick auf Hendrickje hinüber. Aber für dich und mich braucht's das nicht. Ich bin

sehr krank. Ich fürchte, ich werde sterben. Die Beine sind geschwollen. Das Herz ist schwach."

„Du bist in den Jahren, Geertje, wo die Säfte stocken, wo das Blut dickflüssig wird. Ich werde dir von Bueno eine scharfe Mischung geben lassen. Die treibt die Gifte aus."

„Was nützt das mir? Ich sterbe deiner ersten Frau Saskia nach. Wirst du mich neben ihr in der Oude Kerk begraben lassen?"

Rembrandt zitterte vor Scham und Wut. Hatte jemals ein Mann sein Ehebett so entehrt gesehen?

Geertje fuhr fort: „Ich habe ein hübsches Vermögen. Der Trompeter vermachte es mir. Ich will es dem kleinen Titus verschreiben. Er soll es allein erben. Mein Bruder und niemand soll etwas davon bekommen. Willst du mir einen Notar kommen lassen? Morgen?"

Rembrandt hörte nicht, was sie sagte. Er blickte zu Hendrickje, die wie ein Engel an der Tür stand. Wie sanft ihre Augen waren und wie rot ihr Mund. Sicher hatte sie noch keinem Manne zugelächelt und wußte nichts von ihres Leibes Süße.

„Du hörst mich nicht?" schrie Geertje und heulte laut auf. „Du sitzt da und buhlst mit deiner Magd, während ich hier wie eine Mutter an Titus denke und ihn zum reichen Manne machen will."

„Woher kommt dir mit einem Male der Reichtum, Geertje?" höhnte der Mann.

Wutentflammt richtete sich die Alte aus den Kissen auf. Ihr fettiges Haar fuhr ihm ins Gesicht. Vom Stuhle springend, wich er zurück. „Ich will Titus mein ganzes Geld geben. Höre es doch. Er wird es noch nötig haben, der arme Kleine. Er wird nicht viel zu beißen haben, wenn ich einmal nicht mehr lebe. Denn du bist ein Verschwender. Du bist ein Gauner." Sie schrie und heulte. Der Speichel leckte aus ihrem schlaffen Munde und troff auf die blumige Decke.

Rembrandt erhob sich und ging zur Tür. Hendrickjes Blicke hielten ihn nicht zurück.

In seiner Werkstatt saß er lange und lauschte, ob Hendrickje zu ihm kommen würde. Als er dann endlich ihre Schritte hörte, gingen sie

nicht zu ihm, sondern die Treppe hinauf in die Bodenkammer, wo das Lager der Besenmagd war.

Unbezwingbar war das Verlangen in ihm, zu ihr zu gehen, sie zu umarmen. Schon stand er an der Tür.

Da aber war es ihm wieder, als sähe er sie vor sich, die reine Stirn mit den großen Augen.

Er losch die qualmende Kerze mit einem wilden Atemhauch und warf sich aufs Lager.

Es blieb nicht aus, daß Grübeleien mannigfacher Art ihn in den nächsten Tagen heimsuchten. Gern hätte er Hendrickje so wie Saskia zu seiner Frau gemacht. Aber welche Fülle von Schwierigkeiten mußten aus dieser Sache erwachsen, so einfach sie im Grunde war.

„Es ist wahr", sprach er zu sich, „ich habe bisher gelebt wie ein Schoßkind des Glücks. Aber war mir nicht immer, als sei das alles zuviel? Fühlte ich nicht eine Feindschaft in den Dingen, an denen mein Herz hing? Ein Haus habe ich gekauft. Ich habe es prächtig eingerichtet. In gute Kleider habe ich mich gekleidet. Aber stets war mir, als müsse ich mich von alledem gewaltsam losreißen."

Immer, wenn er in seinen Betrachtungen an diesem Punkte angelangt war, fiel ihm der Knabe Titus ein. Wenn er ihm eine Mutter in Hendrickje gab, dann mußte Titus' Vermögen aus der Hand des Vaters in eines andern Hände gegeben werden. Dann mußte ein Vormund eingesetzt und mußten die Beziehungen zu Geertje geklärt werden.

Es war unübersehbar, was alles daraus entstehen könnte.

Aber konnte er entbehren, was Hendrickje ihm darbot? Konnte er dieser warmen, mütterlichen Magd entsagen? Wenn er daran dachte, quoll in ihm eine ungeduldige Bitterkeit auf. Hendrickje war seiner Mutter so ähnlich. Sie war ein Bach, aus dem gleichen Grunde gespeist, aus dem auch der Mutter Lebenskraft geflossen war. Jetzt, da er sich als Durstender diesen Quellen nähern wollte, sollte sich das dazwischen drängen, was Welt und Gesetz und Menschenwerk war?

Daß das nicht Gottes Wille sei, fühlte er. Wie aber ließen sich Gottes und der Menschen Maße einander anpassen? Er spreizte die Hände über sich wie ein Erstickender. Die Luft, nach der seine Lungen schmachteten, sollte sie ihm versagt werden?

Die Magd Hendrickje ging unterdes im engen Bezirk ihrer täglichen Arbeit mit nicht minderer Unruhe umher. Verfolgt und gequält von den beobachtenden, lauernden Augen der Trompeterswitib, gepeinigt von ihren stichelnden Worten, ihrer List und Tücke wehrlos ausgeliefert, wußte sie kaum einen Augenblick, der ihr Besinnung oder gar Beruhigung gab.

Aber immer engere Kreise zog ihr warmes Herz und ihr unschuldig glühendes Gemüt um den leidenschaftlichen Mann. Wie ein schöner, schwerfälliger Falter torkelte sie um die Flamme, voller Lust, in ihr zu verbrennen, voller Sorge, ihr zum Opfer zu fallen.

In später Nachtstunde betrat Rembrandt, aus der Schenke heimkehrend, das Gemach, in dem Titus schlief. Es trieb ihn, in des Kindes zartes Gesicht zu sehen, sich aus dem Wirrwarr seiner Gegenwart in die Vergangenheit mit Saskia zurückzuversetzen.

Beim kleinen Nachtlicht erkannte er an Titus' Bett eine Gestalt die sich hastig aus den Knien aufrichtete und mit besorgter Gebärde ihm die Arme entgegenstreckte.

„Herr, weckt ihn nicht. Er schläft so gut."

Er lächelte und verbarg nur mühsam die Erregung, die ihn packte, da er Hendrickje am Bett seines Kindes beten sah. „Wachtest du bis jetzt bei ihm?"

„Ja, Herr." Sie wagte keinen Schritt zu tun. Denn zur einzigen Tür aus dem Zimmer mußte sie an dem Mann vorbei. Viele Bilder drängten sich mit Macht in ihren Sinn. Alles, was die letzten Tage in Angst und dumpfer Ungewißheit auf ihr gelastet hatte, flammte jetzt wie ein Feuer auf. Aber sie stand regungslos und hielt die Hände vor dem Mieder ihres Hauskleides zusammengefaltet.

„Willst du dich jetzt nicht schlafen legen?" Auch er wagte keine Bewegung.

„Ja, Herr. Ich sorgte mich nur um Titus. Er weinte und schlug um sich. Da wurde Geertje zornig, und ich habe sie aus dem Zimmer gewiesen." Sie atmete hastig, als sei der Auftritt mit Geertje sehr stürmisch gewesen. „Gleich wurde er ruhig und schlief ein."

„Du hast gut getan an ihm, Hendrickje", sagte der Mann. „Jetzt lege dich schlafen." Er machte einige steife Schritte auf sie zu.

Hendrickje hatte sich noch immer nicht von der Stelle gerührt. Ihre Hände griffen rückwärts in den Vorhang von Titus' Bett.

Jetzt stand Rembrandt neben ihr. Er war nur um weniges größer als sie. Sie hielt ihm das bleiche Gesicht mit den großen Augen entgegen. Eine süße Milde war über ihre hingebende Erwartung gegossen.

„Hendrickje", flüsterte er.

„Ja, Herr."

„Hendrickje, du mußt mir helfen." Es wollten ihm keine anderen Worte vom Munde.

„Herr, was sollte ich Euch helfen können?"

Er streckte seine Hand gegen das Lager des Kindes aus. „Ich könnte sagen, es ist für Titus, daß ich dich bitte. Aber das wäre es nicht allein." Seine Worte kamen unbeholfen.

Er griff nach ihren Händen und drückte sie an die Brust. „Mädchen, wo du bist, ist das andere Leben. Da ist das, wonach ich in all den Jahren umsonst trachtete. Ach, du kannst nicht wissen, was ich fühle. Die Unruhe, die Feindschaft, das Fremde, die Wünsche dieser Welt . . . Das alles weicht von mir, wenn ich an dich denke."

Verwirrt sah die Magd ihn an. „Herr, sprecht leise. Der Titus hat einen zarten Schlaf."

Er lächelte und zog sie näher an sich. „Nein, Titus soll nicht aufwachen. Niemand soll aufwachen. Niemand soll hören, was ich mit dir spreche. Deine Augen, deine Haare, deine Lippen, deine Brüste. Alles ist wieder da." Er küßte sie und hielt sie fest in den Armen; denn sie wankte in den Knien.

Sorglich den Arm um ihre Schulter gelegt, führte er sie in das anstoßende Zimmer. Dort drückte er sie in einen breiten Sessel.

„Bist du gern bei mir?" Seine Augen ließen nicht von ihr, die weit zurückgelegt im Stuhle saß.

Dann ging er eine lange Zeit im Zimmer auf und ab. Es war still zwischen ihnen. Wie es ihn drängte, ihr alles zu sagen, so drängte es ihn zugleich zu schweigen, kein Wort zu sprechen, ihre stumme Hingabe auszukosten.

Und als er sie endlich wieder ansah, lag das Wissen um ihn und alles, was er mit sich trug, offen in dem stillen Warten ihres Gesichtes.

„Weißt du wirklich alles?" Er trat zu ihr und strich über das weiche Haar.

„Alles", sagte sie nah an ihm.

„So sag mir, daß du mir gehören willst wie ich dir." Seine Stimme war rauh vor Erregung, sein Mund kalt an ihrem warmen Hals.

Kaum verstand er beim wilden Schlag seines Herzens den Hauch ihrer Antwort.

Es blieb nicht so still um Rembrandt und Hendrickje, wie es zwischen ihnen war.

Geertje wußte schon am nächsten Morgen, was die Stunde geschlagen habe. Jetzt brachen alle Dämme ihrer Seele auf. Sie kannte keine Grenzen. Gerade weil sie es nicht wagte, vor Rembrandt zu treten und Rechenschaft von ihm zu fordern, ließ sie ihren ganzen Haß an Hendrickje aus. Sie wußte, was sie tat. Tiefer konnte sie die beneidete Nebenbuhlerin nicht treffen als durch den täglich zermürbenden Kampf in Küche und Garten, mit spitzen Reden, hämischen Sticheleien und wütenden Beschimpfungen.

Hendrickjes kindliche Unerfahrenheit war diesem Ansturm nicht gewachsen. Sie, die sich in ihrer Aufrichtigkeit im Grunde an der betrogenen Alten schuldig fühlte, sah in dieser Mißhandlung etwas wie eine Strafe dafür, daß sie so über alle andern Frauen durch ihre Liebe hinausgehoben war. Geduldig, zuweilen niedergeschlagen, ertrug sie

alles und hatte kein anderes Bestreben, als die Streitereien vor Rembrandt geheimzuhalten.

Wußte sie doch, wie vollkommen er gerade jetzt mit seinen Bildern beschäftigt war. Es war ganz unmöglich, zu ihm zu gehen und über Geertje mit ihm zu sprechen. Und es schien Hendrickje auch, als habe sie gar kein Recht dazu, das Gespräch auf die Trompeterswitib zu bringen. Wenn Rembrandt nicht von sich aus eines Tages davon zu reden anhub, so mußte sie eben alles Widrige weiter ertragen. Denn letzten Endes, mochte Geertje auch noch so gemein und niedrig sein, sie war die Ziehmutter von Titus, sie war vor Hendrickje im Haus gewesen. Sie hatte größere Rechte.

Doch gelang dem armen Kinde solche Beherrschung nicht immer. Oft und öfter mußte sie aus dem Schwall und Getöse der Küche hinaufflüchten in das kleine Zimmer, in dem Titus über seinen Zeichnungen oder über der Bibel saß. Sie tröstete ihn über seine Mißerfolge in der Leseschule. Sie sprach ihm Mut zu, wenn er über die Kraft und die Rauflust der anderen Knaben klagte. Sie half ihm die Bibel lesen, so gut es ihrem ungeübten Kopfe gelingen wollte.

Aber auch hierhin verfolgte Geertje sie eines Tages und fuhr in das Zimmer, als sie neben Titus saß, der die Arme um sie geschlungen hatte und den Kopf an ihrem Hals ruhen ließ.

Erschrocken blickte Hendrickje auf die wütende Frau, die ihr mit hartem Griff das Kind entriß. „Du bist nicht zur Kindsmagd gedingt."

„Das weiß ich, Frau. Doch hat Titus es gern, wenn ich bei ihm bin."

Hendrickje fühlte, wie sie schwach wurde. Der Angstschweiß brach ihr aus. Das Herz versagte.

„Geh hinunter in die Küche, wohin du gehörst."

Hendrickje erhob sich mit hängenden Armen. „Ich weiß, daß Ihr mich gern ganz aus dem Hause wieset", sagte sie mit schneeblassem Munde.

Geertje hielt den zitternden Titus an der Hand. „Für die Küche genügst du mir. Ich weise dich nicht aus dem Hause. Nur den Umgang mit dem Kind und seinem Vater verwehre ich dir."

Jetzt war es ausgesprochen. Jetzt mußte weitergesprochen werden, sollte nicht alles verlorengehen.

„Frau, daß ich Euch den Mann genommen habe, ist eine schwere Sünde. Aber wenn ich wieder von ihm ginge, würde sie nur größer werden."

Geertje sah einen Augenblick fassungslos auf das blasse Mädchen. Dann brach es aus ihr heraus. „Was sagst du? Wenn eine Hure sich an einen Mann heranmacht, dann heißt das noch lange nicht, daß sie bei ihm bleiben muß. Ich bin die Ziehmutter von Titus. Ich habe ihm mein ganzes Vermögen vermacht. Was hast du denn für ihn getan, daß du ihn in deine Arme nehmen und küssen kannst, als sei er dein leibliches Kind? Mir ist er noch von seiner Mutter überantwortet. Sie hat mich ausgesucht zu seiner Pflege und Wartung. Was drängst du dich in dies Haus?"

Hendrickje lächelte scheu und unsicher. „Ich habe mich nicht in dies Haus gedrängt, Frau. Ich bin auch bereit zu gehen, wenn Euch an dem Kinde so viel gelegen ist. Aber Rembrandt wird mich nicht von sich lassen." Sie hatte ihren ganzen Mut zu diesem Satze aufgewandt. Jetzt schwieg sie beinahe erschöpft.

Aber Geertje war noch bei Kräften. „Heraus mit der Wahrheit", schrie sie und faßte nach des Mädchens Arm. „Hat er dir die Ehe versprochen?"

„Nein, davon war nie die Rede zwischen uns."

„Siehst du? Warum stehst du dann hier und prahlst, daß er dich nicht ziehen läßt? Muß er doch tun, was ich will. Mir hat er die Ehe versprochen. Von mir hat Titus ein großes Vermögen geerbt. Dich hat er höchstens als Modell brauchen wollen. Das ist dir zu Kopf gestiegen." Sie lachte laut und krampfhaft auf.

Hendrickje legte den Kopf gegen die Wand und schloß die Augen. Im selben Augenblick tönte vom Flur ein Schritt. Die Tür öffnete sich, und Rembrandt stand vor den beiden Frauen.

„Was ist?" fragte er scharf. Seine Hand zog Titus von Geertjes Hüfte hinweg. Er preßte das Kind an sich.

„Ach“, meinte Geertje leichthin und wollte zur Tür hinaustreten, „Hendrickje sorgte nicht für Titus. Da tadelte ich sie. Sie wird mir in den letzten Wochen des öfteren aufsässig.“

Rembrandt blickte von der einen zur anderen, während eine tiefe Röte sein Gesicht überzog. Zum ersten Male fühlte der Mann, was wohl, von ihm nicht beachtet, in der letzten Zeit zwischen den beiden vor sich gegangen war, indes er, von Hendricks Süßigkeit erfüllt, seiner Kunst nachging. Ein heißes Gefühl stieg in ihm auf. Beinahe hatte er Tränen in den Augen. Ging er frei aus, wo das unschuldige Mädchen seine Sünden abbüßte?

„Sprich, Hendrickje“, bat er leise, „was ist geschehen?“

Hendrickje wandte sich um und sah ihn an. Ihre Augen waren weit und furchtsam geöffnet. „Ich herzte den Knaben. Da kam die Frau und verwies es mir. Es sei ihr Kind und nicht das meine.“

„Liebe Hendrickje“, sagte er und trat zu ihr. „Wer kann dir mein Kind verwehren?“

Ganz vergessen hatte er Geertje, die neben ihnen stand, von der Wut bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

„Was ist das“, schrie sie jetzt und ballte dem Manne die Faust ins Gesicht, „muß ich beim Rat dein Eheversprechen einklagen?“

Mit einem Griff nahm Rembrandt sie bei den Schultern, schob sie zur Tür hinaus und riegelte hinter ihr ab.

„Hendrickje“, sagte er zärtlich.

Sie streckte die Arme abwehrend aus. „Laß mich.“

„Was hat dich so erschreckt. Hat Geertje dir häßliche Worte gegeben? Vergiß das, ich bitte dich. Ich will mich von nun an darum kümmern. Ich schütze dich gegen sie.“

Hendrickje schüttelte den Kopf. „Ist es wahr, daß du ihr die Ehe versprochen hast?“

Rembrandt wandte sich ab. „Was kümmerst du dich um das?“ sagte er unwirsch.

Hendrickje zuckte zusammen wie ein verwundetes Tier. „Verzeih. Ich sollte nicht in diese Dinge eindringen. Das weiß ich wohl. Es geziemt sich nicht für mich, dich zur Rechenschaft zu ziehen.“

Sie versuchte die Tränen zu meistern. Zu Tode erschrocken, wußte sie sich nicht mehr zu helfen. Wie sollte sie sich in all diesen Wirren zurechtfinden, in denen ihr vor ihrer und des Mannes Liebe grauste?

Schon aber wandte sich Rembrandt wieder zu ihr. Seine Augen brannten in allen Feuern der Erregung. „Kind", sagte er, „du hast wohl ein Recht daran, alles von mir zu wissen. Ich will nicht bestreiten, daß ich Geertje die Ehe versprochen habe, obgleich ich wußte, es ginge nie an, daß ich sie heirate. Aber ich weiß nicht, warum ich gebunden bin, dies törichte Versprechen zu halten? Ich liebe dich, und alles andere hat keine Geltung."

Er schwieg befangen. Hendrickje stand vor ihm, mit blassen Lippen und verschlungenen Händen, als wollte sie ein Richterwort über ihn sprechen. Aber sie bat nur: „Ich möchte mich bedenken. Schone mich eine Weile. Es verlangt mich herzlich, mich zu bedenken."

Stumm nickte Rembrandt und wandte sich ab, als sie aus dem Zimmer schritt.

„Er hat also eine Buhlerei mit der zweiten Magd angefangen, dein Freund Rembrandt, von dem du soviel Lob sangest. Er hat erst die eine Magd, dann die andere verführt. Und in diesem Sündenpfuhl wächst das zarte Kind Titus heran, das eine geborene van Uylenburgh zur Mutter hatte. Es sieht den Vater nicht, weil er malt und durch die Lande streunt. Es sieht nur die beiden Weiber, die sich bekeifen und bespucken. Wer hätte das je gedacht von Rembrandt."

Jan Six saß mit gesenktem Kopf vor seiner Mutter. Er spielte mit seiner kleinen Reitpeitsche und schwieg.

„Es wird mich nicht wundernehmen, wenn eines Tages ans Licht kommt, daß er das Vermögen seines Sohnes mit diesen Frauen durchgebracht hat. Dann ist das Kind um alles betrogen, und niemand wird sich seiner annehmen."

„Ich höre ungern so harte Worte über meinen Freund", sagte Jan Six langsam. „Ich habe schöne Stunden mit ihm zusammen verbracht. Es ist schwer, hinterher einsehen zu müssen, daß man sich getäuscht hat. Aber wenn Ihr bedenkt, Mutter, daß er ein kräftiger,

gesunder Mann ist, der übermenschliche Kraft in seine Bilder steckt, dann müßt Ihr auch verstehen, daß er nicht jahrelang ohne Frauenliebe auskommen kann." Er lächelte etwas geziert, so, als berühre ihn ein solches Gespräch peinlich.

„Lieber Sohn, das alles verstehe ich sehr gut. Auch weiß ich als Frau, daß er das Kind unmöglich ohne eine Mutter aufziehen kann. Aber war es nötig, gleich im ersten Jahre nach dem Tode der Frau auf eine solche Vettel hereinzufallen? War es nötig, ihr alles Recht im Hause einzuräumen und dann nach einiger Zeit die Besenmagd zu sich zu nehmen? Das ist eine Hurerei, so abscheulich und sündhaft, daß die Kirche eingreifen sollte."

„Ihr müßt aber bedenken, Mutter, daß ihn eine andere Frau zuviel Geld gekostet hätte. Das Testament von Saskia hat ihn eingeengt. Er selber sagte mir, daß alle gute Erinnerung an sie in ihm ausgelöscht sei. Man darf nicht so hart über ihn urteilen."

„Saskia wird gewußt haben, was sie tat. Warum muß ein Mann unbedingt das Vermögen seiner Frau durchbringen? Kann er nicht arbeiten und sich selber ernähren? Aber kein brauchbares Bild ist mehr aus seiner Werkstatt gekommen seit jenem Schützenstück, das im Gildehaus auf dem Boden hängt."

„Ich weiß, daß das Bild Euch nicht gefiel. Aber es ist dennoch ein großes Werk, und mich dauert nur, daß ich es nicht kaufen konnte."

„Niemals hätte ich das zugelassen. Was sollten wir wohl mit dem Bild? Du warst damals von Rembrandt wie betört. Gott sei Dank, daß das jetzt anders geworden ist. Es ist bei den Bürgern kein Ruhm, wenn man sich mit ihm befaßt. Das überlasse den Juden. Sie sind nicht dasselbe wie wir."

Jan schüttelte lächelnd den Kopf. „Wie Ihr sprecht, Mutter. Ich habe so manches Gespräch mit Rembrandt über seine jüdischen Freunde gehabt. Was er an ihnen liebt, ist sicher etwas ganz anderes, als Ihr denkt. Im übrigen weiß er sehr genau ihre Lebensansicht von der seinen zu trennen."

„Aber er geht mit ihnen um. Noch mehr, er geht mit den ärmlichsten und gemeinsten unter ihnen um. Ich hörte Doktor Tulp darüber

sprechen, daß eine ganze Reihe seiner letzten Bilder jüdische Bettler und Händler vorstellen, aus den schmutzigsten Gassen und Winkeln. Ein Maler, der in der besten Gesellschaft Aufträge erhält, sollte sich vor so etwas hüten."

Jan erhob sich und streckte ihr die noch immer jünglingshaft schmale Hand hin. „Liebe Mutter, ich gebe Euch in vielem recht. Rembrandt ist auf einem Wege, von dem er zurückgeholt werden muß, wenn nicht Schlimmeres eintreten soll. Gestattet mir deshalb, daß ich zu ihm gehe. Ich vermag noch immer viel über ihn."

Titus, in einen braunen Samtkittel gekleidet, die blonden Haare üppig gelockt, stand im Hausflur und verneigte sich vor dem Gast.

„Ist dein Vater da?" Immer wieder verwunderte sich Sir über diesen Knaben, der aussah, wie Kinder in Holland selten aussahen. Daß gerade Rembrandt diesen frühreifen, prinzenhaften Sohn haben sollte, war völlig widersinnig.

„Mein Vater arbeitet. Doch werdet Ihr ihm willkommen sein", sagte Titus und setzte den schmalen Kinderfuß auf die Treppe. „Wenn es Euch gefällt, Herr Sir."

Sir lächelte und zupfte ihn an den Locken. „Du bist so feierlich, Titus. Das ist nichts für dich. Warum spielst du nicht mit deinen Schulfreunden? Warum sitzt du im Hause herum?"

Titus hatte die Arme über das Treppengeländer geschlungen und wiegte den Körper hin und her. „Ich habe nicht Zeit zum Spielen", sagte er und lächelte schüchtern und abwehrend.

„Zeit hast du nicht? Das ist gut." Sir lachte schallend.

Da öffnete sich oben die Tür, und Rembrandt blickte die Treppe hinunter.

„Mit wem sprichst du, Titus?"

Ehe Titus antworten konnte, war Sir schon die Treppe hinaufgesprungen. „Dein Kind ahmt dich früh nach", rief er und schüttelte des Freundes Hand. „Er hat keine Zeit, mit seinen Freunden zu spielen, sagt er."

Rembrandt strich des Kindes Haar und geleitete den Freund in die Werkstatt. „Siehst du, Jan, er arbeitet während seiner ganzen freien Zeit an einem Heft Zeichnungen zur Bibel, die er Hendrickje schenken will. Ich laß ihn gewähren. Er artet mir eben nach. Was will man dagegen ausrichten? Was die Natur bewirkt, das kann der Mensch nicht hemmen, sagt Manasse."

Er trat zu einem Wandschrank und brachte dem Freunde eine Pfeife und einen Krug mit Wein.

„Trinkst du selbst nicht?" fragte Sir.

Rembrandt schüttelte den Kopf. „Ich bin seit Tagen so ohne Lust, daß ich kaum den Geruch des Weins ertrage. Nimm es nicht übel."

Er sucht aus einem Wandfache Zeichnungen heraus. „Möchtest du sehen, was ich gearbeitet habe?"

„Später, mein Lieber. Erst einmal muß ich etwas mit dir besprechen."

Rembrandt legte die Mappe beiseite und ließ sich am Tische neben Sir nieder. „Nun?"

„Du sprachst von Hendrickje. Ist sie deine Besenmagd?"

Rembrandt blickte ohne Antwort verwundert auf den Freund. „Was willst du von ihr?" fragte er schließlich.

Sir legte ihm die Hand auf die Schulter. „Du darfst dich nicht erregen. Man spricht so viel von dir und Hendrickje in der Stadt. Erst Geertje, sagen sie, und nun die andere. Ist das wirklich so?"

„Herrgott", sagte Rembrandt, „was in aller Welt kümmert dich das? Ich habe dir doch keine Keuschheit gelobt."

Er versuchte ein unbefangenes Lachen. Aber es gelang nicht.

„Du kannst mich nicht täuschen", sagte Sir ernst. „Ich kenne dich zu gut. Du hast dich auch an diese Magd weggeworfen. Nun sitzt du zwischen den Weibern und weißt nicht aus noch ein."

„Unsinn, Unsinn. Und noch einmal: Unsinn." Rembrandt war aufgesprungen und stand breit vor dem Freunde. „Ich habe Geertje ein paarmal bei mir im Bett gehabt, weil sie es so haben wollte und weil es mir paßte. Hendrickje liebe ich, und sie wird mich wahrscheinlich verlassen. Das ist alles."

Six schwieg und sah auf den breiten Rücken des auf und ab Wandernden. „Lieber Freund, kannst du dich nicht beherrschen? Vermagst du nicht so viel über dich, daß du dein Haus nicht beschmutzest? Denke doch an Titus. Denke an Saskia. Was soll diese liederliche Wirtschaft mit Weibern, die nicht zu dir gehören? Schließlich gibt es genug Bürgertöchter, die dir Geld und Ehre ins Haus bringen und auch nicht übel sind. An solche halte dich."

Rembrandt blieb stehen und sah auf den eifrigen Six herunter.

„Ja, so spricht eben ein Mann wie du, der das Herz auf dem rechten Fleck hat. Ich habe es nun einmal auf dem falschen Fleck. Da hilft kein Reden und Lamentieren."

„Doch. Es muß helfen. Du wirst nicht blind und taub sein vor Leidenschaft zu dieser Besenmagd. Du bist alt genug, um zu wissen, was um dich herum vorgeht. Siehst du nicht, wie man sich von dir zurückzieht? Merkst du nicht, daß langsam andere Maler neben dir zur Geltung kommen, daß wichtige Aufträge ihnen zufallen?"

„Doch. Das sehe ich sehr wohl."

„Nun also, richte dich danach ein. Laß dich nicht wie ein unkluger Jüngling hinreißen, deinen guten Namen zu besudeln."

„Die Ausdrücke, die du für mein Tun und Lassen hast, sind verwunderlich", höhnte Rembrandt. „Nie habe ich gewußt, daß ein Freund so sprechen kann."

Betreten erhob sich Jan. „Sei nicht ungeduldig", bat er. „Es ist alles meine Liebe zu dir, meine Sorge um dein Wohlergehen. Wenn ich Titus sehe, dies schöne, edle Kind, dann schmerzt es mich, daß sein Vater ..."

„Mit einer Dienstmagd schläft", vollendete Rembrandt. „Oh, ich weiß, was du denkst. Aber ich bin nicht imstande, nach deinen Lebensansichten zu handeln."

„Aber bisher warst du doch in allem meiner Ansicht. Wer hat wie du auf das Lob der Bürger gehört? Wer hat wie du sich allen angepaßt? Und nun? Wohin soll es dich führen? Eines Tages bist du ein armer, verlorener Mann, der sein Haupt nicht mehr unter uns erheben darf."

„Wer sagt denn, daß ich mein Haupt unter euch erheben soll?"

Rembrandt war dicht an den Freund herangetreten und flüsterte die Worte: „Wer sagt, daß ich einer sein soll, der unter euch etwas gilt, vor dem man Achtung hat, auf den niemand ein böses Wort wirft? Wer sagt, daß das alles mit mir so sein soll?"

Six seufzte und bewegte abwehrend die Hand. „Du bist verloren", sagte er dann. „Armer, du bist verloren, wenn du diesen Gedanken nachgibst. Ich beschwöre dich, laß dies Haus und laß die Stadt für einige Zeit. Mach eine Reise. Wenn du zurückgekehrt bist, wird alles anders sein. Das Kind kannst du mitnehmen. Es kann schließlich auch bei meiner Mutter leben die Zeit über. Nur geh aus dieser Stadt und brich all diese Beziehungen, die dir verderblich sind."

Aber Rembrandt schüttelte nur den Kopf. Nach einer Weile, da Six sich noch immer nicht beruhigen wollte, sagte er: „Jan, ich habe mich der Armut und der Niedrigkeit gelobt. Ich habe mir geschworen, niemals auf die Worte der Umwelt zu achten. Wenn ich dir jemals etwas wert gewesen bin, dann achtest du jetzt meine Entschlüsse."

Kopfschüttelnd saß Jan Six neben ihm. Als sie nach Stunden sich trennten, die Köpfe schwer vom Wein und die Herzen von ihren Reden, weinte Jan Six und schämte sich seiner Tränen nicht.

Als er aber am andern Tage der Mutter und einigen Freunden von seinem Gespräch mit Rembrandt berichten wollte, kam ihm alles kindisch und widersinnig vor. Er wand sich und drehte an seinen Worten und hatte nichts dawider, als alle einstimmig erklärten, es sei von Rembrandt nichts mehr zu hoffen.

Zur selben Zeit, da Jan Six den Freund verriet, stand Hendrickje an der Tür des Hauses und reichte einem Bettler eine Suppe. Milde und Güte lag auf ihrem Angesicht, das, von der Sonne beschienen, leicht gerötet war. Freundlich hörte sie auf die Klagen des zerlumpten Alten, verzog keine Miene, als er ihr seine eitrigen Wunden zeigte, deren Gestank ihr in die Nase stieg. Sie trug weißes Leinen herbei und sprach auf den Gequälten ein, daß sein Gesicht sich wie unter einer zärtlichen Berührung glättete.

Da trat Rembrandt, von einem Ausgang zurückkehrend, zu den beiden. Der Bettler wich aus, indes Hendrickje rasch die Schüssel mit dem Wasser und die Tücher ergriff, ihm Platz zu machen.

„Laß nur", sagte Rembrandt und sah auf ihr Gesicht, das ganz in Glut getaucht war. „An mir liegt dir nicht soviel wie an dem Bettler." Erschrocken wollte Hendrickje etwas entgegnen. Aber er war schon die Treppe hinaufgegangen. Schwer hallten seine Schritte durchs Haus.

„Ist doch sonst ein guter Herr", wunderte sich der Bettler. Er betrachtete seine sauber gewickelten Füße. „Gönnt einem armen Mann nicht einmal das bißchen Pflege."

„Das dürft Ihr nicht sagen", mahnte Hendrickje und drängte ihn zur Tür hinaus. „Der Herr hat ein größeres Kreuz zu tragen als Ihr. Betet für ihn, wenn Ihr Zeit habt."

Sachte schloß sie die Tür hinter ihm. Einen Augenblick stand sie grübelnd auf dem Flur. Dann ging sie die Treppe hinauf.

In seiner Werkstatt saß Rembrandt vor dem Zeichentisch und starrte vor sich hin. Ein grauer Schimmer lag über seinem Haar. Hendrickje sah das heute zum erstenmal. Ihr Herz zog sich zusammen. Wie lange hatte sie gezögert, ihm alles zu geben, was er verlangte. Hatte er nicht recht, wenn er ihr vorwarf, dem Bettler zu geben, was sie ihm nicht gab?

Leise trat sie neben ihn. „Willst du nicht Geertje aus dem Hause weisen?"

Rembrandt fuhr auf. Ein strahlendes, starkes Lächeln hellte sein Gesicht auf. Schon hatte er die Arme um ihren Leib geworfen und bohrte den Kopf unter ihre Brust. „Endlich", stöhnte er.

„Diese Aufstellung von Titus' Vermögen hat wenig Zweck", sagte Hendrick van Uylenburgh. Er seufzte. Er war fett geworden mit den Jahren.

Die von der Uylenburghsippe hier versammelt waren, blickten bedenklich auf ihn. „Hendrick hat recht", sagte einer der Männer. „Wenn man nur wüßte, wie ihm anders auf den Zahn zu fühlen ist."

„Kein Mensch weiß letzten Endes, wieviel Schmuck und Wertsachen er noch von Saskia hat. Das schluckt natürlich jetzt alles diese Hendrickje über." Auch an Aaltje hatten die Jahre gearbeitet. Sie war kurzsichtig, nicht nur den äußeren Augen nach. Sie kannte kein Erbarmen.

„Einen Teil des Schmuckes hat Geertje schon mit sich geführt", sagte Hendrick. „Es ist nicht anzunehmen, daß die Alte so dumm war, alle Geschenke bei ihrem plötzlichen Auszug aus dem Hause an der Breestraat herauszugeben. Es mag ohnehin schon Streit genug zwischen den beiden Weibern gegeben haben."

„Der Schuster, der einige Häuser weiter wohnt, hat gesagt, man habe den Lärm die ganze Breestraat hinunter hören können. Vor Gericht streitet Hendrickje natürlich alles ab. Sie besteht darauf, daß sie sich in gutem Einvernehmen von der Alten getrennt haben." Sylvius sagte es spöttisch. Ein Gelächter brach unter den andern aus.

Uylenburgh aber rief: „Zweimal hat man Rembrandt vor die Kammer für Ehesachen gefordert, ehe er erschienen ist. Hendrickje hat für ihn ausgesagt. Aber er ist doch nicht freigekommen, der Trompeterswitib monatlich eine Unterstützung zahlen zu müssen. Dafür hat sie ihr Vermögen an Titus verschrieben."

Alle lachten. „Das Vermögen mag schon etwas wert sein."

„Ja, das arme Kind", klagte Aaltje. „Wenn man nur einen Weg wüßte, es dem Vater zu entziehen. Dann wäre ich ruhig. Was aus Rembrandt wird, ist mir einerlei. Aber Saskias Kind in diesem Hause zu wissen, ist mir sehr schwer."

Sylvius streichelte ihr faltiges Gesicht. „Laß nur. Du erntest keinen Dank mit deiner Güte. Solche Menschen sind ein Verderb für ihre ganze Familie. Da hilft es nichts, wenn wir uns einmischen."

Am gleichen Abend erfuhr Rembrandt durch Geertjes Bruder, der ihn einer letzten Auseinandersetzung wegen besuchte, daß man die Trompeterswitib als Geisteskranke ins Arbeitshaus in Gouda eingeliefert habe. Breit lachend erzählte der Bruder das. „Wie habt Ihr nur solange mit dem Frauenzimmer fertig werden können? Wir haben

es nicht ein halbes Jahr aushalten können. Sie hatte keinen einzigen vernünftigen Gedanken mehr."

Hendrickje weinte, als sie Geertjes Geschick erfuhr. „Ach Gott, sie hat sicher sehr gelitten. Wer weiß, wohin man mich gebracht hätte, wenn ich von dir geschickt worden wäre."

„Aber es muß doch eine große Beruhigung für dich sein", sagte Rembrandt und hielt sie in seinen Armen. „Denk nur, wie glücklich wir leben, Titus, du und ich. Wie still unser Haus geworden ist. Niemals zu Saskias Zeiten schien mir dies Haus so heimlich und gut. Und nun stellt sich heraus, daß Geertje über kurz oder lang doch nicht mehr für mich getaugt hätte. Beruhigt dich das nicht, liebe Hendrickje?"

Und als sie noch immer schluchzte, wiegte er sie wie ein Kind hin und her:

„Bald hast du ein Kindelein,
Du liebes, gutes Mägdelein,
Das ist dir wie ein Engelein,
Und es ist mein und dein."

Vollkommenheit

O Gott, erst jetzt erkenne ich Dich ganz,
Da Du die Ungeduld mir abgenommen,
Da ich zur Tiefe bin hinabgeklommen,
Entblößt von allem Erdenglanz.

O Gott, erst jetzt erschließt Du Dich mir so,
Daß ich bin gänzlich von Dir übermannt,
Erst jetzt, da ich uns beide so erkannt,
Bin ich ob meiner Sünden herzlich froh.

O Gott, erst jetzt, da mir die Kraft vergeht
Und ich die eignen Schritte nicht mehr fühle,
Erkenne ich auf himmlischem Gestühle
Dich Gott, der nimmermehr vergeht.

Nur wenige Tage alt, verstarb das Kind, das Hendrickje Rembrandt geboren hatte. Der Schmerz, der dem Vater schon so vertraut war, griff der Mutter junges Gemüt aufs tiefste an. Nicht Gebet noch Tröstung wollten verschlagen. Sie erkrankte schwer, und es dauerte lange, ehe sie sich einigermaßen wieder zusammengerafft hatte. Ihre ganze Hoffnung klammerte sich jetzt an Titus, der, reif und verständnisvoll weit über seine Jahre hinaus, an ihrem Bette saß und Gespräche mit ihr führte, als sei er ihr Bruder.

Allmählich fand sie ihr Gleichmaß wieder, stand dem Hauswesen wieder vor und verbarg den herben Schmerz, so gut es ihr gelingen wollte.

Und sie hatte ihre ganze Kraft nötig. Denn die Not, die sich im Lande breitmachte, griff auch in ihre Wirtschaft über. Immer öfter kam es vor, daß sie nur mürrische, ungeduldige Worte erhielt, wenn sie Rembrandt um Geld für den täglichen Bedarf bat. Er fragte nicht, wie sie es möglich machte, den Haushalt zu führen. Er wollte nicht mit Geldforderungen belästigt werden. Schon hatte sie die Dienstmagd entlassen und verrichtete die Hausarbeit allein. Aber es war darum doch immer weniger Geld vorhanden.

Zwar verlangte Rembrandt nur das allerwenigste zum Unterhalt, und auch für sich selber brauchte sie keine großen Ausgaben zu machen, da sie von Kind an an Entbehrungen gewöhnt worden war. Aber Titus bedurfte doch aller irgendmöglichen Pflege. Mit Schmerzen sah sie, wie er im dünnen Umhang in die Schule ging, wie abgerissen Kleider und Schuhe waren.

Hier und da hörte sie die Leute sagen, daß Rembrandt große Summen mit seinen Bildern verdient.

Ja, verdiente er wirklich noch so große Summen für seine Bilder? Hendrickje blickte zweifelnd vor sich hin. Ihn selber konnte sie nicht fragen. Aber sie hörte doch etwas darüber und war klug genug, sich das andere zu denken.

Der Marktwert von Rembrandts Bildern war bis zum Tiefpunkt gesunken. Aufträge hatte er so gut wie gar keine mehr. Zwar arbeitete er von morgens bis abends. Aber das waren seine eigenen Bilder, die er ohne Auftrag malte. Von ihnen brachte er kaum eins an den Mann.

Gar zu gern hätte Hendrickje auch gewußt, wie es sich mit dem Hauskauf verhielte, ob die ganze Summe abgezahlt, ob noch bares Geld aus Saskias Erbe vorhanden sei, wie überhaupt die Vermögensverhältnisse von Rembrandt und Titus geordnet seien. Aber sie erhielt keinerlei Einblick in die Dinge.

Wenn ich nur gescheit genug wäre, all dies für ihn zu erledigen, dachte sie des öfteren. Ich würde ihm alles ordnen. Er brauchte nichts von den Geschäften zu wissen. Aber ich bin nicht klug genug für so etwas.

Ein Komet, rot wie Blut und Feuer, fuhr eines Abends über den Himmel. Die Bürger standen auf den Straßen. Der Verkehr und die Arbeit stockten. Blutige Nachrichten hörte man von den Kriegen in fernen Landen.

Manasse aber brach in Frohlocken und zuversichtliches Hoffen aus. Sollte nicht jetzt das messianische Zeitalter angebrochen sein? Sollte sich das fünfte Reich der Juden nicht also ankündigen? Ja, es mußte bestimmt so sein: in diesem Jahrhundert würden die Juden Zion zurückerobern.

Rembrandt schüttelte ungläubig den Kopf. „Warum müßt Ihr immer an ein irdisches Reich denken bei solchen Zeichen? Was narren Euch diese Zeichen?"

Manasse trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Wie hartnäckig Rembrandt war. „Meine Verhandlungen mit Schweden sind noch nicht beendet. Es steht noch immer zu hoffen, daß in kurzer Zeit auch

dort Juden angesiedelt werden. Dann wird England sich erweichen lassen, uns aufzunehmen."

„Ich möchte Eure Glaubensbrüder sehen, wenn sie dies Land verlassen und ins ungewisse Juda ziehen sollen. Sie werden sich grämen um die Geldbeutel, die sie nicht mitnehmen können."

Manasse lachte. Es gehörte zu seiner Wesensart, sich Kränkungen nicht anmerken zu lassen. „Wenn sich alle Zeichen erfüllt haben, wird die Judenschaft vom Krämergeist befreit sein. Glaubt es mir. Alsdann wird auch die übrige Welt von diesen Fremdlingen befreit sein. Ich hoffe von ganzem Herzen, daß ich das noch erlebe."

Rembrandt schwieg und spielte beinahe gelangweilt mit seinem Silberstift.

„Der Böhme Paulus Felgenhauer hat mir geschrieben. Er will mir sein Buch ‚Frohe Botschaft an Israel' widmen. Überall vereinigen sich die Geister in dieser Hoffnung auf den Messias."

„Tut mir die Liebe", sagte Rembrandt, „und sprecht nicht mehr von solchen Dingen. Alles, was ich Eurem Glauben entgegenbrachte, zerschellt an dieser Äußerlichkeit, an dieser Narretei."

Manasse lächelte. „Es tut mir weh, bei Euch auf Mißverständnis zu stoßen. Aber trotzdem hoffe ich, daß Ihr mein Buch über den Wunderstein, den Stein der messianischen Hoffnungen, mit einigen Kupfern von Eurer Hand versehen werdet."

„Gern. Wenn Ihr mir gestattet, in meinem Herzen diesen Stein auf die Weise Jakob Böhmes zu deuten."

„Gut", sagte Manasse. „Ich verstehe Euch. Ihr seid ein Künstler. Mit Recht glaubt Ihr, daß das Reich in Euch und über Euch, aber nicht um Euch sei."

Als Manasse sich verabschiedete, verbarg Rembrandt nur mit Mühe ein spöttisches Lächeln. Wie sich der gelehrte Mann in solche Gespinste verfangen konnte. Woher sollte dieser Welt der Messias kommen, da sie ihn doch schon vor langen Zeiten besessen und gekreuzigt hatte? Wenn sie ihn wiederbekämen, den wahren Messias, dann würden sie ihn wiederum kreuzigen. Und täten sie es nicht, so wäre er nicht der wahre Messias.

„So belaufen sich also die Schulden des Malers nach meiner beiläufigen Schätzung auf achttausendvierhundertundsiebzig Gulden. Dreieinhalb Jahre sind keine Zinsen und Steuern gezahlt worden."

„Das ist allerdings eine hohe Summe, Herr Thysz. Achttausendvierhundertundsiebzig Gulden. Ja, wer die hätte. Das kann heute schwerlich ein einzelner Geschäftsmann aufbringen. Die Geldknappheit, die überall herrscht, macht es noch besonders schwierig. Der Bürger Cornelis Witsen kaute an dem Nagel seines kleinen Fingers und blickte überlegend vor sich hin. Es war unmöglich, daß er die Summe aufbrachte, so gern er das Geschäft gemacht hätte.

„Wenn wir nun einen zweiten Mann dazu bekämen, einen zahlungsfähigen Kaufmann. Dann würdet Ihr das doch eher machen. Ihr gebt die Hälfte und der andere die Hälfte. Dann habt Ihr immer noch zu Eurem Vorteil gearbeitet."

Witsen verhielt sich abwartend. „Es ist kaum anzunehmen, daß Rembrandt je wieder zahlungsfähig wird. Sonst, wie ich Euch kenne, würdet Ihr nicht so darauf drängen, die Schuldscheine abzugeben."

„Aber lieber Freund, das ist ein großer Irrtum. Mich treiben ganz andere Beweggründe zu diesem Entschluß. Seht, seit beiläufig dreizehn Jahren warte ich darauf, daß die Kaufsumme für das Haus mir ausbezahlt wird. Jetzt habe ich seit langem nicht einmal die Zinsen mehr bekommen. Das verträgt mein Geschäft nicht. Ich habe drei Töchter, denen ich eine Aussteuer geben muß. Da weiß ich mir nicht anders zu helfen, als indem ich die Scheine abstoße. Sonst würde ich mit Freuden abwarten, wie sich die Dinge entwickeln."

„Das Haus und das Erbe seines Sohnes sind für die Schuld gut?"

„Ja, wenn Ihr die Bilder und die Sammlungen und alles andere nicht mitzählen wollt."

„Ach, Bilder, Sammlungen. Wer gibt heute noch Geld für so etwas? Rembrandt-Bilder kauft man schon für sechs Gulden. Na, habe ich nicht recht? Das Haus und die Besitztümer von der Frau her sind das einzige, was Wert hat."

„Wenn Ihr Euch mit ungefähr viertausend Gulden an dem Ge-

schäft beteiligen wollt, seid Ihr durchaus gedeckt. Ihr müßt eben nur den Teilhaber finden."

„Ach, ich wüßte schließlich jemand dafür. Kennt Ihr Isaac van Heersbecq? Er ist ein durchaus zuverlässiger Kaufmann, der mir besonders gewogen ist. Was meintet Ihr, wenn ich ihm diese Angelegenheit einmal nahebrächte?"

„Still. Ich höre seine Stimme."

Beide erhoben sich, den Maler zu begrüßen.

Müde und gedrückt klang Rembrandts Gruß. Er ließ sich schwer auf den angebotenen Stuhl fallen. Seine Hand fuhr mehrmals durch das struppige Haar. Er blickte von einem der Männer zum andern. Unsicherheit stand auf seiner Stirn.

„Nun, wie ist es mit Euch, Herr Rembrandt? Wollt Ihr die Schuldsumme anerkennen, die ich aufstellte?"

Rembrandt nickte.

„Wie denkt Ihr Euch die Erledigung? Ihr wißt, ich brauche das Geld und kann nicht länger darauf warten."

Rembrandt zögerte einen Augenblick, ehe er sagte: „Ich kann Euch das Geld jetzt noch nicht geben. Wenn Ihr nicht darauf warten könnt und Rücksicht nehmen auf die schwere Geschäftslage, die bekanntlich allen Amsterdamern Schwierigkeiten macht, müssen wir Mittel und Wege finden zu einer anderen Lösung. Ich bin bereit, auf alles einzugehen."

Thysz lachte. Sein breites Gesicht wurde zur Grimasse dabei.

„Ihr habt Euch schnell eine demütige Tonart angewöhnt, Herr Rembrandt. Noch vor einem Jahr tatet Ihr, als wäre ich Euer Schuldner und müßte dankbar sein, wenn Ihr Euch zu einer Unterredung herabließet."

„Ich entsinne mich nicht, daß ich es jemals an der schuldigen Höflichkeit fehlen ließ. Im übrigen bin ich aller Welt als ein grober Geselle bekannt."

Sie lachten alle drei ein gezwungenes Lachen. Dann wurden die geschäftlichen Vereinbarungen mit peinlicher Umständlichkeit erörtert.

Rembrandt willigte darin ein, daß er die an Thysz fällige Summe zahlen wolle, wenn ihm von Witsen und Heersbecq das nötige Geld geliehen werde.

Es war nur wenige Wochen darauf, da wachte Hendrickje eines Morgens von einem lauten Gespräch in der Werkstatt auf. Sie hörte Rembrandts und eines Unbekannten Stimmen.

„Ich will zuerst die Übertragungsurkunde für das Haus in Händen haben, ehe ich Euch das Geld geben kann."

„Herr Rembrandt, Ihr verschanzt Euch hinter Ausflüchten. Ich fürchte, Ihr habt das Geld inzwischen woanders verbraucht, trotzdem Ihr feierlich versprochen habt, es Herrn Thysz zu übergeben."

„Verdächtigt mich, soviel Ihr wollt. Ich lasse mich nicht einschüchtern. Erst die Urkunde, dann das Geld."

Hendrickje richtete sich angstvoll auf und schlug den Vorhang des Bettes zurück. Unter ihrem Herzen bewegte es sich. Sie preßte die Hand dagegen, als wolle sie etwas zum Schweigen bringen. Mit wem stritt sich Rembrandt? Um welche Urkunde ging es?

Leise erhob sie sich und warf ihre Kleider über. Die Zöpfe hingen über ihre Brust.

Da öffnete sich die Tür. Titus trat herein. Mit seinen vorsichtigen Schritten kam er heran und legte schweigend den Kopf auf ihren Hals.

„Wer ist bei Rembrandt, Titus?"

Titus richtete sich nicht auf. Seine Schultern bewegten sich leicht. „Ich weiß es nicht, Hendrickje."

Hendrickje dachte nach. Rembrandt hatte ihr nichts von einem Verkauf oder einer Urkunde gesagt. Es mußte ihm also daran liegen, daß sie nichts davon erfuhr.

Jetzt wurden in der Werkstatt Stühle gerückt. Eine Tür wurde krachend ins Schloß geworfen. Dann hörte man den Fremden die Treppe hinunter aus dem Hause gehen. Rembrandt schien oben geblieben zu sein.

Titus trat an die Tür, öffnete und versuchte durch den Spalt hin-

auszusehen. „Er ist fort", sagte er leise und wandte sich zu Hendrickje zurück.

Sie sah ihn unschlüssig an. „Hast du Vater heute morgen schon gesprochen?"

Titus schüttelte den Kopf. „Ich muß in die Schule hinüber", sagte er, als erinnere er sich erst jetzt daran, daß er ja noch gar kein erwachsener Mann sei. Sein Gesicht war ernst und von Sorgen überschattet. „Aber ich möchte mit dir sprechen." Er horchte einen Augenblick. Rembrandt schien in der Werkstatt zu bleiben. „Vater kann das Haus nicht bezahlen. Man wird ihm schwer helfen können. Der Schuster sagt, Vater kann nicht mit Geld umgehen. Er ist zu unerfahren. Mein Vermögen ist sicher auch schon verbraucht."

Hendrickje blickte auf das Kind. „Titus, wie kommst du nur auf solche Sachen?"

Titus lachte. „Man sieht es Vater doch an. Er wartet doch darauf, daß wir alles wissen, ohne daß er uns Geständnisse machen muß." Er ergriff Hendrickjes Hand. „Nimm es ihm ab. Du kannst sicher noch viel retten, wenn du ihn fühlen läßt, daß wir beide alles wissen und mit ihm ausharren." Er trat zur Tür.

„Jetzt muß ich in die Schule. Der Lehrer sieht mir nicht gern etwas nach." Grüßend hob er die Hand. Dann war er hinaus.

Hendrickje sank in einen Stuhl.

Sollte sie zu Rembrandt gehen, ihn fragen, in ihn drängen, ihr einen Teil der geschäftlichen Arbeit zu überlassen? Sie wußte nicht, ob sie sich einarbeiten konnte. Aber wenn sie sich bemühte, mußte es doch möglich sein. Man mußte ihr Zeit lassen. Dann wollte sie retten, was noch zu retten war.

Sie erhob sich, ging mit langsamen Schritten aus dem Zimmer in die Werkstatt.

Rembrandt arbeitete an einem Ölbild. Er achtete ihrer nicht. „Ist Titus schon in die Schule gegangen?" fragte er nach einer Weile.

„Ja. Er war vorher bei mir und erzählte mir von einem Besuch, den du heute morgen schon hattest."

Rembrandt lachte. „Titus ist neugierig wie ein altes Weib. Was kümmert ihn der Besuch?"

„Titus ist nicht nur neugierig. Er ist hellsichtig. Er weiß über deine Geschäfte Bescheid, als sei er dein nächster Vertrauter. Dabei sprichst du doch sicher mit ihm ebensowenig darüber wie mit mir."

„Ja, da kannst du beruhigt sein. Ich störe seine kindliche Reinheit bestimmt nicht."

„So wolltest du mich wohl auch nicht stören?"

Rembrandt wandte sich um. „Womit wollte ich dich nicht stören?"

„Nun, mit deinen geschäftlichen Sorgen, mit den Schwierigkeiten wegen des Hauskaufes und all den andern Sachen, die dich belasten. Du sagtest mir ja auch nicht, daß heute morgen jemand Geld von dir haben wollte."

Rembrandts Gesicht verdüsterte sich ganz plötzlich. „Geh hinaus", sagte er und sah sie zornig an. „Geh hinaus und arbeite. Was sitzt du hier herum und hältst Reden über meine Geschäfte? Noch niemals haben bei mir Weiber darüber bestimmt, was ich mit meinem Geld anfange. Sogar Saskia nicht, die vermögend war und etwas von Geld verstand. Aber du, arm und ohne Bildung, was mischt du dich in diese Sachen?"

Hendrickje ging zur Tür. „Es muß sehr schlimm um dich stehen", sagte sie, mit ihren traurigen Augen auf den Sonnenfleck am Fußboden starrend. „Sehr schlimm muß es aussehen, wenn du mir so begegnest."

Sie wollte gehen. Aber schon war er bei ihr, ergriff ihre Hand und zog sie ins Zimmer zurück. „Liebe, Gute, ja, es steht schlecht um mich. Es steht so schlecht, wie es sich niemand denken kann."

Und als sie erschrocken zu ihm aufsah, drückte er sie in einen Stuhl. „Nimm dich zusammen, Hendrickje, wir müssen es nun so hinnehmen. Ich bin kein kluger Geschäftsmann. Ich finde mich aus diesem Wirrwarr niemals wieder heraus."

Sie schwieg und sah vor sich hin. Ihre Hände lagen im Schoße. Er blickte auf diese Hände, die ihm jederzeit so gutgetan hatten, in der Liebe wie in der Arbeit. Sie waren breit und ungepflegt, diese Hände,

ganz anders als die zierlichen Hände Saskias. Er deckte sie mit den seinen zu und wußte nicht, was er der Frau im Augenblick Tröstliches sagen sollte.

„Müssen wir aus dem Hause fort?" fragte Hendrickje schließlich.

„Nein, noch nicht. Noch lange nicht. Bis jetzt weiß ja noch niemand, wie es wahrhaft um mich steht. Und ich bin willens, solange wie irgend möglich alles geheimzuhalten. Was kümmert es die Leute, wovon ich lebe? Ich habe noch eine große Arbeit vor mir. Das allein ist ausschlaggebend."

Hendrickje nickte gedankenvoll. Er dachte nur an seine Arbeit. Das wußte sie. Was aus Titus werden sollte, quälte ihn nicht.

„Ich könnte nicht so denken wie du", sagte sie schließlich. „Mich würde mein Gewissen bedrängen."

Rembrandt lachte. „Das glaube ich dir gern. Deswegen habe ich ja auch sorgfältig alles vor dir geheimgehalten. Für diese Dinge büße ich allein in der Hölle. Ich ziehe niemand mit mir hinein."

„Aber wenn ich für unsere tägliche Notdurft sorgen soll", begann Hendrickje nach einer Weile wieder, „wenn ich Titus kleiden soll, und wenn ...", sie schwieg einen Augenblick, „das Kind, das ich unter dem Herzen trage, ist doch auch meiner Sorge anheimgegeben."

„Es wird sich alles finden." Rembrandt stand schon wieder an der Staffelei.

„Wie du es meinst", sagte Hendrickje und erhob sich mühsam.

An der Tür wandte sie sich noch einmal um: „Wenn nur Titus und das Kind von mir nicht darben müssen." Ihre Augen standen voll Tränen, als er sie ansah.

Am Nachmittag ging Rembrandt zu Six, der sein Haus seit langem mied. Schon an der Tür empfing ihn eine gedämpfte Stille. Die Magd schien verweint. Herr Six wäre nicht zu sprechen. Seine Mutter sei soeben gestorben.

„Aber trotzdem wird Herr Six mich vorlassen", sagte Rembrandt und wollte die Magd beiseiteschieben. „Ich bin sein Freund. Ich kann ihm Trost geben. Ich habe ein Anrecht darauf, daß man mich vorläßt."

Die Magd blickte zweifelnd. Sie bat ihn zu warten. Nach einer Weile kam ein Diener und bedeutete Rembrandt, daß Herr Six zwar bedaure, aber nicht in der Lage sei, ihn zu empfangen.

„Gut", sagte Rembrandt, „wenn die Freundschaft sich in diesem Hause verleugnet, dann wird es um so wirkungsvoller sein, wenn man sich auf das Geschäft beruft. Sagt Herrn Six, daß ich wegen des Geldes, das ich ihm schulde, vorspreche."

Der Diener verschwand abermals und kam zurück mit der Meldung, daß die betreffenden Schuldscheine an den Eisenhändler Gerbrand Ornia weitergegeben seien, der in der Herrengracht „Zum Kaiserreich" wohne. „Vielleicht bemüht Ihr Euch in dieser Sache zu ihm."

Einen Augenblick stand Rembrandt starr vor Entsetzen. Schwer ging ihm der Atem aus und ein. Was war geschehen? Wer hatte ihm das Vertrauen dieses Freundes so gänzlich geraubt?

Ich muß zu ihm, dachte er krampfhaft. Ich muß es ihm sagen. Er darf mich nicht aufgeben. Er muß mich halten. Wem hat er die Schuldscheine überliefert?

Er wollte den Mund aufmachen, wollte dem Diener etwas sagen. Der aber stand vor ihm, ungeduldig lächelnd, die Hand am Türgriff, den lästigen Gast hinauszuweisen.

Da packte den Maler eine sinnlose Wut. Er sprang auf den Diener ein und würgte ihn am Halse. Schon lagen sie beide am Boden, rangen miteinander.

Auf der Treppe schrie die Magd, daß das Haus widerhallte. Frauen liefen zusammen. Ein wilder Lärm war in kurzem um die beiden Männer, die noch immer nicht voneinander ließen.

Da erschien oben am Geländer der Stiege der Hausherr, bleich, in Trauergewandung. Aufgebracht sah er hinunter, erkannte nicht, wer die Ringenden seien. „Haltet ein", rief er, „sofort, haltet ein."

Die Stimme weckte Rembrandt aus seinem wütenden Rausch. Er ließ von dem Unterlegenen und richtete sich auf. Ohne sich um die Umstehenden zu kümmern, ordnete er seine Kleidung flüchtig und wandte sich zur Tür.

Schon aber war die Treppe hinunter Jan Six zu ihm getreten. „Was in aller Welt treibst du hier?“ fragte er vorwurfsvoll, der Dienerschaft mit der Hand winkend, daß sie sich entferne.

„Ich weiß nicht“, sagte Rembrandt. „Es überkam mich so. Warum stellst du diese Stelzbeine zwischen dich und mich? Er behandelte mich, als sei ich ein Bettler. Da packte ich ihn an.“

Jan Six schüttelte den Kopf. „Du bist in einem Trauerhause. Hast du gar keine Ehrfurcht?“

„Ach, Jan, wie du so vor mir stehst, vornehm und anständig in deiner Trauergewandung, möchte ich dich fragen: hast du denn keine Ehrfurcht? Aber es lohnt nicht. Ich sehe es dir an. Du bist für mich verloren.“

„Sprich nicht so hochfahrende Sätze, mein Lieber. Wer so wenig wie du auf sich hält, kann schwer verlangen, daß man ihn zu jeder Stunde um sich dulden mag.“

„So hast du deshalb auch wohl die Schuldscheine an jemand anders weitergegeben, damit ich nicht zu jeder Stunde in deine Nähe kommen könnte. Ach, wie wenig weißt du doch von mir und meinen Sorgen, wenn du so etwas tun konntest.“

„Wieso? Was tat ich? Ich gab die Schuldscheine einem anderen, weil ich das Geld nicht mehr länger entbehren konnte, einem tüchtigen, jungen, erfahrenen Mann. Was ist daran?“

„Nun, er wird so tüchtig sein, mich mit dieser Forderung täglich zu behelligen. Er wird mich aussaugen, bis er das Geld zurück hat. Aber ich? Ich bin verraten. Hinterrücks von meinem Freunde einem Blutsauger ausgeliefert.“

Jan Six schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht, was in dich gefahren ist. Gerbrand Ornia ist kein Blutsauger. Er ist nur reicher als ich. Deshalb kann er länger auf das Geld warten. Er hat nicht nötig, die Zinsen pünktlich einzutreiben.“

Rembrandt seufzte. „Er wird bei mir umsonst eintreiben. Ich habe kein Geld mehr.“

Sir legte den Arm um Rembrandts Schulter und führte ihn die

Treppe hinauf. In seinem Arbeitszimmer rückte er ihm einen Sessel hin und begann dem Niedergeschlagenen zuzureden.

„Sieh, mein Lieber, es war nicht recht, daß ich die Schuldscheine hinter deinem Rücken weitergab. Ich hätte dich darauf aufmerksam machen müssen. Aber ich konnte es nicht. Ich bin in solchen Dingen von einer peinlichen Schwächlichkeit. Ich mag nicht über Geldgeschäfte mit Freunden sprechen. Als ich dir das Geld lieh, da dachte ich, du würdest bald imstande sein, es zurückzugeben. Als ich aber merkte, daß die Zinsen unregelmäßig bezahlt wurden, wurde die Sache schwierig. Ich werde in den nächsten Monaten aus der Leitung der Tuchfärberei ausscheiden. Ich möchte dann dieses Haus verkaufen und ein behaglicheres beziehen. Ich habe eine Frau gefunden, die Tochter des Doktor Tulp, die ich heiraten will. Ich sage dir das alles im Vertrauen, damit du siehst, daß ich es ehrlich mit dir meine. Für alle diese Umstellungen brauche ich das Geld notwendig. Ich mußte daher auf irgendeine Weise die Schuldscheine einlösen. Daß ich nicht früher mit dir darüber sprach, liegt wirklich nur daran, daß ich mit Freunden so ungern solche Gespräche führe. Ich hätte es nie über mich gebracht, dich um Bezahlung der Zinsen zu bitten. Ich hätte einfach auf das Geld verzichtet. Und da ich es geschäftlich nicht konnte, mußte ich eben so verfahren."

Rembrandt schwieg. Er ging auf keine der vielen, tastend vorgebrachten Entschuldigungen ein. Nach einer Weile sagte er: „Wenn ich nur wüßte, was für ein Mensch dieser Ornia ist."

„Ach, der beste Mensch, den du dir denken kannst. Jung, kunstbegeistert, reich, gebildet. Er wird dir sicher nicht unangenehmer sein als ich. Schließlich kann ich ja auch noch einmal mit ihm sprechen und ihm ans Herz legen, daß er dich nicht mit dem Gelde drängt. Er gibt viel auf mein Wort. Übrigens, ganz im Vertrauen, steht es denn wirklich so schlecht um dich?"

Rembrandt erhob sich, richtete sich starr auf und blickte den andern ruhig an: „Herr Sir, zu dieser Auskunft bin ich nicht bereit; sie könnte Herrn Ornia sofort zugute kommen." Ohne des Bestürzten Einspruch abzuwarten, ging er zur Tür hinaus.

Am nächsten Tage erschien der Maler van Ludick im Hause an der Breestraat. Da Rembrandt nicht zu sprechen war, bat er um eine Unterredung mit Hendrickje.

Hendrickje war im Hausgarten. Sie trug ihr schlichtes braunes Kleid, das sie schon als Besenmagd hatte. Ihr Leib war voll, doch ohne Entstellung. Lächelnd sah der Besucher, wie sie bei der Begrüßung errötete. Denn er bemerkte sehr wohl, daß sie schwanger war.

„Ihr seid die . . ." Ludick suchte nach Worten.

„Ich bin Rembrandts Frau", sagte Hendrickje ruhig.

„Nun, wie Ihr wollt. Ohne kirchlichen Segen besteht ja eigentlich keine Ehe. Also, Ihr seid hier im Hause angestellt. Ihr kennt sicher die Geldverhältnisse genauer. Stimmt es, daß Rembrandt das Haus noch immer nicht bezahlt hat, obwohl er doch schon recht lange hier wohnt?"

Hendrickje zuckte die Achseln. „Herr, hiervon weiß ich nichts."

„So. Ihr wißt davon nichts? Nun, das kann ja immerhin angehen. Eine Frau, die nicht kirchlich dem Manne angetraut ist, braucht nicht in diese Dinge eingeweiht zu werden, auch nicht, wenn sie Kinder hat, die schließlich auch großgezogen werden müssen. Aber sicher wißt Ihr, wie es mit dem Testament der Frau Saskia ist? Ist das Vermögen des Titus noch unberührt?"

„Ich weiß auch davon nichts, Herr."

„So, so. Das ist immerhin bedenklich. Vielleicht ist das Geld schon aufgebraucht? Wie?"

„Ich weiß davon nichts, Herr."

„Nun, wovon lebt Ihr hier denn? Die wenigen Schüler und die Bilder, die können doch unmöglich ausreichen, die Zinsen und den Unterhalt und alles andere zu bestreiten. Ihr habt doch berühmte Sammlungen im Hause."

„Ich weiß davon nichts, Herr."

„Wahrhaftig, mich wundert, wie Rembrandt eine so dumme Magd wie Euch nach der klugen Frau Saskia um sich dulden kann. Wißt Ihr denn auch nicht, daß es aus ist mit der Berühmtheit Eures Rembrandt, daß er ein ganz kleiner, unbedeutender Maler ist, der nicht

einmal an der Neugründung der Lucasgilde beteiligt war? Auf dem Sankt Lucasfest, dem Ritter Huydecoper vorstand, hat man ihn nicht mehr gesehen. Huydecoper, Reynst, die beiden großen Sammler und Kunstverständigen, besitzen nicht ein Bild von Rembrandt. Weswegen nicht? Weil sie ihn nicht für wertvoll halten. Weil sie nicht glauben, daß es gut ist, Geld in seine Kunstwerke zu stecken. Das wißt Ihr wohl alles nicht, wie?"

„Nein, Herr, ich weiß davon nichts."

Ludick seufzte empört, richtete sich auf und sagte mit breiter Stimme: „Also richtet Rembrandt aus, daß ich als Bürge für seine Schuld bei Six, die jetzt an Ornia übergegangen ist, ihn aufsuchte, weil ich endlich reinen Wein eingeschenkt haben will über seine Geldverhältnisse. Er soll nicht glauben, daß er uns täuschen kann. Wir lassen uns nicht an der Nase herumführen."

„Ich werde es bestellen, Herr."

Entsetzt sah sie dem Maler Ludick nach, der mit breitem Schritt, einige prüfende Blicke auf die Hauseinrichtung werfend, zur Tür hinausschritt.

All diese Sorgen und Aufregungen verschlechterten Hendrickjes Befinden. Der Arzt tröstete und riet zur Schonung. Sie mußte wieder eine Magd ins Haus nehmen und konnte oft nur für Stunden das Lager verlassen.

Immer häufiger kamen aufgeregte Leute ins Haus und verlangten Geld. Kleine Handwerker, Fischweiber, Metzger. Sie drängten und drohten. Sie verweigerten weitere Lieferungen. Oft mußte man viele Straßen weit gehen, um die täglichen Lebensmittel einzukaufen, nur, weil alle Händler in der Nachbarschaft Forderungen hatten.

Zu diesen Sorgen trat eine Not an Hendrickje heran, die ihr fast das Leben nahm: sie wurde vor den Kirchenrat gefordert, sich wegen ihres Zusammenlebens mit Rembrandt zu verantworten.

Als die Aufforderung zum ersten Male an Hendrickje erging, wurde ihr schwarz vor den Augen. Sie meinte, jetzt stürze der Himmel über ihr zusammen. War sie nicht allsonntäglich in die Kirche gegangen, hatte ihre Spende gegeben und ihre Almosen gezahlt? Nun sollte das

nicht genug sein? Nun wollte man sie über ihren Lebenswandel befragen?

Sie verschwieg alles vor Rembrandt. Sie mußte es erst selber überdenken.

Seit langem hatte sie gefürchtet, daß es so kommen werde. Unmöglich konnte die Kirche dulden, daß man ihren Anordnungen zuwiderhandelte. Im geheimen aber hatte sie doch gehofft, es werde nicht so weit kommen, man werde einsehen, daß ihre Liebe zu Rembrandt etwas anderes sei als eine gewöhnliche sündige Liebesverbindung. Sie erwartete schon das zweite Kind. Ob darin nicht eine Sühne lag? Konnten die Herren nicht einsehen, daß eine Mutter nichts Schlechtes, Sündhaftes sei?

Seufzend legte sie den Kopf gegen das Polster ihres Stuhles. Hier hatte sie oft gesessen, wenn Rembrandt mit ihr sprach, sie zeichnete oder liebkoste.

Jetzt war er nicht bei ihr. Diesen schweren Kampf mußte sie allein auskämpfen.

Ob man sich mit Geld von solcher Sünde lösen konnte? Die Kirche brauchte Geld und konnte es zu heiligeren Zwecken verwenden als der Mensch. Aber sie selber besaß kein Geld, und es war doch sicher ganz unmöglich, dafür Geld von Titus oder Rembrandt zu nehmen.

Wenn man sie nur nicht zuviel fragen würde, nach dem verstorbenen Kind und all diesen Dingen. Davon konnte sie nicht sprechen.

Sie konnte überhaupt nicht sprechen. Hatte sie es nicht geradezu als den Zwang ihres Gewissens empfunden, Rembrandt nicht allein zu lassen? Aber so etwas konnte man kaum über die Lippen bringen. Es fehlten die Worte dafür. Gewissen und Kirche, es waren so verschiedene Dinge.

Und weil sie sich in ihres Herzens Einfalt nicht entschließen konnte, versäumte sie es, der ersten Vorladung zu folgen. Die zweite Vorladung, die ins Haus geschickt wurde, gelangte in Rembrandts Hände.

Man forderte ihn auf, sich mit der Magd Hendrickje dem Kirchenrat zu stellen.

Rembrandt lachte. „Da war es ja sehr klug, daß ich schon beizeiten aus der Kirche ausgetreten bin. Mich können sie solange bedrohen, wie es ihnen gefällt. Ich stelle mich nicht."

Am Abend zeigte er Hendrickje das Schreiben. Sie erblich und zitterte am ganzen Leibe. Die Sache war also noch nicht zu Ende.

„Warum erschrickst du so?" fragte Rembrandt. „Hast du Angst vor den Predigern? Glaubst du etwa, ich werde mit dir vor den Rat treten? Nein, sei ganz ruhig, wir zerreißen diesen Brief und sprechen nicht mehr davon. Bist du nun ruhig?"

Sie atmete schwer. „Ich habe vor einigen Wochen schon einmal eine Vorladung erhalten. Sieh her." Sie zog das Schriftstück aus dem Mieder. „Ich habe es dir verborgen, weil ich meine, daß die ganze Sache nur mich angeht, weil nur ich in der Kirche bin. Du bist ausgetreten, und es ist auch sonst etwas anderes mit dir."

Rembrandt lachte und schüttelte sie leicht an den Schultern.

„Du bist eine dumme Frau, meine liebe Hendrickje; du bist eine sehr dumme Frau. Was dich angeht, geht doch auch mich an, nicht wahr? Und wenn sie dir eins auswischen wollen, dann gilt das gleichzeitig mir. Deshalb, wenn ich dir sage, wir kümmern uns nicht darum, dann meine ich dich auch damit und nicht nur mich, der ohnehin kein so zartes Gewissen hat wie du."

Sie sah ängstlich zu ihm auf. Ihre Hände ruhten in ihrem Schoß, eine ruhige, stille Bewegung, die er so an ihr liebte.

„Willst du nicht lachen, Hendrickje? Bald kommt das Kind, freust du dich nicht darauf?"

„Ja", sagte sie. „Ich freue mich. Wenn es nur am Leben bleibt und sie ihm die Taufe nicht verweigern."

Rembrandt schüttelte den Kopf. Wie sie auf dem einmal Gewohnten beharrte. So, als gebe es nichts anderes. „Das Kind kann getauft werden, wenn du es so willst. Aber ich fände es viel besser, wenn du auch aus der Kirche austrätest."

Sie schüttelte den Kopf. „Das tue ich niemals."

„Aber warum denn nicht? Hast du an mir etwas Schlechtes gefunden?"

„Nein, nein, sicher nicht.“ Ihre Hände legten sich hastig auf die seinen. „Aber bei mir ist es etwas anderes.“ Sie erhob sich und trat ans Fenster. „Ich bin nicht dasselbe, was du bist.“

Rembrandt trat zu ihr. Zärtlich drückte er ihren gesenkten Kopf an seine Brust. „Es ist lieb von dir, mich für besser zu halten als dich selbst. Doch du irrst dich.“

Sie wehrte ab: „Niemals würde mir anstehen, was dir ansteht. Das weiß ich genau.“

„Aber ich werde nicht dulden, daß du vor den Kirchenherren erscheinst, daß du dich von ihnen ausfragen und maßregeln läßt. Meine Frau gehört nur mir. Und niemand anders hat ein Recht auf sie und ihre Seele.“

Hendrickje sah gequält zu ihm auf. „Du meinst es gut mit mir. Das fühle ich. Trotzdem hast du unrecht. Ich bin ein sündiger Mensch, und sie haben Grund genug, mich zur Verantwortung zu ziehen.“

Rembrandt ließ sie stehen, trat zur Tür. „Gut, wenn du willst, daß Fremde sich zwischen uns drängen, über unsere Liebe zu Gericht sitzen, dann tu, was du willst. Aber mit mir hast du es verdorben.“

„Rembrandt“, schrie sie auf und streckte die Arme nach ihm.

Er ging zu ihr, zog sie an sich. „Warum willst du nicht aus der Kirche austreten?“

Sie sah ihn an. „Ich habe die letzten Wochen nichts anderes gedacht, als was ich zu tun habe. Da habe ich vieles einsehen müssen. Daß du stark genug bist, ohne Kirche und ohne Prediger zu leben, ist vor Gott richtig. Aber ich bin nicht stark genug. Für alle, die wie ich allein nichts tun könnten, muß der Prediger das richtige Maß geben. Er muß uns halten und lenken. Das hat Gott gewollt. Was bei dir eine fremde Gewalt ist, ist bei mir eine vertraute Hilfe. Deshalb muß ich mich dem Kirchenrat stellen. Ich muß ihnen über mich Auskunft geben. Und wenn sie mir eine Buße auferlegen, muß ich sie tragen. Denn ich bin ein sündiger Mensch. Auch möchte ich“, ihre Stimme wurde leiser, „daß das Kind nicht dulden muß, weil die Mutter sündigte. Das vorige starb. Dies muß am Leben bleiben.“

Er hatte die Stirn auf ihren Scheitel gesenkt. „Meine Hendrickje, wenn mir nur nicht wäre, als sei etwas zwischen uns. Warum kann es dir nicht genügen, daß wir beide vor Gott einig sind?"

Hendrickje wurde durch den Kirchenrat vom Tisch des Herrn ausgeschlossen. Unerquickt vom Leib und Blut ihres Heilands lag sie auf dem Lager, als sie das Kind gebar.

Es war ein kräftiges Mädchen, das lebensfähig schien. Sie tauften es Cornelia. Es war das vierte Kind, das Rembrandt auf den Namen seiner Mutter taufen ließ.

Im Hause des Predigers Sylvius hielten die Uylenburghs Familientag. Es war selbstverständlich, daß kaum über andere Dinge als Rembrandts Familienverhältnisse gesprochen wurde.

„Der Knabe Titus ist jetzt vierzehn Jahre alt. Er hat keine besondere Schulbildung genossen. Er hat kein Handwerk erlernt. Er studiert seines Vaters Bücher und Sammlungen. Er malt, schlechter und ängstlicher, als der Vater je gemalt hat. Hendrickje behandelt er wie seine Schwester. Mir scheint deshalb, daß es sehr notwendig ist, einen Vormund für ihn einzusetzen."

Alle nickten wohlgefällig zu Hendricks Worten, der deshalb lauter fortfuhr: „Wenn wir einen Vormund einsetzen, dann müßten wir zuallererst darauf bedacht sein, daß er sich in ehrlicher Weise des Vermögens von Titus annimmt. Rembrandts Ruhm in der Gesellschaft ist vergangen. Sein ehemaliger Schüler Flinck und dann auch Helst spielen eine ganz andere Rolle. Flinck erhält für das Kaminstück, das er im neuen Stadthaus malt, tausend Gulden. Aber Rembrandt bekommt keine Aufträge mehr."

So wurde beschlossen, vor der Waisenkammer die Einsetzung eines Vormundes und die Überschreibung des Hauses auf Titus zu verlangen.

Rembrandt erhielt die Vorladung vor die Waisenkammer einige Tage darauf. „Natürlich", sagte er und zeigte Titus das Blatt. „Sie

haben einen Familientag abgehalten. Da hatten sie keine andere Unterhaltung, als sich dies auszudenken."

„Aber ich brauche doch keinen Vormund." Titus schüttelte den Kopf. „Kannst du nicht einfach sagen, es sei alles in Ordnung? Wir haben doch genug an uns. Ein Vormund ist doch überflüssig, solange mein Vater am Leben ist."

Rembrandt fuhr ihm zärtlich durch die Locken. „Ja, Kind, wenn alles so einfach wäre, wie unsere Herzen es fühlen. Die Welt, das wirst du auch noch erfahren, ist voller Schnörkel und Haken, voller Gesetze und Verbote. Das Herz schlägt gegen alles wie der Hammer gegen den Berg. Es ist umsonst. Denn wir müssen zuletzt doch unterliegen."

Er mußte unterliegen, der Maler Rembrandt. Das Haus wurde auf Drängen der Waisenkammer auf Titus' Namen überschrieben. Die Gläubiger, die sich dadurch um die einzige Sicherung für ihre Gelder betrogen sahen, bestürmten den Vormund mit Drohungen und verlangten Rembrandts Bankrott. Dieser Vormund, der keine andere Aufgabe hatte, als für den Sohn gegen den Vater zu prozessieren und dabei von Rembrandt und Titus mit geduldiger Verachtung ertragen zu werden, hatte bei allen einen schweren Stand. „Ihr lacht über mich, Herr Rembrandt. Auch Euer Sohn lacht unverschämt. Dabei arbeite ich zu seinen Gunsten. Keiner ist bis jetzt für ihn eingetreten, wie ich es getan habe. Wenn ich ihm erst einen Teil seines Vermögens zurückgewonnen habe, wird er anders von mir denken."

Titus saß vor seinem Zeichentisch und hörte zu. „Mynheer", rief er zu den beiden Männern hinüber, „ich warte ja nur auf den Tag, wo ich das Vermögen in Händen habe. Dann vermache ich es meinem Vater. Diesmal werden wir uns aber gegen alle Gläubiger zu schützen wissen."

Der Vormund verließ entrüstet das Zimmer.

Doch die tapfere Haltung, mit der alle drei in der Breestraat dem kommenden Unglück entgegensahen, nützte sehr wenig. Der Gläubiger wurden immer mehr.

Noch vor zwei Jahren hatte Rembrandt dem verschuldeten Maler

Sanders ein Haus abgekauft, das eigentlich den Brüdern Cattenburgh gehörte, bei denen Sanders tief in der Kreide stand.

Jetzt waren die beiden Brüder seine gefährlichsten Gläubiger, denen er nicht so viel Bilder liefern konnte, wie sie von ihm forderten, weil seine Werke einen niedrigen Marktwert hatten.

In einer unbeherrschten Stunde hatte Rembrandt dem älteren der beiden ins Gesicht geschrien, daß es eine Schande sei, daß man wohl mit Weinen, Tuchen, Süßholz und ähnlichen minderwertigen Dingen reich werden könne, daß man aber an Bildern zum Teufel ginge.

Das Lächeln Cattenburghs hatte ihn belehrt, daß selbst eine Beleidigung hier nichts verschlage, wo Recht und Macht als Stütze waren. Er wandte sich ab und mußte die nächsten Tage schwer gegen das Gefühl der Ohnmacht und Hilflosigkeit kämpfen.

Keiner seiner Schüler suchte ihn auf, half ihm, dankte ihm, obgleich es viele unter ihnen gab, die reicher waren und bessere Geschäfte machten als er. Bol wohnte in einer großen Wohnung am Fluweelen und genoß seinen Ruhm wie einen guten Wein. Vornehm herablassend grüßte er, wenn er seinen Meister auf der Straße traf. Aber er vermied es, ihn anzureden, so, als fürchte er, Rembrandt wolle Geld bei ihm leihen.

Er war Rembrandt gleichermaßen widerwärtig wie Govert Flinck, der sich in der Gesellschaft des öfteren laut rühmte, den Meister gemeistert zu haben.

Auch die Freunde wurden immer weniger. Anslo war gestorben. Six war fremd und unnahbar. Manasse war gänzlich in seine messianischen Hoffnungen vertieft. Wie ein Fieber lebten diese Wünsche in ihm. Man konnte kaum ein Gespräch mit ihm führen. Und wenn es einmal soweit kam, klagte er über den Abfall des jungen Spinoza, der sein Schüler gewesen war und den die jüdische Gemeinde gebannt hatte.

Überall nur Verfolgung, Altern, Tod und Vernichtung, beherrscht vom triumphierenden Geschäftsgeist.

„Manchmal scheint es mir, als habe ich mich selbst überlebt, als sei ich kein Körper mehr, sondern ein Geist, der noch einmal aufgetaucht

ist, zu sehen, wie sehr ihn die Mitwelt vergessen hat." Das sagte er oft zu Hendrickje, wenn sie bei ihm saß, die kleine Cornelia zu ihren Füßen. Sie sah leidend aus, die gute Hendrickje, und wenn Rembrandt solche Worte sprach, verzog sich ihr Gesicht, als schneide jemand in ihr Herz.

Aber alles Klagen und alles Verzichten half nichts: der Becher der gesellschaftlichen Achtung mußte bis zur Neige ausgekostet werden.

Torquinius hieß der Notar und Schreiber, der eines Tages vom Gericht gesandt wurde, eine Bestandsaufnahme von Rembrandts Besitz zu machen.

Hendrickje öffnete die Haustür, als Torquinius, in seinem Gefolge zwei Schreiber, kam.

Schreckhaft, wie sie in der letzten Zeit geworden war, erblich sie sogleich, als sie das fremde, füchsische Gesicht vor sich sah. Abschätzend betrachtete Torquinius sie. Einen Gruß hielt er für unnötig.

„Ist Herr Rembrandt van Rijn zu sprechen?"

Hendrickje verneinte. „Kann ich die Sache nicht für Rembrandt erledigen?"

Torquinius zuckte die Achseln. „Ich komme vom Gericht. Es soll eine Bestandsaufnahme gemacht werden. Die Bilder, Möbel, das Silberzeug, der gesamte Besitz soll notiert werden. Ist alles zur Hand dafür?"

Hendrickje erblich. „Ja, Herr. Was wir besitzen, ist zur Hand. Rembrandt hat mir aber nichts davon gesagt, daß das geschehen müsse. Könnte man nicht warten, bis er seine Einwilligung gegeben hat?"

„Einwilligung ist zuviel gesagt, meine Liebe." Torquinius legte Hut und Umhang ab. „Das Gericht hat hier alles zu sagen. Rembrandt ist zahlungsunfähig und muß sehen, wie er dem Schuldturm entgeht. Das ist die wahre Sachlage."

Hendrickje schwieg. Ihr großen Augen ruhten einen Augenblick auf den breiten Bogen, die Torquinius aus seiner Mappe zog.

Es war ja wohl das beste, wenn es endlich soweit kam. Sie konnten doch dieses betrügerische Leben nicht lange mehr weiterführen.

„Also seid so gut und führt uns."

Bereitwillig öffnete Hendrickje Tür um Tür, erklärte, deutete, schloß auf und hob aus den Truhen, was gezeigt werden sollte. Eingehend besah Torquinius die Waffensammlung, den Schrank mit kostbaren Gewändern und Kostümen, die Schmucksachen und Edelsteine. Er schüttelte den Kopf, machte Aufzeichnungen, schnalzte mit der Zunge und wiegte die Schultern, damit es ja an seinem eigenen Urteil über alles nicht fehle.

Sein Gebaren kam Hendrickje lächerlich vor. Sie stand am Fenster und sah ihm mit verschränkten Armen zu. Wenn er sie fragte, gab sie kurze Antworten, so, als ginge sie das alles nichts an.

Als Torquinius die kleine Werkstatt betrat, in der Titus schlief und arbeitete, wo jetzt die Sammlung an Bildern und Kupferstichen zur Hauptsache untergebracht war, entfuhr ihm ein Ruf der Überraschung. „Eine unverantwortliche Verschwendung", sagte er zu den Schreibern, die eifrig ihre Notizen machten.

„Ich glaube, Ihr enthaltet Euch besser jedes Urteils", sagte Hendrickje. „Wer diese Bilder gesammelt und geliebt hat, mit ihnen gearbeitet und für sie gewirkt hat, kann wohl verlangen, daß man ihn nicht wie einen Betrüger ansieht."

Verwundert blickte Torquinius auf. Daß sie eine solche Zurechtweisung geben könnte, hatte er dieser Frau nicht zugetraut. Aber vor den Schreibern konnte er das nicht auf sich sitzen lassen.

„Haltet Euren Mund, junge Frau", sagte er. „Ihr seid ja nur als Magd und nicht als gerichtliche Verteidigerin des Herrn hier im Hause."

„Gerade weil ich die Magd bin, kann ich nicht dulden, daß man die Ehre meines Herrn kränkt", fuhr Hendrickje auf. Ihr Gesicht war tief gerötet.

Im selben Augenblick betrat Titus das Zimmer. Er mußte vom Flur aus alles gehört haben. Sein Gesicht war bleich, von den langen

Locken umrahmt. In seinen Zügen stand der Hochmut. „Herr, Ihr solltet wissen, daß diese Frau die Ehefrau meines Vaters ist."

Torquinius kniff die Augen zusammen, als gefalle ihm der junge, selbstbewußte Mann. „Es ist leider nicht klug von Euch, die zu verteidigen, die Euch um Euer Erbe . . ."

„Herr", fuhr Titus auf. Seine Augen weiteten sich. Er zitterte am ganzen Leibe.

Aber schon stand Hendrickje neben ihm. „Laß nur Titus, was verschlägt denn das, ob einer nicht weiß, wer ich bin. Laß nur. Wir gehören darum doch zusammen."

Aber es dauerte eine ganze Zeit, ehe Titus sich beruhigt hatte.

„Ich möchte jetzt gleich mit der vollständigen Zusammenstellung beginnen", sagte Torquinius mit scharfer Stimme. „Ich bitte, mir alles genau anzugeben, nichts zu verbergen oder zu verstecken. Das könnte vor dem Gericht schlecht ausgelegt werden."

Stunde um Stunde waren die Schreiber nun am Werke. Hendrickje blieb ihnen unermüdlich zur Seite, als sei sie eine Gehilfin. Schweigend zählte sie die silbernen Löffel, die porzellanenen Teller, die leinenen Tücher. Ohne zu zögern, trug sie einige Schatullen herbei, in denen Schmucksachen und Edelsteine von besonderem Wert verborgen waren.

Die Augen des Notars gingen über. Lautete nicht gerade auf die Schmucksachen sein besonderer Auftrag? Mit gierigen Fingern griff er zu, das eine und andere herauszunehmen und am Lichte zu betrachten.

Dann forschte er: „Man hörte soviel reden von dem Schmuck der verstorbenen Frau. Wißt Ihr, ob dies alles ist oder ob noch einiges andernorts hinterlegt wurde?"

Hendrickje zuckte die Achseln. „Davon weiß ich nichts."

„So müssen wir Rembrandt danach fragen."

„Er weiß es noch weniger", meinte Hendrickje gleichmütig.

„Was sagt Ihr? Rembrandt, dieser geizige Mann, dieser geldgierige Betrüger, der sollte nicht wissen, wo der Schmuck seiner Frau ist?"

„Vielleicht hat er einiges davon verschenkt."

„Verschenkt. Das sähe ihm ähnlich. Das Erbe des Sohnes verschenkt. Schenkte er etwa an Euch etwas?"

„Da ich bis zum Tode mit Rembrandt vereinigt bin, gehört mir natürlich alles so gut wie ihm. Ich könnte so jederzeit erklären, daß dies mein Besitz sei und es damit den Gläubigern entziehen."

Sie wollte sich abdrehen. Aber Torquinius hielt sie am Arm fest. „Was sagt Ihr da? Alles gehört Euch? Darüber muß ich lachen. Die Magd, die im Hause gedingt ist, beansprucht das ganze Erbe des rechtmäßigen Sohnes. Das war wohl überhaupt das Ziel Eurer unlauteren Beziehungen zu dem Maler, wie?"

„Herr", schrie Hendrickje auf.

Von der Treppe tönten laute Schritte, die Tür zum Nebenzimmer wurde geöffnet. Rembrandt kam herein.

Seine Augen, verschwimmend vor Müdigkeit und Überanstrengung, blickten verwundert auf die beiden, die vor dem Tisch standen, auf dem die Edelsteine glänzten.

Er stand da, in seinem schmutzigen Arbeitsrock wie ein Bettler anzusehen.

Vor ihm stand der Notar, der gewaltige Mann, dem es zustand, in sein Haus einzudringen, mit seinem Besitz zu schalten und walten, wie er es für richtig erklärte.

Dennoch, der Maler, der vor dem Sachwalter war wie der Verbrecher vor dem Gericht, war von so königlicher Gewalt, von solchem Ansehen und solcher Macht in der Gebärde, daß der andere klein wurde und mit einer tiefen Verbeugung sich entschuldigte, weil ein peinlicher Auftrag ihn zwinge, in dies Haus einzudringen.

Rembrandt winkte stumm ab und trat zu Hendrickje, den Arm um sie legend. „Bei der Frau solltet Ihr Euch entschuldigen, daß Ihr ihr solchen Kummer zufügen müßt. Denn ich verpraßte das Vermögen. Sie nahm keinen unrechten Heller davon, sondern tat alles, damit den Gläubigern genug geschähe."

Hilflos sah Torquinius auf den Meister. „Sie behauptet aber, daß eigentlich alles ihr gehöre." Er deutete auf die Schmucksachen.

„Das ist wohl recht, wenn sie das sagt. Und hätte sie nach meinem Willen gehandelt, sie hätte sich eine Urkunde über diese Schenkung von mir geben lassen. Dann könntet Ihr den Sachen nichts anhaben. Wie oft in der letzten Zeit habe ich sie darum gebeten, ein solches Schriftstück von mir anzunehmen. Wenn Ihr es wissen wollt, ich hätte sogar die Fälschung begangen, es einige Jahre zurückzuschreiben, damit es um so sicherer vor Euch sei. Aber sie wollte es nicht."

Torquinius war empört. „Man spricht schon ganz Schlechtes von Euch, Rembrandt. Wie könnt Ihr so etwas offen zugeben? Habt Ihr keine Scheu vor dem Gesetz, daß Ihr daran dachtet, auf diese Weise Euren Besitz zu retten?"

„Ach, was heißt das, meinen Besitz retten? Ich kenne gar keinen Besitz, wie Ihr es meint. Ich fühle mich nur als sorglicher Verwalter der Dinge, die mir vom Geschick auf diese oder jene Weise anvertraut sind. Und diese Edelsteine liegen mir ganz besonders am Herzen. Ich wollte verhindern, daß sie in schlechte Hände kommen. Ich selber achte mich schon seit langem nicht mehr rein genug, sie zu besitzen. Aber die Frau, die gut und weise ist, sie hielt ich für berufen, alles an sich zu nehmen, damit kein Unsegen entstehe. Aber seht, das ist das Wunderbare: sie, die es verdiente, Edelsteine zu besitzen, sie wies sie von sich, was wohl niemand sonst über sich gebracht hätte."

Torquinius lächelte ungläubig und verlegen. Was sollte er zu solchem Unsinn sagen? Ob der Maler betrunken war?

Aber Rembrandt erwartete keine Antwort von ihm. Er war an den Tisch herangetreten, nahm den einen und anderen Stein auf und betrachtete ihn. Vorsichtig legte er ihn dann wieder zurück.

„Ja, da liegt ihr nun", sprach er leise vor sich. „In euch ist Gottes Licht rein wie im Uranfang. In der düsteren Welt seid ihr zurückgeblieben, Trümmer des Paradieses, dessen Boten ihr seid. Aber die Menschen begreifen euch nicht. Die dunklen Mächte ringen nach euch. Sie begehren euch. Sie wissen nicht, daß ihr nur im bloßen Anschauen Gnade gewährt. So fließt Blut um euch, Greuel geschehen. Die Hölle brodelt ihren Geifer über euch. Ihr aber leuchtet unbekümmert und

unverändert. Glücklich erst, wer begriff, daß ihr nur den erlöst, der euch nicht besitzt."

Da Rembrandt schwieg, hielt Torquinius den Augenblick für gekommen, ihn aus unnützen Klageliedern zu wecken.

„Es ist meine Pflicht, die Bestände noch heute aufzunehmen. Vielleicht könnt Ihr mir mit Eurer Kenntnis behilflich sein."

Rembrandt wandte sich um, wie aus Träumen, gewahrte den Notar, die zitternde Frau.

„Nehmt, was Euch gefällt", sprach er wie ein König, wies mit gleichmütiger Bewegung auf die kostbaren Steine und schritt zur Tür hinaus.

Leisen Schrittes folgte ihm Hendrickje. Torquinius mochte seine Arbeit mit den Schreibern allein vollenden.

„Ein solches Haus verkaufen zu wollen in einer Zeit, wo beinahe ein Drittel aller Amsterdamer Häuser leersteht, das ist wirklich eine Dummheit."

„Nun, wenn man bedenkt, daß er es verkaufen muß, dann ist es schließlich nichts anderes als ein Unglück."

„Und all die Schätze, die herrlichen Bilder, die Möbel. Wer hat nur Geld für so etwas?"

„Niemand hat Geld, mein Lieber. Niemand. Das ist ja gerade das Teuflische an der Sache. Weil keiner kaufen kann, hat man um ein geringes die schönsten Gemälde oder Kupferstiche. Sucht Euch nur aus, was Euch gefällt. Es wird Euch niemand zuvorkommen oder gar einen besseren Preis bieten."

Es waren zwei Maler, die in den unteren Räumen des Wirtshauses zur Kaiserkrone in der Kalverstraat umhergingen und sich die zur Versteigerung angebotenen Besitztümer des zahlungsunfähigen Rembrandt ansahen.

„Eigentlich ist es doch aber ein Unrecht, daß keiner sich des armen Mannes erbarmt. Es sind doch sicher viele Kaufleute in der Stadt, die ihm fürs erste unter die Arme greifen könnten, bis eine bessere Zeit

wiederkommt. Daß er gerade jetzt, unter den widrigsten Umständen, verkaufen soll, ist doch Wahnsinn."

„Wahnsinn hin und Wahnsinn her. Der Maler Rembrandt findet niemand, der ihm auch nur die Butter zum Fisch gibt. Er ist verleumdet und verraten. Er gilt als Betrüger und Säufer. Er findet keinen Glauben und kein Vertrauen mehr. Wer auf Rembrandt setzt, könnte statt dessen sein Vermögen in die Amstel versenken. Es wäre nicht schlechter aufgehoben."

Der Wirt der Schenke, breit und behäbig, trat zu den beiden. „Nun, meine Herren? Künstler, wie ich auf den ersten Blick sehe." Er verbeugte sich. „Was gefällt Euch von der Ausstellung?"

Der ältere schwenkte den Spazierstock. „Wir werden noch einmal wiederkommen. So schnell wird sich ja nicht für alles ein Käufer finden."

„Nun, nun", meinte der Wirt. „Das eine oder andere, die wertvollen Stücke werden schon alle unter der Hand belegt sein. Der Versteigerer, Thomas Haaring, und der Kurator Rembrandts sind mir wohlbekannt. Falls ich von Euch einen Wunsch höre, bin ich gern bereit, ihn auszurichten."

Die Herren winkten ab. Aber der jüngere trat an den Wirt heran. „Ich hörte, oben, in einer kleinen Kammer, wohnt Rembrandt mit den Seinen. Ist das wahr?"

„Ja. Ihr dürft nicht darüber sprechen. Es ist schon so. Er will aber nicht, daß man ihn aufsucht oder sich um ihn kümmert."

„Er wird sich schämen", meinte der ältere.

„Aber nein", fiel ihm sein Begleiter ins Wort. „Das dürft Ihr nicht sagen. Rembrandt ist kein gewöhnlicher Mensch. Denkt nur, wie furchtbar sein Los ist. Ich habe ihn einmal auf einem Künstlerfest gesehen. Er trug ein Gewand aus edelstem Stoff nach einem vornehmen Schnitt. Seine Finger waren beringt. Laut sprach er und sah es gern, wenn ihm alle aufmerksam lauschten. Wie ist er seither gesunken. Es muß der Hölle gleichkommen, schon bei lebendigem Leibe von allem zu scheiden, was einem teuer und lieb ist."

Der Wirt nickte gleichgültig, nur der Höflichkeit halber.

„Sagt mir", fuhr der Maler fort, „was treibt er nun in seinem Zimmer bei Euch? Womit verbringt er seine Tage?"

Der Wirt lachte. „Ja, Ihr werdet staunen. Kaum hatte er das Zimmer betreten, bat er mich auch schon, die Vorhänge abnehmen zu lassen. Ich brauche viel Licht, sagte er. Und Tag für Tag sitzt er jetzt dort oben und malt. Die Frau sitzt bei ihm und schweigt meistens. Titus, der Sohn nämlich, malt wie der Vater. Sie führen ein ganz bescheidenes, stilles Leben. Ich glaube, sie sind nicht einmal niedergeschlagen über ihr Mißgeschick."

Die beiden Maler sahen vor sich hin. Jeder von ihnen dachte in diesem Augenblick daran, daß er selber nicht imstande gewesen wäre, angesichts solchen Unglücks ruhig weiter an Bildern zu malen. Wie stark mußte das innere Gesicht in diesem Manne sein, wenn das Äußere so wenig an ihn herantrat.

Es war ein niedriges Haus mit feuchten Mauern. Ein dumpfer Geruch schlug dem Eintretenden entgegen. Die kleinen Stuben waren schon jetzt, am frühen Nachmittag, beinahe dunkel.

Titus seufzte und zog die schmalen Schultern zusammen, als ängstige er sich. Einen Augenblick legte er sich gegen die Tür und wartete. Hier sollten sie von nun an wohnen; hier sollte der Vater malen; hier sollte die Schwester aufwachsen; hier sollte Hendrickje, die Gute, wirtschaften; hier sollter er selber . . .

Er richtete sich auf, wollte wieder auf die Straße zurückkehren. Da tönte von innen Geräusch. Möbel wurden gerückt. Eine schwache Stimme summte ein Lied. Das war Hendrickje, die schon seit dem Morgen hier arbeitete, damit alles vorbereitet sei, wenn Rembrandt das Haus betrat. Die Tränen stürzten Titus in die großen, durchsichtigen Augen. Er trocknete sie nicht ab. Wie ein Kind stand er hier, wie ein armes, schwaches, hilfloses Kind, und schluckte an seinen Tränen.

Der Gedanke quälte ihn, daß er es jetzt eigentlich sein müßte, weil er der jüngere, der frischere war, der diesen beiden, dem Vater und seiner Frau, das Leben hier bereitete. Er eigentlich sollte es sein, der

wie ein Engel — seltsam, warum fiel ihm nichts anderes ein, als daß er wie ein Engel an der Schwelle dieses Hauses stehen sollte und Licht um sich verbreiten?

Das Dunkel sollte er vertreiben. Aber statt dessen stand er an der Haustür, weinte und fürchtete sich hineinzugehen.

Keuchend hielt er seine Hände auf die Brust gedrückt. Warum konnte er sein Herz nicht meistern und seine Angst? Warum gelang es ihm nicht, das Gefühl zu bekämpfen, daß er dies alles nicht könnte?

Gestern hatte der Vater ihn zu sich gerufen, in die kleine Kammer in der Kaiserkrone, in der sie wohnten. Auf der Staffelei hatte ein Bild gestanden, die Rückkehr des verlorenen Sohnes darstellend.

Nur flüchtig hatte Titus das Bild angesehen und dann zum Vater hinübergeblickt.

Aber dieser hatte mit trockener Stimme gesagt: „Sieh auf das Bild, Titus. Ich will, daß du dies Bild im Kopfe behältst in den kommenden Tagen."

„Es ist genug, Vater; ich habe das Bild gesehen."

„Nein, mein Sohn, es ist noch nicht genug. Du darfst nicht schwach werden. Du mußt genau wissen, was das bedeutet. Ich gehe jetzt zum Vater zurück. Titus, mein Sohn, dies ist das Größte, was ich dir mitgeben kann." Die Brust seines Vaters hatte sich gehoben. „Wenn ich auch als Bettler von hier gehe, als einer, der dein Erbe und das Vermögen seiner Frau vergeudet hat, der dir nichts von alledem geben kann, was deine Sippe für dich wollte, Titus, ich kann dir darum doch viel mitgeben. Es ist viel mehr als alles andere, was ich dir mit meiner Hände Arbeit bereitet habe."

Er hatte den Sohn angesehen, so stolz und königlich, daß dieser auf ihn zu und in seine Arme stürzte, überwältigt und hingerissen von der Herrlichkeit des bewunderten Vaters. Ihm war gewesen, als habe er nun nichts mehr von der Welt zu erwarten.

Aber jene Kraft glühte heute schon nicht mehr in ihm. Sie war völlig erkaltet über Nacht. Und während Titus an der Tür des Häuschens in der Rozengracht lehnte, wo er von nun an mit den Eltern

wohnen sollte, zog sich sein Herz zusammen vor Qual, daß ihm so wenig nachgeblieben war.

Er betrat das Haus. Hendrickje stand am Herd, der nur widerwillig ein kleines, qualmiges Feuer hergab. Sie stand gebückt. Titus wußte sogleich, daß ihre Füße sie schmerzten.

„Sahst du den Vater, Titus?"

Er ließ sich auf einen Schemel neben dem Herde nieder. „Nein. Ich sah ihn nicht."

Hendrickje entfachte eine Kerze mit dem Span. Sie steckte sie in den Halter an der Wand. Es war einer von den schönen, geschweiften Haltern aus der früheren Wohnung. Hendrickje hatte ihn vor den Käufern gerettet. „Rembrandt wollte um diese Zeit hier sein. Wenn er nur kommt. Wenn er sich nur nicht in einer Schenke herumtreibt, wo ihn die Leute nach seinem Hausverkauf ausfragen, ihn verspotten und reizen. Es ist das beste, wir verkriechen uns hier für einige Zeit. Aber ich fürchte, ihm gibt es noch keine Ruhe."

„Es wird ihm schon Ruhe geben", sagte Titus kläglich, in das Feuer starrend. Was sollte er sagen zu der Frau?

„Sitz nicht so traurig da, Titus", ermunterte Hendrickje. „Wenn der Vater kommt, darf er nicht an der Tür schon merken, daß wir nicht so zufrieden sind wie in der anderen Wohnung. Wir müssen jetzt den Kopf oben tragen; denn an uns beiden liegt es, Rembrandt über Wasser zu halten."

„Ja, ja", sagte Titus ungeduldig. „Wenn man nur wüßte wie."

„Der Notar Listingh war heute morgen hier. Er sah sich das Haus an. Mit ihm habe ich wieder gesprochen über den Vertrag zwischen dir und mir. Er hielt das für den besten Weg."

Titus hob abwehrend die schmale Hand.

„Siehst du", sagte sie, „jetzt bist du so selbstsüchtig, wie du als kleines Kind nicht gewesen bist. Du sperrst dich dagegen, für den Vater ein Opfer zu bringen. Dabei müssen wir jetzt an nichts anderes denken, als wie wir Rembrandt die Gläubiger vom Halse schaffen. Denn auf ihn kommt es an. Nicht auf dich und mich."

Titus lächelte. Natürlich, war es schon jemals in seinem ganzen Leben auf ihn angekommen? Immer der Vater. Nur der Vater. Aber die kleine Welle ohnmächtigen Sichaufbäumens gegen das Geschick glättete sich schnell wieder. „Du hast recht, Hendrickje. Auf den Vater kommt es an. Wenn ich nur wüßte, wie wir es anstellen sollen. Er selber wird zu allerletzt seine Einwilligung geben."

„Wir müssen es ihm eben so vorstellen, daß er einsieht, es bleibt nichts anderes übrig. Das werde ich schon einrichten."

Sie hatte sich ihm gegenüber hingesetzt. Ihre Haare hingen müde um das Gesicht. Die Augen waren wie erlöschende Lichter. Ja, sie war eine tapfere Frau. Aber für sie selber hatte das Leben keine Freuden mehr.

„Wir beide eröffnen einen Kunsthandel mit Rembrandt-Bildern. Er verpflichtet sich, alle an uns abzugeben. Dafür geben wir ihm den Unterhalt. So ist er wenigstens zum Teil gegen die Gläubiger geschützt. Es wäre unerträglich für ihn, wenn er alle Bilder abgeben müßte, sobald sie fertiggestellt sind."

„Wir können es sicher so einrichten", sagte Titus. „Wenn nur das zukünftige Schaffen vom Vater nicht schon so vielseitig verpfändet wäre."

„Es ist ja nur zum Schein. Und wenn man es recht betrachtet, ist es ein Betrug. Aber was hilft es? Rembrandt ist so oft betrogen worden."

„Na, er hat schließlich auch schon manchen Gläubiger betrogen."

„Sprich nicht so hart", bat Hendrickje. „Ich verstehe ja, daß dir das Leben mit dem Vater schwerfällt. Aber wenn wir hier ruhig und sparsam leben, wird sich auch bald eine Möglichkeit ergeben, daß du aus der Enge herauskommst. Du kannst ein guter Maler werden."

„Ein guter Maler? Ich werde niemals einer; das magst du mir glauben. Aber vielleicht werde ich ein tüchtiger Kunsthändler."

In das Schweigen nach diesen Worten tönten Schritte von der Straße. Die Tür öffnete sich. Rembrandt trat herein.

Fuselgeruch drang ihm aus dem Munde. Der Schritt war unsicher. Verschwommen blickten die Augen.

„Ihr habt ja einen prachtvollen Palast zu unserer Wohnung gemacht." Er lachte verlegen und tastete zu einem Stuhl.

Hendrickje erhob sich und rückte die Suppe für das Nachtmahl zum Feuer. „Du selbst hast doch dies Haus gemietet."

Rembrandt lachte wieder. „Habe ich? Habe ich es ausgesucht? Nun, ich weiß es nicht mehr. Jemand hat mich aus dem ‚Grafen von Holland' hergeführt. Ich weiß nicht mehr, wer."

Titus sah mit Ekel auf seinen Vater. Verachtung und Abscheu spiegelten sich in seinen feinen Zügen. Da war er wieder, der fürchterliche Schmerz, daß er den Vater nicht immer bewundern, ihn nicht immer achten konnte.

„Sieh nicht so hochmütig auf den Vater, mein Sohn Titus." Rembrandt hob den Krückstock und zeigte auf ihn. „Was bist du neben mir?" Erregung klang in seiner Stimme.

Hendrickje blickte sich ängstlich um. „Geh hinüber in dein Zimmer, Titus. Ich bringe dir die Suppe."

Während Titus hinüberging, nahm sie dem Manne Hut und Umhang ab, legte den Krückstock beiseite. „Willst du nicht essen, Rembrandt?"

Er hörte sie nicht. Leise murmelte er vor sich hin: „Ich habe es ihnen allen gesagt. Ich bin nicht der erste. Ich werde auch nicht der letzte sein. Die Zeiten sind schlecht. Aber ich bin gut. Und meine Bilder ..." Er hob drohend die Faust. „Nach meinen Bildern wird noch einmal große Nachfrage sein. Man wird sich um sie reißen. Es werden Leute reich genannt werden, die nur eines besitzen. Und sie werden meiner gedenken und mich beklagen, weil ich so zugrunde gehen muß."

„Leg dich schlafen, Mann", flüsterte Hendrickje hastig. „Es wohnen außer uns noch mehrere Familien in dem Haus. Sie könnten dich hören."

Er nickte mit dem Kopfe. Er schien verstanden zu haben. Langsam richtete er sich auf und schlurfte zum Wandbett. Mit den Kleidern warf er sich nieder und war sofort eingeschlafen.

Am andern Morgen, als Hendrickje vom Fischmarkt zurückkehrte, hörte sie aus dem kleinen Hinterzimmer, das zu Rembrandts Werkstatt bestimmt war, fröhliches Lachen und Reden. Erleichtert trat sie ein.

Ein kleiner Sonnenstrahl lag auf dem Boden und gab dem Raum eine freundliche Helligkeit. Vor der Staffelei stand Rembrandt, nur mit dem Malerkittel bekleidet, die bloßen Füße in Holzschuhen.

Titus saß auf einer umgestürzten Tonne dem Vater Modell. Seine Beine pendelten mutwillig hin und her. Er hatte ein Schriftstück in der Hand, das er gerade vorgelesen haben mußte.

„Höre, Hendrickje", rief er mit seiner hellen Stimme. „Wie steht es mit dem Eichenschrank? Hast du ihn gestohlen?"

„Welcher Schrank?" Hendrickje stellte erschrocken den Korb auf den Tisch. „Ich weiß nichts von einem Schrank."

Rembrandt lachte und strich ihr übers Haar. Titus aber, die Stimme des Notars Torquinius nachahmend, sagte: „Im Vorhaus hat ein Schrank gestanden, aus schwerer, geschnitzter Eiche. Es befand sich in selbigem Schranke . . ." Er lachte und verschluckte sich. „Hendrickje, der Schrank, in dem du das Silberzeug und die Wäsche liegen hast. Gehört er nicht eigentlich schon Cornelia? Sonst mußt du schnell ein Testament machen, damit er ihr gehört."

Hendrickje schüttelte den Kopf. „Der Schrank ist doch das einzige, was ich von meinen Eltern mitbekommen habe. Ja, den sollte Cornelia einmal haben. Was machen wir denn nun?"

„Gar nichts machen wir", beschied Rembrandt und malte schon wieder. „Ich soll auch noch Stiche verborgen haben, die ungeheuren Wert besitzen. Wenn ich solche Stiche hätte, ich würde sie längst verkauft und ihren ungeheuren Wert selbst ausgenutzt haben."

„Müssen wir nicht wenigstens an das Gericht schreiben?"

„Nein", rief Titus, „wenn wir schreiben, dann schreiben wir, daß man dich nicht verunglimpfen soll. Die beiden, Vater und Sohn Rembrandt, mögen den Gestrengen genügen."

Hendrickje setzte sich auf einen Schemel. „Wenn wir nur erst Ruhe hätten. Ich sehne mich so danach, einmal nichts von Testamenten, Verschreibungen, Versteigerungen und ähnlichem zu hören."

„Das wird schon bald geschehen, mein Kind.“ Rembrandt hatte den Pinsel hingelegt und ihre Hand genommen. „Warte nur eine kleine Weile, dann siehst du niemand mehr von diesem Gesindel. Hier in diesem Gäßchen, in diesem alten Hause sind wir sicher vor ihnen. Hierher kommen die vornehmen Leute nicht. Die Uylenburghsippe, alle großmächtigen Herren, hierher versteigen sie sich nicht. Und wenn schon, hier kann keiner mehr auf sündhaften Luxus oder Verschwendung schließen. Hier ist nichts mehr von alledem, was ihnen solchen Ärger gemacht hat.“

Titus lachte. Aber Hendrickje sah kummervoll auf ihre Hände. „Ich habe gestern mit Listingh gesprochen.“

„Ach“, machte Rembrandt und wandte sich unwillig ab.

„Du darfst nicht zornig werden, wenn ich davon spreche. Aber er weiß einen sehr guten Weg, wie alles zu deinem Besten gemacht werden kann.“

„Kannst du mich nicht damit verschonen? Ich habe über und übergenug von Plänen. Wir werden hier bescheiden und zufrieden leben. Ich male, und für unsern täglichen Bedarf reicht es. Was brauchen wir weiter noch?“

Hendrickje seufzte. „Ja, so bist du immer gewesen. Jetzt meinst du, du könntest dich hier so verkriechen, daß kein Gläubiger dir etwas anhaben kann. Aber wenn du es dir einmal genau überlegst, wirst du selber einsehen, daß ein Mann wie du, der nur sehr wenige seiner Gläubiger befriedigen konnte, keine Ruhe haben wird.“

„Ich höre schon aus deinen Reden, was du meinst. Jetzt willst du mir den letzten Rest Freiheit nehmen und mich völlig rechtlos machen. Du hast es den andern abgesehen, die mich verfolgen wie die Jäger das Wild. Ein Knecht soll ich sein, damit du und die Kinder das tägliche Brot auch ganz sicher haben. Ihr habt alle Angst, ich könnte euch hungern lassen.“ Er stand mit geballten Fäusten vor ihr, unkenntlich vor Wut.

Mit einem Schrei stürzte Hendrickje vornüber auf den Boden. Sie war nicht mehr so gesund wie damals, als sie als Magd zu Rembrandt kam. Und es geschah jetzt so oft, daß sich Rembrandt gegen sie wandte.

Rembrandt malte unbekümmert weiter. Nur Titus beugte sich über die Frau und schleppte mühsam und mit Anstrengung die schwere Last aufs Lager. Er bettete sie dort sorgfältig, strich ihr die Haare aus dem Gesicht, das vom Sturz blutig und zerschunden war. Nach einiger Zeit schlug sie die Augen wieder auf. Rembrandt war gegangen. Titus aber hielt ihre Hand und sprach ihr leise zu.

„Auf uns kommt es nicht an, Hendrickje", sagte er immer wieder. „Du hast es mir gestern selbst gesagt. Auf uns kommt es nicht an."

Am Nachmittag gelang es Titus, dem Vater auseinanderzusetzen, wie Hendrickje und er sich den Vertrag gedacht hatten. Rembrandt war ruhig und einsichtig. Es schien, als bereue er den morgendlichen Auftritt.

Und in der Nacht konnte Titus im Gemach neben den Eltern hören, wie wild sich des Vaters Liebe an dem armen Weib ausließ.

Die Zeit brachte ihnen doch Ruhe und Geborgenheit. Im Herbst hatte Rembrandt noch einmal schwere Tage. Ein großer Anschlag verkündete überall den Verkauf seiner Stiche. Sie erbrachten aber nur eine geringe Einnahme. Rembrandt, den die Unruhe nicht im Hause ließ, stand oft lange vor den Anschlägen und las sie, als erwäge er, selbst einen Stich zu kaufen.

Dann ging er wohl die Straße entlang bis zu seinem Hause an der Breestraat. Es hatte noch immer keinen Besitzer gefunden. Es würde auch schwerhalten, es einigermaßen vorteilhaft loszuschlagen.

Manasses Haus auf der anderen Seite war jetzt auch leer. Die Witwe des Rabbiners hatte es verkauft und war in das Haus ihres Sohnes gezogen.

Hendrick van Uylenburghs Haus war vermietet. Uylenburgh, den der Schlagfluß getroffen hatte, war zu einer Verwandten geschafft worden, die sich des völlig Gelähmten annahm.

Rembrandt ging langsam die Straße hinunter.

Was schadete es eigentlich, daß er heruntergekommen und verarmt war? Wen traf es? Wer nahm noch teil an ihm? Sie waren alle nicht mehr da, denen er einst seine Rolle als berühmter Maler vorspielte.

Die jetzt das gesellschaftliche Leben bestimmten, waren jünger und wußten kaum noch etwas von ihm.

Von solchen Wegen ging er dann immer beruhigter und gefaßter in das kleine Häuschen an der Rozengracht zurück. Da erwarteten ihn die Seinen, die ihm anhingen, denen er immer noch der große Künstler war, auf den sie sich verließen und dem sie sich opferten.

Auch sammelten sich allmählich in der Wohnung an der Rozengracht Freunde und Schüler, die Ersatz wurden für Verlorene. Da war der Apotheker und Kunsthändler Abraham Franssen, der ganz in der Nähe wohnte und sich geradezu freute, daß Rembrandt dorthin gezogen war. Bei ihm konnte man getrost ein offenes Wort sprechen, auch gab er des öfteren wertvollen Rat. Durch ihn erhielt Rembrandt auch wieder einige Schüler, die zwar nicht tüchtig waren, doch aber ehrfürchtig und ohne Hochmut.

So kamen allmählich geruhsame Tage für das Haus an der Rozengracht.

Noch als man in der Breestraat wohnte, hatte Rebecca Willemsz Hendrickje im Hause geholfen, ihr die schwere Arbeit abgenommen und die kleine Cornelia gewartet.

Sie war auch mit in die Rozengracht gezogen, weniger weil sie bei Rembrandt Geld verdiente, sondern weil sie an Hendrickje hing.

Rebecca war die erste in der Familie, die spürte, daß es mit Hendrickje nicht mehr in der alten Weise ging. Manchen Nachmittag saß die Frau auf der Bank vor dem Hause, blickte mit großen, glanzlosen Augen auf die Straße und war weit fort mit ihren Gedanken.

Schon sprachen die Nachbarn davon, daß die Malersfrau alt geworden sei, daß sie wohl nicht mehr lange zu leben habe. Rebecca nickte wehmütig und setzte sich zu Hendrickje, ihr zuredend, sie solle doch den Arzt fragen, was mit ihr sei.

Aber Hendrickje wollte den Arzt nicht. „Wenn du nur nach meinem Tode die Wirtschaft weiterführst, Rebecca, dann bin ich beruhigt. Sonst habe ich große Sorgen, was nachher sein wird. Rembrandt kann nicht ohne weibliche Hilfe leben. Titus wird sobald keine Frau

ins Haus bringen, die noch dazu dem Vater passen kann. Glaub mir, es ist nicht so leicht getan, die Wirtschafterin von Rembrandt zu sein." Sie sah auf ihre Hände, als müsse sie sie zu Zeugen anrufen für alles, was von ihr in der Ehe mit Rembrandt gefordert worden sei.

Rebecca war gerührt. „Ich verspreche dir gern, hier im Hause zu bleiben, wenn der Herr es so will. Aber du solltest trotzdem nicht immer an den Tod denken. Du bist doch nicht alt genug, um zu sterben. Wenn du dich schonst und mir die Arbeit überläßt, kannst du noch ein paar schöne Jahre haben."

Hendrickje bewegte abwehrend die Hand. „Nein, nein. Ich bin alt und verbraucht. Daran ist nichts zu ändern. Bei Rembrandt ist kein Platz mehr für mich."

„Du denkst immer nur an ihn und nie an dich. Er aber hat dir übel mitgespielt. Er hat sich genommen, was er wollte. Und wenn ich nun gar an den jungen Herrn Titus denke ..." Rebeccas Gesicht verzog sich in schwärmerischer Begeisterung. „Dieser schöne junge Mann. Man sieht ihm an, daß er aus vornehmer Familie ist. Wie bescheiden und höflich er auftritt. Die ganze Rozengracht ist von Titus begeistert. Die Mädchen drehen sich die Hälse um nach ihm. Jede hofft, daß er ihr Augen macht. Aber er geht seines Weges und kümmert sich um niemand." Sie seufzte mitleidig. „Der junge Herr denkt eben auch nur an den Vater. Sein eigenes Glück vergißt er ganz darüber."

„Laß ihn nur, Rebecca", sagte Hendrickje. „Titus lebt nur durch den Vater. Aus sich selber ist er nichts. Das ist alles von Gott so bestimmt."

Aber Rebecca meinte es anders. Kopfschüttelnd hörte sie die Frau so reden. „Dieser Rembrandt muß ein Zauberer sein. Ich habe schon in der Breestraat von ihm gehört, daß er Geld machen kann und mit Geistern Zwiesprache hält. Daher muß es kommen, daß ihr beide ihm so verfallen seid, du und Titus."

Ein träumerisches Lächeln ging um Hendrickjes Mund. „Liebe Rebecca, ich kann dir nicht sagen, was es ist. Halte es immer für Zauberei. Wer nicht mit Rembrandt zusammengelebt hat, kann überhaupt nicht ermessen, wie sich alles verändert, wenn man ihn reden

hört. Wie wertlos alles wird, was sonst im Menschenleben soviel Wert hat." Sie bewegte die Hände. „Man kann es nicht sagen", flüsterte sie, „aber man hätte mir viel Schlimmeres noch zufügen können, als ich erdulden mußte, ich wäre darum doch nicht von ihm gegangen. Es verschlägt einem nichts, wenn man bei ihm ist."

Es war wenige Tage nach diesem Gespräch, da mußte Hendrickje sich hinlegen. Rembrandt erschrak, als er davon hörte.

„Was ist mit dir, Hendrickje?" Er stand an dem Wandbett, in dem sie lag. Ihr Gesicht war plötzlich so eingefallen und weiß.

Sollte es denn wirklich wahr sein, daß Hendrickje nicht mehr leben konnte, daß ihr Ende gekommen war?

War sie ihm bisher nicht unerschöpflich kräftig erschienen? Sie war doch soviel jünger als er. Eine kleine, hurtige Besenmagd war sie gewesen, als sie zu ihm kam. Unermüdlich hatte sie gearbeitet. Sie hatte viel ertragen. Sie hatte Kinder geboren.

Und was hatte sie schließlich an Freuden und an Aufrichtung bekommen? Ja, sie alle, Titus, Cornelia, der Vater, waren es gewohnt, eine Frau um sich zu haben, die jederzeit für sie da war, die für sich selbst nichts begehrte und nur daran dachte, wie sie allen Anforderungen gerecht werden könne.

„Ach, Hendrickje", sagte er und ergriff ihre beiden Hände, „wer von uns hat jemals an dich gedacht. Immer haben wir nur von dir genommen, und wenn wir jetzt an dich denken, ist es zu spät."

Sie lächelte wehmütig. „Du mußt nicht so sprechen. Alles, was geschehen ist, ist recht geschehen. Jeder muß Gottes Befehlen gehorchen. Und wie ich gehorchte, so hast auch du gehorcht."

Er seufzte. „Wenn es nur so wäre, Liebe. Wenn ich nur gehorcht habe."

Dann wieder packte ihn die Angst vor der Einsamkeit. „Hendrickje, warum willst du jetzt von mir gehen? Fühlst du nicht, daß ich dich brauche, daß ich ohne dich nicht leben kann?"

„Auch wenn ich wollte, ich könnte doch nicht mehr weiterleben. Du mußt mich nicht bedrängen. Das Sterben wird mir schwer genug.

Wenn es Sinn hätte, würde ich meinen Leib peitschen, damit er wieder aufsteht. Ich würde mich dem Teufel verschreiben, wenn er mir dafür einen jungen Körper und junge Kraft gäbe. Aber ich vermag es nicht mehr."

Es war ein langes Krankenlager. Titus betrat das dumpfe Zimmer kaum, weil er sich vor seiner eigenen Schwäche fürchtete. Cornelia saß getreulich am Bett der Mutter und gehorchte nur widerwillig, wenn diese sie zum Spielen auf die Straße schickte. Rembrandt aber mied das Haus an der Rozengracht. In Schenken saß er herum, hatte neue Freunde gewonnen, mit denen er würfelte und trank. Er kam oft nächtelang nicht in seine Wohnung.

Da gab es viele lange Stunden für Hendrickje, in denen sie mit seltsam leichten Gedanken in die Vergangenheit zurückwanderte und sich ihre Taten, gute und schlechte, vor Augen hielt.

Sie war als Waise, ohne Schutz und Hilfe, in die Stadt gekommen. Sie war die Geliebte eines Malers geworden, der den Bürgern als unehrlich und betrügerisch galt. Sie war ihrer Leibesfrucht wegen aus der Kirche verbannt worden. Arm und verachtet war sie jetzt, wie am Anfang, so am Schluß ihres Lebens.

Aber sie beklagte sich nicht über ihre Verlassenheit. Es kränkte sie nicht, daß jetzt, am Ende, keiner nach ihr fragte, keiner ihr Trost zusprach. Sie fand es vielmehr überaus gnädig, daß ihr noch die Zeit gegeben war, über alles nachzudenken.

Jetzt, da Rembrandt nicht an ihrer Seite weilte, da er sich scheute, mit ihr ihren Tod zu erwarten, konnte sie zum erstenmal frei und ungehindert über ihr Leben nachsinnen, vor allen Dingen darüber, daß sie ihrer Sündhaftigkeit wegen aus der Kirche ausgeschlossen war.

Damals war es ihr als gerechte Strafe erschienen, die sie hinzunehmen habe. Heute wollte es ihr nicht mehr so erscheinen. Die Prediger, die da vor ihr gesessen hatten, mit strengen Gesichtern und scharfen Stimmen, was wußten sie eigentlich von der Frau? Wußten sie etwas davon, wie es war, wenn man ein Kind erwartete?

Doch mußte es wohl so sein, daß man diesen Menschen und ihrem Urteil anheimgegeben war.

Hatte sie nicht auch viel unverdientes Glück genossen? Titus, der Knabe mit dem Engelsgesicht, war zwar nicht ihres Blutes. Aber sie durfte doch mit mütterlichem Entzücken an ihn denken und daran, daß sie ihn aufgezogen hatte. Mit Sohnesliebe war er ihr ergeben. Vielleicht verschmolz sogar für ihn ihr Bild mit dem seiner Mutter, die er doch nicht bewußt gekannt und von der er beinahe niemals reden gehört hatte.

Aber das wollte Hendrickje ja gar nicht. Sie wollte Saskia nicht aus den Herzen der beiden Männer verdrängen. Vielleicht gab es das, daß man sich vor Gottes Thron begegnete. Würde Frau Saskia sie dann nicht verdrängen, weil sie unebenbürtig und ohne regelrechte Trauung mit dem Manne gelebt hatte?

Das alles mußte dem Herrgott anbefohlen sein, der wohl wußte, wie er die Menschen zu bewerten habe.

Jetzt würde, wenn sie tot war, Cornelia das letzte Zeichen ihrer leiblichen Gegenwart für Rembrandt und Titus sein. Cornelia war gesund und kräftig. Sie würde bald den Hausstand leiten können. Sie war dem Vater und vor allem dem Halbbruder von Herzen ergeben. Es würde auch weiterhin ein friedliches Leben um Rembrandt sein.

Alle diese Dinge überdachte die Frau auf ihrem Sterbelager in der dunklen Stube mit geduldigen, gutmütigen Gedanken. Sie sah jetzt alle Zusammenhänge gleichsam mit geschärftem Blick. Sie erkannte, daß sie ein weitverzweigtes Leben geführt hatte, daß sie von Gott an einen Platz gestellt worden war, wo ihre Kräfte völlig ausgesogen und verbraucht wurden. Daß das etwas war, was nicht vielen Menschen zuteil wurde, daran dachte sie nun nicht. Aber sie fühlte voller Befriedigung, daß sie aus dem Leben schied zu einer Zeit, wo der Mann ihrer nicht mehr bedurfte. Und gut war es, daß sie nicht neben ihm vollends alt und schwach zu werden brauchte. So behielt er die Erinnerung an sie in ihrer noch immer fraulichen Körperlichkeit. Nie, auch nicht in ihren gesundesten Tagen, war Hendrickje eifernden Gemüts gewesen. Und nun gar, in ihrer Sterbestunde, kannte sie nichts

als die stille Genugtuung, daß sie für den Mann zu leben gewußt habe und jetzt auch ruhig sterben könnte.

Heiter schien ihr das Leben, gütig die Vorherbestimmung, die der kalvinistische Prediger schon dem kleinen Dorfkinde eingeprägt hatte. Gnädig war der Gott gewesen, der sie, so ohne ihr Zutun, richtige Wege geführt hatte. Leicht hatte sie an seiner Hand gelebt. Leicht konnte sie jetzt sterben. Ihren Willen hatte sie sänftiglich einem andern übergeben.

Und so, zufrieden, in demütiger Dankbarkeit, legte sie eines Tages das Haupt zur Seite, faltete die Hände locker über der Brust und entschlief.

Wie von einer magischen Gewalt gezogen, standen sie plötzlich an ihrem Lager, sie alle, die bis jetzt das Zimmer kaum betreten hatten.

Cornelia weinte laut, Titus hielt sie an der Hand und sah stumm zu, wie Rembrandt der Toten die Augen zudrückte. Dann beteten sie alle das Gebet, das Cornelia ihnen vorsprach.

Als die schöne Frau Saskia ihrem Gatten und ihrem Kinde durch den Tod entrissen worden war, wurde ein Grab in der Oude Kerk angekauft und die Leiche dort mit großem Gepränge beigesetzt.

Als Hendrickje starb, war guter Rat teuer. Geld, um ein Grab anzukaufen, war nicht vorhanden. Porträtaufträge gab es seit langem nicht mehr. Eine Schuld aufzunehmen, dazu fehlte es in der Eile an Bürgen und Freunden.

Rembrandt saß trübsinnig am Zeichentisch, hatte Branntwein getrunken und fühlte sich verworfen.

„Und jede Kirche, an der sie die Leiche vorbeitragen, kostet einen Aufschlag“, sagte Titus, sah mit fiebrigen Augen zum Vater hinüber, ängstlich besorgt, Cornelia nicht zu wecken, die, gegen die Stuhlehne gedrückt, eingeschlafen war.

„Sie soll sich ins Bett legen“, sagte Rembrandt, ohne den Blick von der Tischplatte zu heben.

„Sie fürchtet sich, allein zu schlafen“, sagte Titus und blickte mit-

leidig auf das Mädchen, das ihm im Augenblick vertrauter war als der Vater.

Rembrandt achtete nicht auf ihn. Er schien seinen Befehl schon wieder vergessen zu haben. Vorsichtig schob Titus dem Kind ein Kissen unter.

„In der Westernkerk wäre ein Grab zu kaufen", sagte Rembrandt plötzlich. Den ganzen Abend hatte er noch nichts davon verlauten lassen, daß er wegen eines Grabkaufes verhandelt habe.

„Es soll nicht mehr kosten, als mir für ..." Er schwieg und blickte vor sich hin.

Seufzend stützte Titus den Kopf in die Hände. Er wußte so gut, daß der Vater nicht nur wegen eines Grabes in der Westernkerk verhandelt, sondern auch nach einem Käufer für Saskias Grab in der Oude Kerk geforscht habe. Aber es war ihm unmöglich, davon zu sprechen. Mochte der Vater anfangen. Er konnte es nicht über sich bringen.

Aber Rembrandt starrte vor sich hin und sagte nichts.

„Vater", sprach Titus endlich und schloß die Augen, als tue er einen gefährlichen Sprung. „Vater ..."

Der Vater blickte auf und sah vor sich das Gesicht des Sohnes, leidvoll und schön wie ein Engelsantlitz. Es schimmerte matt über dem Kerzenlicht.

„Ja, Titus, wenn Hendrickje unter die Erde soll, muß ich das Grab deiner Mutter verkaufen."

Ein Stöhnen ging durch den Raum. Titus hatte die Augen geschlossen, Cornelia war aufgewacht und sah mit schlaftrunkenen Blicken, wie aus einem bösen Traume, auf die beiden.

„Titus", sagte Rembrandt hart und flehend und strich immer wieder über die blassen Hände des Sohnes. „Titus, was ist schließlich an dem Staub und Moder gelegen?"

Titus schwieg.

Wie im Kampf mit seinem Gewissen fuhr Rembrandt fort: „Haben wir deiner Mutter nicht in unserm Herzen ein Grabmal errichtet? In der Oude Kerk müßte sie doch eines Tages für andere Platz

machen. Wir sind alle vergänglich. Aber bedenke doch, Titus, wie unsterblich wir sind."

„Ja, Vater", sagte Titus, mühsam in seinem Gesicht den Ekel und Abscheu beherrschend, „wenn du einen Käufer finden kannst, sollten wir Mutters Grab verkaufen. Es ist wirklich nur eine Äußerlichkeit."

Trotzdem sie sich nun so besprochen hatten, quälte Rembrandt der Handel mit den Gräbern sehr.

Noch am Nachmittag, nachdem Hendrickje begraben war, lag ihm die Angelegenheit in den Gliedern. Ärgerlich stand er auf und spuckte in weitem Bogen aus, daß Titus bei dem pflatschenden Geräusch zusammenfuhr.

„Geht schlafen, Kinder", sagte er mit unsicherer Handbewegung. „Ich will noch ein wenig ..." Er schlurfte hinaus. Schon am Vormittag hatte er mit den Totengräbern getrunken.

„Trinken will er noch ein wenig", sagte Titus zur Schwester. „Er hat die Tote schon wieder vergessen."

Auch auf dem Wege zur Kneipe wollte Rembrandt das Geschäft mit den Gräbern nicht aus dem Kopf. Wütend stieß er die Tür zur Schenke auf. Ein lautes Johlen begrüßte ihn. Hastig griff er zum Becher, alles Unangenehme herunterzuspülen.

„Titus war ja einverstanden damit", murmelte er vor sich hin und beim dritten Glase noch einmal: „Titus wußte auch keinen andern Weg."

Es machte sich bald bemerkbar, daß im Hause an der Rozengracht keine Frau mehr waltete.

Einige Zeit nach Hendrickjes Tod ging Rembrandt zu einem Mann mit Namen Harmen Becker. Er war ein Händler, aus Riga eingewandert, der Süßholz, Tuche und Juwelen verkaufte. Rembrandt bat ihn um ein Darlehen, das ihm nach vielem Hin und Her gewährt wurde. Einige Monate darauf nahm Rembrandt bei ihm das zweite Darlehen auf. Einige Monate später übertrug der Maler van Ludick gegen einen Ballen Tuch seine Forderung an Rembrandt auf Harmen Becker.

Harmen Becker war von nun an die gewichtigste Persönlichkeit im Hause an der Rozengracht, gehaßt, gefürchtet, verflucht und zuletzt doch immer wieder umschmeichelt.

„Wenn ich mir mein Leben genau betrachte, hat wirklich alles einen Sinn gehabt, einen großen Sinn."

Der Witwer Rembrandt saß auf seinem Lieblingsplatz, einer Bank auf dem Rozebollwerk, und redete laut mit sich selber. Dabei hielt er eine bauchige Flasche aus grünem Glase in der Hand, sie auf und ab bewegend, als sei sie ein Buch, auf das er sich berufe.

Die Kinder, die hier spielten und ihn gut kannten, standen ängstlich in der Ferne um ihn herum und sahen zu ihm hinüber. Was für fremde Augen der sonst so freundliche Mann hatte. Er redete wie ein Prediger. Das kannten sie auch nicht an ihm.

Ohne die Kinder gewahr zu werden, sprach Rembrandt weiter: „Daß Saskia starb, war gut. Zwar weiß ich nicht mehr, warum. Aber es war so. Das Geld ist von jeher mein Feind gewesen. Gott wollte, daß ich mit ihm kämpfte und unterlag. Auch darin lag ein Sinn. Den Plunder bin ich los."

Er rief es laut und schwang die Flasche wie gegen einen Gegner. „Plunder, Plunder, Plunder", rief er.

Die Kinder lachten und wagten sich näher heran.

„Und dann starb Hendrickje." Er ließ die Flasche sinken, ohnachtend, daß der Branntwein herausrann und zu seinen Füßen ins Erdreich gesogen wurde. „Hendrickje mußte sterben, damit ich einsah, daß ich allein nichts bin, gar nichts. Mein Leib ist nichts mehr wert. Hendrickje war alles."

Er schwieg. Die Kinder waren jetzt bis an ihn herangekommen. Ein dreister Junge fragte: „Soll ich dir die Flasche frisch füllen? Sie ist ausgelaufen."

Rembrandt nickte, ohne ihn verstanden zu haben. Das Kind lief mit der Flasche fort und brachte sie vom nächsten Brunnen gefüllt zurück. Gierig griff Rembrandt nach ihr. Aber schon stieben die Kinder mit Geschrei auseinander. Denn spuckend, das Wasser herausprustend,

war Rembrandt aufgesprungen und schwenkte ihnen drohend die Flasche nach.

Da kam Cornelia den Wall heraufgelaufen. Sie nahm ihn beim Arm. „Komm, Vater, das Essen wartet."

Schimpfend, die Flasche schwingend, folgte er ihr.

Aber nach einigen Schritten zog er das ängstliche Mädchen an sich. „Das mußte kommen, damit ich mich selbst erkannte", sagte er feierlich über ihrem Kopf. „Sicher, Cornelia, es mußte so kommen."

Mit langsamem, ungewissem Schritt ging er neben ihr.

„Er ist wieder betrunken", sagten die Nachbarn, wenn sie den Maler so torkelnden Schrittes, den breiten Hut tief im Gesicht, über die Straße gehen sahen. „Er kann den Tod der Frau Hendrickje nicht verwinden."

„Nein, es sind seine Schulden", sagte der Wirt und zog sorgfältig die Kreidestriche nach, die Rembrandt galten. „Er kennt jetzt nur noch den Branntwein."

„Er wird zum Trunkenbold", tobte der Gläubiger Harmen Becker und schrie den blassen Titus an. „Wo bleiben die Bilder, die mir Euer sauberer Vater schuldig ist? Wie kann er malen, wenn er säuft?"

Titus schwieg und biß sich auf die Lippen. Jeden Tag gab er sich neue Mühe, den Vater im Hause zu halten. Cornelia weinte und bettelte. Rembrandt schrie oder gab ihnen recht. Ließen sie ihn aber nur einen Augenblick unbeachtet, war er wieder zur Tür hinaus und in die Schenke hinübergegangen. „Mein Sohn Titus zahlt alles", sagte er zum mahnenden Wirt. „Der hat ein großes Erbe im Hintergrund. Der wird sich wegen der lumpigen Heller nicht weiter aufregen."

Aber Titus konnte die Schulden nicht bezahlen. Er hatte kein Erbe im Hintergrund. Er war ein schwächlicher, hilfloser Jüngling, der in seinem ganzen Leben noch nie an sich selber gedacht hatte.

Seit einiger Zeit hatten sie einen neuen Gast im Hause. Es war Arent de Gelder, eigens aus Dordrecht, wo er ein Schüler Hoogstraatens gewesen war, hierhergekommen, um bei Rembrandt die Malerei zu erlernen. Er war ein gesunder, kräftiger Mann, einige

Jahre jünger als Titus, diesem aber an Körperkraft und Lebenszuversicht weit überlegen. An ihm hing Titus mit Freundesliebe. Daß er den Vater trotz allem verehrte und bewunderte, ihn auch gegen die anderen Schüler und Feinde verteidigte, bildete schnell ein Band zwischen ihnen. Zu ihm ging Titus, wenn die Sorgen um den Hausstand und das Schicksal des Vaters ihn zu überwältigen drohten. Sie arbeiteten in einem Zimmer gemeinsam, und stets wußte Arent Trost und Rat und Besänftigung. Er legte den Arm um den Freund, scherzte mit ihm, erzählte Witze und Streiche, die er mit Freunden ausgeführt hatte, und ermunterte Titus, sich ihnen anzuschließen, nicht zum Duckmäuser zu werden.

„Laß nur", sagte Titus, „alle Kinder von Saskia sind gestorben. Nur ich bin am Leben geblieben. Und was für ein Leben ist das?" Er barg das Gesicht in den Händen und stöhnte tief auf.

„Nun, nun", meinte Gelder gutmütig. „Du bist übernächtig, du nimmst alles viel zu ernst. Sei heiter. Nimm es leicht. Dann ist es auch so. Euer Unglück ist doch nicht unüberwindbar. Ein paar Jahre arbeitet ihr. Dann seid ihr die Schulden los. Vielleicht findet sich auch irgendein Freund, der Rembrandt alle Sorgen abnimmt. Man muß die Hoffnung auf so etwas nicht aufgeben."

Titus blickte trübsinnig vor sich hin. Seine mageren Hände spielten mit dem Gürtel seines Rockes.

„Wenn ich der Sohn von Rembrandt wäre", Arent schnalzte mit der Zunge und machte ein paar tänzelnde Schritte durchs Zimmer, „ich wollte, weiß Gott, stolzer und zufriedener sein. Ich würde mich den Teufel um die Schulden kümmern, würde ein lustiges Leben führen und ein großer Maler zu werden suchen wie mein Vater."

„Ja, du", lächelte Titus wehmütig. „Du würdest alles anders machen. Aber du kannst dir nicht vorstellen, wie schwer für mich das Leben neben dem Vater ist. Es ist nicht die Armut, und die Schulden sind es auch nicht. Dem Vater hat das alles gar nichts an. Und wenn ich etwas taugte, würde ich denken wie er. Aber ich tauge nichts. Das ist der Grund. Ich bin kein guter Maler. Ich werde niemals einer werden. Für den Kunsthandel eigne ich mich auch nicht. Dazu muß

man ein Gauner und Halsabschneider wie Harmen Becker sein. Ich . . .", er zögerte einen Augenblick, ehe er fortfuhr, „in einem anderen Land wäre ich in ein Kloster gegangen. Ein stilles Leben, fern von den Menschen, Musik und Bücher, alles leise und gedämpft, dabei hätte ich mich wohlfühlen können."

Arent hatte den Pinsel beiseitegelegt und sah auf den andern, dessen fiebrige Augen zur Wand blickten, als sähen sie dort ein anderes Land.

„Dem Vater darf ich das nicht sagen", fuhr Titus fort. „Er würde schreien und toben, wie so oft in der letzten Zeit. Weil er mich nicht glücklich machen kann, würde er mich gleich verfluchen. Denn er liebt mich sehr; sehr liebt er mich."

„Na ja", sagte de Gelder, dem das Gespräch peinlich wurde. „So mußt du bei ihm aushalten, mußt sehen, ihm das Leben leichter zu machen. Einmal werden dann bessere Zeiten kommen."

„Nein, nein, die besseren Zeiten sind es nicht. Schon als Kind fühlte ich mich dem Vater gegenüber fremd. Ich malte mir aus, wie Saskia, meine Mutter, gewesen sein muß, vornehm, lebensfroh, mit Schmuck übersät. Sie hätte mir sicher besser gefallen als mein Vater."

„Solche Gedanken sind sündhaft", entschied Gelder kurz.

„Nein, nein", bat Titus, dem nun tatsächlich die Tränen in den Augen standen. „Du darfst nicht so hart über mich urteilen. Hätte ich den Vater verlassen und zur Sippe meiner Mutter übergehen wollen, es wäre mir ein leichtes gewesen. Ich hätte dem Vormund mehr Handhaben geben können, mir das Vermögen zu erhalten. Ich hätte den Vater nie mehr gesehen. Aber du siehst, ich bin bei ihm geblieben. Ich bin zu seinen Diensten und verzehre mich um ihn."

In Gelder wallte das Mitleid hoch auf. „Laß nur, Titus, quäl dich nicht sosehr. Dein Vater hat mir gesagt, ich müßte eine Künstlerreise machen, damit ich unabhängig von ihm bliebe. Die machen wir zusammen. Dann sollst du sehen, wie die Ferne dich heilt. Dann wird dein Vater auch einsehen, daß er nicht so viel von dir verlangen darf. Ich habe meine Eltern auch sitzenlassen. Zum Geldgeben sind sie mir

gut genug. Aber im übrigen bin ich selbst meines Glückes Schmied. Daran solltest du auch beizeiten denken."

Sehnsüchtig, bewundernd und doch zugleich unendlich überlegen waren die Blicke, die Titus von seinem Stuhle her auf den andern warf. „Es ist genug", sagte er schließlich. „Es sähe alles anders aus, wenn ich nicht Rembrandts Sohn wäre."

Die Schwierigkeiten im Hause an der Rozengracht häuften sich. Harmen Becker hatte einen Prozeß angestrengt, weil Rembrandt die fälligen Zinsen und Zurückzahlungen nicht ausführen konnte. Wieder begannen die qualvollen Aufstellungen und Erklärungen, denen weder Rembrandt noch Titus gewachsen war.

Becker wurde zum fürchterlichen Drachen, dessen lärmende Grobheit durch Titus' Träume ging. Blaß und übernächtig saß er am Morgen in der Werkstatt, scherzte, wenn der Vater es verlangte, und starrte trübe vor sich hin, wenn der Alte in die Schenke hinüberging.

Rembrandt merkte nichts vom Kummer seines Sohnes. Immer noch war dies schöne Leidensgesicht für ihn etwas beinahe Heiliges, so daß er das Irdische dahinter kaum erfaßte.

Da machte ihn die Wirtschafterin Rebecca eines Tages darauf aufmerksam, daß Titus des Nachts an Hustenanfällen leide. „Ihr merkt's natürlich nicht, wenn Ihr in der Schenke sitzt", schloß sie gehässig.

Rembrandt hatte es in der Tat nicht bemerkt. Er ging sofort zu Titus. „Was ist es mit deinem Husten?"

Titus wehrte ab. „Weiber nehmen so etwas viel zu wichtig."

Er saß rittlings auf dem Schemel und starrte vor sich hin, müßig, wie so oft.

„Soll der Arzt nicht nach dir sehen?" fragte Rembrandt mit hilfloser Besorgnis.

„Der Arzt würde nichts finden."

„Dann leidest du an der Seele. Du siehst schmal und bleich aus. Aber du warst immer schmal und bleich", ergänzte er sich, in die Betrachtung des schönen Kopfes vor sich vertieft. „Vielleicht fehlt dir die

Pflege? Hendrickje", er stockte, und Titus senkte das Haupt nur tiefer, — „Hendrickje fehlt uns allen."

„Dir doch wohl mehr als mir. Da sie nicht einmal meine Mutter war."

Erstaunt blickte Rembrandt auf den Sohn. „Hast du dich je nach Saskia gesehnt?"

Titus antwortete nicht. Aber Rembrandt packte plötzlich Erinnerung und Angst. „Titus, du darfst nicht krank werden wie deine Mutter, wie deine beiden Mütter. Du darfst nicht vor mir sterben. Siehst du, ich habe sie alle verloren. Die erste Frau, die zweite Frau, drei Kinder von Saskia, ein Kind von Hendrickje. Alle habe ich verloren. Sie wollten nicht mit mir leben." Seine Stimme sank zu einem scheuen Flüsterton. „Oft ist es mir gewesen, als habe ich sie getötet. Nicht mit Gewalt, nicht mit bösen Worten oder wilden Flüchen. Aber meine Gegenwart ist wie ein Pesthauch, der alle Wesen um mich tötet. Wie sind sie dahingegangen. Deine Mutter, als hätte ich ihre Wurzeln zertreten, so verwelkte sie."

Er schwieg erschöpft. Von seiner Stirn perlte der Schweiß. Die kleine weiße Mütze auf dem beinahe kahlen Haupte, die schmalen, unruhigen Augen, die so lichtscheu blickten wie immer: Titus sah voll Bewunderung in dies Gesicht, in dem ein Leben wie von vielen Geschlechtern her lebte. Wieder faßte ihn die alte Leidenschaft, die selbstzerstörerische Hingabe an diesen Mann, der ihn seiner eigenen Lebenskraft zu berauben drohte.

„Vater", sagte er, „wir sind doch alle glücklich gewesen bei dir."

Rembrandt legte ihm die Hand auf die Stirn, indes die andere des Sohnes Hände umklammerte. „Ob sie glücklich waren, das wissen wir nicht. Sie wußten es wohl selber nicht. Sie lebten und waren mir zu Willen und waren selbst im Tode noch auf mich bedacht. Aber du, Titus, du sollst nicht vor mir sterben. Du sollst leben." Er streckte seine Hand aus, abwehrend, als käme etwas auf ihn zu, das diesem Wunsche entgegen sei. „Dich will ich nicht überleben, Titus."

Stöhnend brach er zusammen und ließ sich von Titus ans Bett führen.

„Natürlich", sagte Rebecca, die Haushälterin, „betrunken ist er wieder. Der macht's nicht mehr lange, wenn er so weiter säuft." Sie zog dem stöhnenden Manne mit Titus' Hilfe die Schuhe von den Füßen, holte eine Decke herbei, flößte ihm Tee ein. Aber Titus konnte es nicht hindern, daß sie dabei weiter laut schalt und zeterte.

Dieser Ausbruch des Vaters hatte Titus tief getroffen. Er, der sich selber keinen Ausweg wußte, der am eigenen Lebenssinne zweifelte, wußte sofort Wege, wenn es galt, dem Vater zu helfen. Und schon der bloße Entschluß, dem alten Mann die Sorgen um sein Leben zu nehmen, genügte, in dem fieberverzehrten Leib neue Kräfte zu erwecken. Er blühte auf, sein Gesicht bekam eine frische Farbe, er lachte und scherzte.

Rembrandt, der in seinem ganzen Leben weder auf seine noch auf anderer Leute Gesundheit viel geachtet hatte, nahm dies sofort für bare Münze. „Seht Ihr nun ein, daß Titus nicht am Ende gewesen ist mit dem Husten?" fragte er Rebecca. Die saß in der Küche, schälte Bohnen und hatte keine Antwort für den Mann.

Zum Schützenfest verlangte Titus Geld vom Vater.

„Ich sollte Geld haben?" Rembrandt machte große Augen.

„Nun sei so gut und gib mir etwas", ermunterte Titus. „Ich will zum Schützenfest. Früher hast du auch an solchen Festen teilgenommen. Nun gib deinem Sohne Geld, daß er sich kleide wie die Helden auf deinen Bildern."

„Solche Bilder habe ich lange nicht mehr gemalt", murrte Rembrandt. „Im übrigen habe ich alles Geld vertrunken." Er zog seine Börse heraus, die schlaff war.

Ein Schatten flog über Titus' Gesicht. Dann wandte er sich ab. „Ich könnte aus dem Schrank von Cornelia . . ."

„Wenn Cornelia es erlaubt." Man hörte Rembrandts Stimme an, daß er seit langem auf jemand wartete, der mit dem Übergriff auf Cornelias Eigentum beginne.

Es geschah in den nächsten Monaten des öfteren, daß Titus aus dem Hause ging. Aber es war nicht erwachende Selbständigkeit, kräftige Lebensfreude, die ihn aus dem dunklen Hause lockte. Fiebergetriebene Sinnlichkeit war es, die ihn auf Bälle und in Schenken führte, in Gesellschaften und auf Feste. Fiebergetriebene Sinnlichkeit jagte ihn schließlich einem Mädchen in die Arme, das lange genug gewartet hatte, um jetzt bei ihm, dem Unberatenen, Weltfremden, zuzupacken.

Auf einem Balle lernte er Magdalene van Loo mit ihrer Mutter kennen. Sie waren ihm bis dahin nur dem Namen nach bekannt gewesen. Jetzt begegneten sie ihm mit so auffälliger Teilnahme, daß er nicht wußte, wie er sich verhalten sollte. Im allgemeinen war er viel zu scheu und zurückhaltend, um ein Frauenliebling zu sein. Auch dieser Magdalene wäre ja im Grunde ein fester Trinker und kräftiger Tänzer lieber gewesen.

Aber Titus sah so prinzlich vornehm aus in seinem nicht allzu modischen, aber phantastischen Gewande, er beugte sich so höflich vor, um die zart gelispelten Reden von Mutter und Tochter van Loo zu verstehen, er gab sich so redliche Mühe, immer die richtige Antwort auf die richtige Frage zu geben, daß die Mutter schwitzte vor Wonne über diese Errungenschaft und Magdalene sich auf die Zunge biß, weil sie allzu weich und flötenhaft zu sprechen versuchte.

Aber dennoch wurden beide Frauen aus dem neuen Freunde nicht recht klug. Als beim Tanze der erhitzten Magdalene ein Busentuch verrutschte und sie es, unter dem Puder errötend, zurechtschob, sah er so offensichtlich teilnahmslos über ihre Verlegenheit hinweg, daß sie unmutig zur Mutter zurückkehrte und nach Hause gehen wollte.

Da die enttäuschte Mutter dem Titus bedeutete, daß sie das Fest verlassen wollten, verstand er zwar nicht, warum sie so plötzlich aufbrechen wollten. Aber er war so voll höflicher Besorgnis und unerfahrener Zartheit, ob auch nicht eine Unpäßlichkeit der Frau Mutter oder der Jungfer schuld an dem Aufbruch sei, daß beide wieder wankend wurden in ihrem voreiligen Entschluß und versprachen, dem jungen Herrn zuliebe noch ein Stündchen zu bleiben.

Darüber geriet Titus seinerseits in die größte Verwirrung. Er war müde und wäre gern nach Hause gegangen, weil er fürchtete, er müßte den Vater noch aus der Schenke holen. Aber da das nun ganz unmöglich geworden war, tanzte er in sich gekehrt mit der hochbeglückten Magdalene, deren Gesicht sich um so hoffnungsvoller rötete, je blasser er wurde.

Schließlich geleitete er die beiden Frauen nach Hause und versprach, mit den Gedanken schon wieder beim Vater und der Schwester, den Frauen recht bald seine Aufwartung zu machen.

Doch Tag um Tag verging. Die Frauen van Loo saßen am Fenster und warteten umsonst auf den jungen Mann. Titus, der gerade schwere Auseinandersetzungen mit dem Gläubiger Becker hatte, konnte jetzt nicht an zärtliche Besuche denken. Der Vater war fleißig an einem großen Bilde, Cornelia war ängstlich vor dem oft so jähzornigen Mann, und Rebecca drohte wieder und wieder damit, daß sie das Haus verlasse, wenn der Mann nicht seine unselige Trinkerei aufgebe.

Da hatte Titus vollauf zu tun. Die Gedanken an eigenes Glück schmolzen vor der Not dahin wie Eis an der Sonne.

Aber eines Tages packte es ihn. Mitten an einem heißen Nachmittag, als er von Harmen Becker kam, griff es ihn an. Er biß die Zähne zusammen. Wie Fieber schüttelte es seinen Körper und sprang in Funken vor seinen Augen, zog ihm das Wasser im Munde zusammen. Sein zarter Leib schwankte wie vom Sturm angefaßt.

Es legte sich gleich wieder. Die Hustenanfälle kamen dazu, zerstückelten seine Nächte und nahmen seinem Körper die Kraft. Aber auch jene Anfälle der Leidenschaft kehrten zurück und verwirrten ihn, denn er wußte nicht, wie er sich dagegen wehren sollte. Ekel vor der eigenen Körperlichkeit und Sucht nach Befriedigung wechselten in ihm ab. Er fühlte sich in den Klauen des Teufels.

An einem solchen Tage, da er müde und zerschlagen vor der Haustür saß und auf die Pflasterköpfe starrte, kamen die beiden Damen van Loo vorüber. Die Tochter ging mit leicht niedergeschlagenen

Augen, während die Mutter in matronenhafter Sicherheit die Blicke prüfend an den Häusern entlang gleiten ließ.

Titus sah die beiden schon von weitem, entsann sich plötzlich seines Versprechens und wollte ins Haus zurücktreten.

Da aber sah er den Ausschnitt im orangefarbenen Spitzenkleide der Tochter und entschloß sich, den beiden entgegenzugehen.

Magdalene lächelte ihm offen zu. Die Mutter aber hielt es für klüger, die Erstaunte zu spielen. „Also hier wohnt Ihr? Wir wußten das gar nicht."

Titus verneigte sich bejahend, blickte dann erstaunt die Jungfrau an, die ihm die Hand gedrückt hatte, als sei er ihr sehr vertraut.

„Und Euer einstmals so berühmter Vater wohnt auch hier?"

„Ja." Titus wandte sich mit einer Bewegung seiner schmalen Hand zurück. „Wir wohnen sehr eng. Früher hatten wir ein schönes Haus. Aber das ist lange her."

Sie traten mit ihm an das Haus heran und ließen sich auf die Bank nieder.

„Mein Vater ist nicht zu Hause", log Titus freundlich. Der Alte lag wieder einmal schwer berauscht im Bett.

„Ihr seid auch Maler?" fragte Frau van Loo.

„Ein wenig", gestand Titus und lächelte an der Mutter vorbei das Mädchen an. „Ich kann nicht viel neben dem Vater arbeiten", meinte er, in ihre neugierigen Augen blickend.

Frau van Loo hätte gern noch einige Erkundigungen eingezogen. Man hatte ihr viel von den Schulden des alten Rembrandt erzählt. Gleichzeitig war man überall der Ansicht gewesen, daß Titus ein beträchtliches Vermögen von der Mutter her habe, auch daß er als Hauptgläubiger einiges von dem Vater zurückerhalten werde.

Dies letztere hätte sie besonders gern genau erkundet.

Schließlich konnte das junge Ehepaar in ihrer Wohnung am Singel wohnen. Man kümmerte sich nicht um den alten Mann, damit seine Trunksucht dem Familienruf nicht schade.

Während sich die Mutter dies alles noch einmal durch den Kopf gehen ließ, hatte Magdalene Titus in Beschlag genommen. Er mußte

der Jungfrau Ansicht über holländische Maler und ihre Bilder anhören, wobei er festzustellen Gelegenheit hatte, daß Magdalene von Kunst und Künstlern nicht viel verstand.

„Ihr solltet aber wirklich einmal zu uns kommen", sagte Frau van Loo, sich erhebend. Sie hatte bemerkt, daß aus allen Fenstern der Nachbarschaft neugierige Blicke auf sie und die Tochter geworfen wurden. Es war schließlich noch nicht an der Zeit, den Ruf der Tochter aufs Spiel zu setzen.

Titus reichte den beiden Damen die Hand. „Zürnt mir nicht, wenn ich Euch bis jetzt, alle Höflichkeit vergessend, nicht aufsuchte. Aber der Vater nimmt meine Zeit sosehr in Anspruch."

„Nun, nun", ermunterte die stattliche Witwe van Loo den jungen Mann. „Einer Eures Alters darf doch auch schon an die eigenen Angelegenheiten denken und kann alte Männer sich selbst überlassen."

Hierauf entschritten sie beide, und Titus spürte plötzlich gar keine Lust mehr, sie wiederzusehen.

Zwar die Tochter gefiel ihm nicht wenig. Sie hatte hübsches Haar und vieldeutige Augen. Wenn man sie allein haben könnte, ohne die Mutter. Aber es war letzten Endes ganz unmöglich, daß er heiratete. Geld war nicht dafür da. Und sein Kunsthandel reichte bei weitem nicht aus, sich, den Vater, eine Frau und die Halbschwester zu ernähren. Er seufzte und strich sich über die Stirn, die so kühl war. Wenn das Leben nur etwas leichter gewesen wäre.

Aber schon am nächsten Tage, als Rebecca Rembrandt erzählt hatte, sein Sohn habe Besuch von zwei Frauen gehabt, stellte der Vater ihn zur Rede.

„Rebecca soll das Maul halten", sagte Titus, so grob, wie es sonst nicht seine Art war. „Kann ich es ändern, wenn sich die Frauen hierher versteigen?"

„Nein, sicher nicht", sagte der Vater, gerührt und nachgiebig.

Er hatte gefürchtet, Rebecca würde recht behalten und Titus habe die Absicht, Magdalene van Loo zu ehelichen.

Mit der Selbstsucht des Alters klammerte er sich an den Sohn.

„Du darfst noch nicht heiraten, Titus. Du darfst mich nicht ver-

lassen. Wenn ich unter der Erde bin, ist noch Zeit genug dafür. Jetzt darfst du nicht heiraten."

„Unsinn", schrie Titus und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Heiraten will ich. Ich halte das nicht mehr aus. Ich bin nicht so einer, wie du denkst. Ich will mein eigenes Leben führen. Ich selbst stehe mir am nächsten."

Entsetzt hob Rembrandt die Hände und wich einige Schritte zurück. „Um Gottes willen, Titus, mein Sohn, was ist in dich gefahren?"

Aber Titus war nicht zu besänftigen. „Ich habe es satt, immer in deinem Schatten zu leben, nur an dein Wohlergehen zu denken. Da schlage ich mich herum mit deinen Schulden, und du versäufst das Geld von Cornelia. Ich halte das nicht mehr aus. Ich will auch etwas vom Leben haben."

Die Fäuste geballt, die Lippen bebend, so stand er vor seinem Vater.

„Es ist gut so, Titus. Du gefällst mir. Ich möchte keinen Schwächling zum Sohn haben. Wen wolltest du heiraten?"

Ein schwerer Husten zwang Titus, sich zu setzen. Mit müder, rissiger Stimme sagte er schließlich: „Was meinst du zu Magdalene van Loo?"

Rembrandt überlegte. Er selber hätte sich eine andere gewählt. Diese überständige Weibsperson mit dem gezierten Mund und der unreinen Haut ... nein, das wäre keine Frau für ihn gewesen. Aber wenn er es sich überlegte, für Titus mochte sie wohl die Richtige sein. Titus war ein ganz anderer Mann als sein Vater.

So fragte er denn: „Will sie dich denn zum Manne haben?"

Titus zuckte die schmalen Schultern. „Wir wollen es überdenken", meinte er.

Nun, Magdalene war nur allzugern bereit, die Schwiegertochter Rembrandts van Rijn zu werden, weil sie meinte, der Schatten des Vaters wäre leicht zu beseitigen.

Titus ließ sich ein gutes Gewand schneidern und trat eines Tages im Spätherbst vor Frau van Loo und hielt um die Hand der Tochter an. Da die Mutter zusagte, küßte er ihr und dem Mädchen die Hand. Im trauten Gespräch saß er dann eine kleine Stunde bei den Frauen,

genoß die Behaglichkeit und Wärme des Raumes, spürte die Wohltat freundlicher Besorgnis um sein Ergehen und vermied es klüglich, schon über die Zukunft zu sprechen.

Auch von Zärtlichkeit spürte die Braut weiter nichts an ihm. Nur als er ihr beim Abschied im dunklen Flur die Hand gab, wallte es heiß in ihm auf. Er küßte sie begehrlich, wie er selber nie geglaubt hätte, daß er küssen werde.

Sie entzog sich nicht und hing geduldig und hingebend in seinem Arm.

„Ich wollte, ich könnte dich gleich mit mir nehmen", sagte er an ihrem Halse.

„Viel schöner wäre es aber, du könntest hier bei uns bleiben. Die Mutter meint auch, daß die Wohnung ausreichen wird für uns alle. Und es lebt sich hier viel besser als in der Rozengracht."

„Nein", sagte Titus und richtete sich auf. Aller Taumel war von ihm abgefallen. „Beim Vater müssen wir wohnen; das ist sicher."

Magdalene, die genau wußte, daß sie zu früh etwas angerührt hatte, was noch genug Schwierigkeiten bringen könnte, strich ihm über das weiche Haar. „Laß nur, wir werden uns schon einig werden. Du wirst dich an mich gewöhnen, und wir richten alles so ein, wie du es wünschst."

Damit gab sich Titus fürs erste zufrieden. Aber er hatte gesehen, um was es den Frauen ging, und mußte vorzeitig einen Riegel vorschieben.

Rembrandt hatte sich in der letzten Zeit mit dem Maler Roghman angefreundet, der im Altersheim lebte, Bilder malte und in vielem an Hercules Seghers erinnerte. Zu ihm zog es ihn, wenn ihm die Welt öde schien. Dann saßen sie zusammen, sprachen von ihrer Kunst und kosteten im Wechselgespräch ihre Weltverachtung aus.

Jetzt, da im Hause an der Rozengracht viel von dem jungen Brautpaar geredet wurde, auch von der bevorstehenden Hochzeit, war Rembrandt immer häufiger im Altersheim, teilte sich mit dem Freund in

die mitgebrachte Flasche und machte seine Bemerkungen über den Sohn und die Schwiegertochter.

„Wie gefällt sie dir eigentlich?" fragte Roghman. Dabei grinste er, als wisse er von vornherein genau, was der andere dachte.

„Ach, was hat meine Meinung dabei zu sagen", meinte Rembrandt. „Ich soll sie schließlich nicht ehelichen. Ich hätte sie auch nie genommen. Aber Titus wird ja wissen, was er an ihr hat."

„Dann solltest du ihm aber abraten, sie zu heiraten. Dein Titus ist unerfahren. Du mußt ihm zur Seite stehen."

„Nein, das tue ich gar nicht. Ich bin froh, wenn die Sache endlich ein Ende hat. Das bringt eine Unruhe in die Wohnung, du glaubst es nicht."

„Aber er ist doch der einzige Sohn, den du hast. Wenn du zuläßt, daß er eine schlechte Frau nimmt, machst du ihn doch unglücklich."

„Ach", sagte Rembrandt unwirsch, „ich lebe nur noch ein paar Jahre. Meinst du, die will ich damit verbringen, eine gute Frau für meinen Sohn auszuwählen? Jetzt kümmert sich kein Mensch im Hause mehr um mich. Alles spricht nur von Titus. Das muß möglichst schnell vorübergehen."

Roghman lachte. „Alter, ich glaube, es gibt keinen selbstsüchtigeren Menschen als dich. Was sagst du nun aber erst, wenn dein Sohn nicht mehr täglich um dich ist? Wenn er mit seiner Frau zusammen im eigenen Heim ..."

„Wieso? Was heißt das: im eigenen Heim?"

„Nun, sie werden doch eine eigene Wohnung mieten."

„Unsinn. Das ist dummes Gerede. Sie wohnen bei mir. Das ist ganz selbstverständlich. Ich kann ohne Titus überhaupt nicht auskommen."

„Na", meinte Roghman gutmütig, „wenn du dich damit nur nicht getäuscht hast. Titus wird sein junges Glück allein genießen wollen."

Kopfschüttelnd sah Rembrandt vor sich hin. „Kein Sterbenswort hat Titus mir bis dahin gesagt, daß er in eine andere Wohnung ziehen will."

„Ja, so ist es aber doch gewöhnlich, daß Kinder die Eltern verlassen, wenn die Jahre heran sind. Das ist doch überall das gleiche."

„Aber bei Titus ist es nicht so", beharrte Rembrandt. „Ich weiß das besser."

„Denke, was du willst. Nur meine ich, es wäre schade um den hübschen Jungen, wenn er nicht endlich einmal frei würde und sein eigener Herr. Das meine ich."

Rembrandt erhob sich und ging ohne Gruß fort. So schnell seine schweren Füße ihn tragen wollten, ging er nach Hause.

„Wo ist Titus?"

Cornelia, die seine Aufregung spürte, sah ihn scheu an. Sie wußte nichts von Titus. Rebecca meinte, er würde wohl bei seiner Braut sein und erst in der Nacht zurückkommen. Sie lachte schadenfroh in des Alten enttäuschtes Gesicht. Mochte der Eigennutz einmal spüren, was Jugend war.

Ärgerlich warf sich Rembrandt aufs Bett.

Sosehr er damit zufrieden war, daß Titus heiratete und gesunde Lebensansichten bekam, um so weniger paßte es ihm, daß er seine eigenen Wege gehen wollte. Die Schwiegertochter konnte doch unmöglich einen größeren Einfluß auf ihn haben als der Vater? Sie war ihm nicht ergeben genug. Das mußte anders werden. Ihre gezierte Sittsamkeit mit dem säuerlichen Lächeln gefiel ihm nicht. Wenn sie empfindlich war, mußte sie sich das abgewöhnen. In seinem Hause nahm man kein Blatt vor den Mund.

Ach so, sie wollte ja gar nicht in seinem Hause wohnen. Sie wollte Titus mit sich nehmen. Sie wollte die beiden, Vater und Sohn, trennen. Sie wußte nichts von dem, was zwischen ihnen war, daß man sie nicht einfach auseinander schneiden konnte.

Er richtete sich vom Lager auf. Sein Atem ging wieder einmal so schwer. Toll schlug das Herz. Gleich mußte Titus zurückkehren und ihm versprechen, nicht aus dem Hause zu ziehen. Er ließ ihn überhaupt viel zuviel allein. Früher war Titus immer im Hause gewesen und hatte dem Vater beigestanden, wenn trübe Stunden kamen.

Aber das war jetzt vorbei. Jetzt hatte die Mutter van Loo, diese

eitle, stolze Gans, die sich kaum herabließ, ihm die Hand zu geben, ein Wort mitzusprechen. Sicher hatte sie Geld und winkte dem Titus damit, daß er bei ihr besser untergebracht sei als bei seinem Vater.

Und hatten sie nicht schließlich recht, wenn sie von ihm, dem Vater, nicht sehr hoch dachten? War er ein Vater, für den man leben und sterben konnte? Seines Sohnes Erbe hatte er verpfändet und vertan; er hatte es verschleudert und nur an sich, nie an das Kind gedacht. Und wenn er bedachte, noch jetzt, da er alle Demütigungen erfahren hatte, nachdem Hendrickje gestorben war, noch jetzt lebte er nur für sich selbst und verbrauchte das kärgliche Geld für seinen Rausch und seine Befriedigung. Er gab dem Sohne nichts und forderte, daß er ihm seine Jugend widerstandslos überantwortete.

So geschah es ihm recht, wenn der Sohn sich von ihm trennte und ein besseres Leben suchte, wo es ihm geboten wurde.

Stöhnend und wimmernd, das Gesicht in Tränen gebadet, den Leib verkrampft, so fand ihn Titus einige Stunden später.

„Um Gottes willen, Vater, was ist mit dir geschehen?"

Er beugte sich zu dem Schluchzenden, der im Dämmerlicht der Kerze wie verborgen lag. Seine Locken hingen dem Alten sanft ins Gesicht.

„Titus", flehte der Vater, „du bist ein Engel. Ich weiß es. Aber das Richtschwert solltest du nicht tragen. Nicht das Schwert über mir, Titus."

Titus stellte die Kerze auf den Tisch und ließ sich am Bett nieder. „Wovon sprichst du, Vater?"

Rembrandt horchte einen Augenblick dem Klang der Stimme nach. „Titus, willst du aus diesem Hause in ein anderes ziehen?"

„Das besprechen wir morgen, Vater."

„Nein, heute muß ich es wissen. Ich muß wissen, ob du mich verlassen willst."

„Aber, Vater, das ist doch nicht so zu verstehen. Unmöglich kann in diesem kleinen Hause noch eine Familie untergebracht werden. Magdalene bringt mir eine schöne Aussteuer. Wir werden Kinder haben."

„Und ich? Wer wird sich um mich kümmern?"

„Aber du hast Cornelia und Rebecca. Ich werde täglich zu dir kom-

men, und du kommst zu uns. Dann haben wir ebensoviel voneinander. Und du wirst nicht gestört durch Kindergeschrei und all diese Dinge."

Rembrandt nickte. Er schien sich beruhigt zu haben.

„Nun schlafe, Vater. Morgen zeige ich dir unsere Wohnung."

Angewidert von der Schwäche des bewunderten Vaters wie so oft, hingerissen von seiner kindischen Anhänglichkeit, verließ Titus das Zimmer.

An einem kühlen Februartage wurde die Hochzeit im Hause der Witwe van Loo gefeiert.

Rembrandt war nicht betrunken, sondern von kühler, gelöster Heiterkeit verklärt. Er hatte das Gefühl, als sei in Titus' Leben jetzt alles wieder gutgemacht, als sei alles aufs beste geordnet.

„Titus", sagte er über den Tisch hinüber, „ich male dir deine Frau, wie ich deine Mutter Saskia damals gemalt habe, etwas von der Seite, eine Blume in der Hand. Das male ich dir."

Titus blickte zärtlich auf den Vater, der wie ein König unter den Tischgästen saß.

Ein heiteres Frühjahr brach für sie alle an. Titus, benommen und verklärt durch das wieder ausbrechende Fieber, sah mit leiser Freude, wie seine Frau dem Vater zum Bilde saß, wie der Vater klar und nüchtern arbeitete, die Schenke mied und mit Cornelia die Abende verbrachte. Der Kreis der Schüler hatte sich wieder erweitert. Cornelia fand unter ihnen wohl auch freundschaftliche Zuneigung, die sie aufgeschlossener und froher machte. Das erheiterte wiederum den Vater, der das scheue Wesen des Kindes sowenig verstanden hatte.

Zum erstenmal in seinem Leben hatte Titus sorgenfreie Tage.

Harmen Becker, der Gläubiger, schien im Augenblick andere Geschäfte im Kopf zu haben. Er ließ von dem Gehetzten ab. Die Schwiegermutter, zufrieden, daß die Tochter unter die Haube gebracht war, war freundlich und gedämpft, zumal der nüchterne Rembrandt ihr einen beinahe übermenschlichen Eindruck machte. Und Magdalene war so, wie eben eine Frau in den ersten Ehemonaten ist.

Sorglos überließ sich Titus der Liebe wie einem Rausche, wachte morgens heiter und gelöst auf, warf sich abends in die Arme der Frau, in denen alles erlosch, was ihn quälte. Er war nicht mehr allein. Nach einer bangen Kindheit, einer drückenden Jugend wurde er ein glücklicher Mann.

In diesem Gefühl endlicher Erstarkung trat das Ende an ihn heran. Er selber wußte nichts davon. Auch die Frau ahnte es nicht. Nur Rembrandt, der die Krankheit bei Saskia gesehen hatte, wußte, was kommen würde.

„Ich bin müde", sagte Titus und erhob sich des Morgens nicht vom Lager. „Ich bin so zufrieden, so ausgefüllt. Ich mag nicht aufstehen."

So lag er in seinem hellen Schlafgemach. Das Fieber trug ihn, ließ ihn in einer Wolke schweben. Alles erschien friedlich und heiter. Nichts Lautes, nichts Häßliches kam an ihn heran. Das Fieber dämpfte alles. Er hob die hellen Augenlider, wenn man mit ihm sprach, er lächelte. Aber er nahm nichts mehr auf. Zärtlich strich er Cornelias Haar, wenn sie ihm eine Blume brachte. Er küßte Magdalenes Mund, als sie ihm gestand, daß sie guter Hoffnung wäre. Aber er begriff es nicht mehr. Locker lag seine Hand auf der des Vaters, die angstvoll nach ihm griff. Er war schon nicht mehr auf dieser Welt.

Der Herbst kam mit hellen, sonnigen Tagen, wie Titus sie geliebt hatte. Rembrandt wich nicht vom Lager des Kranken. Er betete nicht um Genesung. Er beugte sich unter Gottes Hand, dem es gefiel, auch diesen Sohn von ihm zu nehmen. Es sollte ihm nichts mehr übrigbleiben. Liebe, Ruhm, Ehre, Reichtum, Nachkommenschaft, alles sollte ihm genommen werden.

Als die letzte Stunde für Titus kam, war Rembrandt allein am Bett des Sohnes. Es war um die Mittagszeit. Aus seinem Dämmerschlaf wachte der Kranke auf und sah das Gesicht des Vaters über sich. Schwach lächelte er. Er hatte ihn erkannt.

„Es geht mir so gut", flüsterte er. Seine heißen, schmalen Hände griffen nach dem Glase, das der Vater ihm reichte. „Es wird nun nicht mehr lange dauern. Dann bin ich völlig gesund."

Rembrandt schüttelte die Kissen auf. Er sagte nichts, um nicht durch die Unruhe in seiner Stimme seine Sorge zu verraten.

Der Kranke achtete nicht auf ihn, sondern fuhr mit leiser Stimme fort: „Wir werden noch schöne Tage zusammen haben, Vater. Ich weiß das ganz bestimmt. Die Krankheit bedeutet nicht viel. Ich habe sie bald hinter mich gebracht."

Seine hellen Augen blickten so überklar, daß Rembrandt seine zitternde Hand darüber deckte. „Schweig, Titus. Das Reden macht dich müde."

„O nein, ich spreche gern. Das macht mich leicht. Und du hast den Trost nötig. Wir werden bald die Gläubiger vom Halse haben. Ich habe die letzten Monate zuviel an mich gedacht, Vater. Daher kommt das ganze Unglück. Heute verstehe ich überhaupt nicht mehr, wie ich so versessen darauf sein konnte, Magdalene zu heiraten. Ich war nicht mehr Herr über mich." Er schwieg. Seine Augen suchten die des Vaters. „Das ist jetzt vorüber", begann er von neuem. „Ich werde wieder an andere Sachen denken können als an die Frau. Sie soll sich in unsere Familie einordnen. Das verlange ich von ihr."

„Sicher, Titus, so soll es werden." Rembrandt kämpfte mit den Tränen. Aber er bezwang sich. Seine Augen blieben heiter.

„Ach", sagte Titus und blickte auf die Sonne, die durchs Fenster fiel, „wie gut ist es, daß ich aufgewacht bin, dir das alles zu sagen. Jetzt werde ich schlafen, und morgen bin ich vielleicht schon gesund."

Er legte die Hände über der Decke zusammen, den Kopf gerade hintenüber und schloß die Augen.

„Gute Nacht, Titus", sagte Rembrandt. Er wußte, daß es die letzten Worte waren, die er seinem Sohne sagte.

Es war ein fürchterlicher Schlag für Magdalene van Loo, als sie hörte, Titus sei verschieden. Nicht ein Abschiedswort hatte sie mit ihrem Mann gewechselt. Nur wenige Monate war sie mit ihm verheiratet gewesen. Jetzt war sie schon Witwe, und das Kind in ihrem Leibe war Waise.

Wie aber bei manchen Menschen das Unglück die Größe und Gefaßtheit der Seele auslöst, so bewirkte es bei Magdalene das Gegenteil. Die Kleinlichkeit und Häßlichkeit kehrten sich zutage. Bisher hatte Titus' Wesen einen Glanz auf sie geworfen. Der war jetzt erloschen, und alles war stumpf und fleckig geworden.

Vor allen Dingen entlud sich ihr Zorn gegen den alten Rembrandt. Dem zuliebe hatte ihr Mann sich aufgerieben, hatte Not und Sorge getragen. Dieser Mann hatte ihr sogar die letzte Stunde mit Titus vorenthalten.

„Warum hast du mich nicht rufen lassen?" schrie sie. „Du hast doch sehr wohl gewußt, daß er starb."

Rembrandt zuckte die Achseln.

„Siehst du, Magdalene, ich bin nicht am Sterbelager von Saskia gewesen. Hendrickje starb allein. Keins meiner Kinder starb unter meinen Augen. Aber Titus wollte ich sterben sehen. Ich habe so lange mit ihm zusammengelebt, viel länger als du. Ich hing so an ihm. Ich mußte allein bei ihm sein."

Magdalenes Gesicht verzerrte sich vor Eifersucht. „Du hast Titus ins Grab gebracht. Du hast ihn mir entfremdet. Du hast seine letzte Kraft aufgezehrt. Niemals sündigte ein Vater so an seinem Sohn wie du."

Rembrandt saß stumm vor ihr. Er verstand nicht einmal genau, was sie ihm sagte. Immer wieder sah er das letzte Lächeln von Titus vor sich, hörte seine letzten Worte. Was ging ihn da eigentlich diese Frau noch an?

Still und abgeschieden lebte er in seiner kleinen Wohnung an der Rozengracht, kümmerte sich wenig um Cornelia und hing seinen Gedanken nach. Auch an ihm war es, sich zum Tode zu rüsten. Er hatte noch viel zu durchdenken, ehe er klar genug zum Sterben war.

In seiner Werkstatt, vor den Zuschauern durch ein Tuch sorgfältig verdeckt, stand sein Selbstbildnis. Er hatte sich im Leben so oft gemalt und hatte geduldet, daß fremde Augen sein Gesicht auf jedem Bild sahen. Aber dies hier, die letzte Rechnung, die er Gott ablegte, durfte keiner sehen. Nicht einmal Titus hatte er es gezeigt.

Das quälte ihn jetzt. Titus hätte das wissen müssen. Er war es Titus schuldig, daß er das sah.

Jetzt saß er oft vor dem Bilde, betrachtete es und hielt mit Titus Zwiesprache. Die Seele des Sohnes mußte ihn verstehen.

„Siehst du, Titus, das ist aus mir geworden. So sehe ich jetzt aus. Ein verfallener Leib. Die Augen taugen nicht mehr viel. Die Hände sind zittrig. Die Zähne sind verfault.

Es ist nicht mehr viel von mir nach.

Aber Gott hat das aus mir machen wollen, diesen Bettler, diesen kläglichen Greis. Er hat es sich sauer werden lassen um mich.

Ja, wie ich damals auszog, aus Leyden, wie ich lebte mit der Frau." Er dachte einen Augenblick nach. Es kam jetzt sehr oft vor, daß er nicht mehr wußte, ob es Saskia oder Hendrickje gewesen war, mit der er die ersten Amsterdamer Jahre verbracht hatte. „Es war Saskia", entschied er sich dann mühsam.

„Es ist wunderlich zu denken, daß das immer derselbe Leib gewesen ist, der junge Kerl damals und die späteren Jahre hindurch und nun dies hier. Es ist aber so: es war immer der gleiche Mann, dieselben Augen, Hände, Haare." Er strich sich über den Kopf. „Die Haare sind alle ausgegangen", sagte er dann.

„Aber es sind nicht nur die Haare, die mir fehlen. Es ist so vieles nicht mehr da." Er faltete die Hände. „Dafür danke ich dir von Herzen, großer Gott, daß du mir alles abgenommen hast.

Früher, wenn ich mich malte, ärgerte ich mich oft, daß ich nicht schöner gebaut war. Siehst du, Titus, als du noch lebtest, warst du schön von Angesicht, hattest eine glatte Haut und lockige Haare. Du konntest dir sicher nicht denken, wie einem Mann zumute ist, der eine knollige Nase und schiefe Augen hat und manchmal einem Tier ähnlicher ist als einem Menschen."

Er zwinkerte mit den entzündeten Augen und trank einen Schluck aus der Flasche.

„Deine Mutter war aus vornehmer Familie. Aber ich habe mich doch manchmal gewundert, daß sie nicht schöner war. Der Hintere

war viel zu dick. Ich entsinne mich noch genau. Hendrickje dagegen war so gebaut, daß alles richtig an ihr saß.

Aber ich war damals jung und ärgerte mich über meine Häßlichkeit. Heute dagegen" — er lachte — „heute bin ich mir nicht häßlich genug. Ich meine nämlich, daß meine Häßlichkeit Gott wohlgefälliger ist als Schönheit. Gott will, daß wir in den Staub getreten werden, daß wir unsere Niedrigkeit in Zerknirschung anerkennen, daß wir keinen eigenen Willen mehr haben. Früher, als ich meinte, ich sei ein großer Mann, konnte sich mir nichts in den Weg stellen. Und wenn die Leute meine Bilder nicht mehr kauften, so achtete ich mich im Recht. Fälschen, Betrügen, es war mir alles einerlei. Wenn ich nur leben und malen konnte. Damals glaubte ich ja noch, daß Gott in der Malerei ein großes Werk sehe.

Jetzt aber weiß ich, daß das nicht so ist. Die Bilder und der ganze Plunder sind dem Herrn nicht einen Deut wert. Kunst und Geschicklichkeit" — er wischte mit der Hand durch die Luft —, „dem Herrn ist das alles nichts.

Ja, Titus, es ist spät am Tag, daß mir diese Erkenntnisse kommen. Ich habe früher nicht gewußt, daß Gott mächtiger ist als ich. Aber jetzt habe ich es erkannt, daß hinter mir eitel Sünde liegt.

Das ist der Segen des Alters. Gott wollte, daß ich meinen Leib zerstöre, meine Ehre vernichte, meine Kunst schände. Gott wollte, daß ich sündig sei und erbärmlich.

So wie du mich hier im Bild siehst, Titus, so will Gott mich. Mein Gehäuse ist vernichtet. Sieh, wie die Seele herausdringt."

Dieser geheimen Gespräche hatte niemand mehr acht. Magdalene kam nur noch, um sich um das Erbe zu streiten. Im Frühjahr hatte sie eine Tochter geboren. Für die, meinte sie, müßte noch aus dem Erbe des Großvaters etwas herauszuschlagen sein.

Von bösen Geistern getrieben, kam sie in das Haus, drohte der tapferen Rebecca, beschimpfte Cornelia und lästerte Rembrandt.

Seit sie wußte, daß der Alte von Cornelia aus deren mütterlichem Erbe Geld erhielt, kannte ihr Zorn keine Grenzen.

Sie behauptete, ihr gehöre ein Teil des Geldes, zerrte die Tücher und Wertsachen aus Cornelias Schrank und schrie, daß die Nachbarn zusammenliefen.

Rembrandt hörte sie ruhig an. Er hatte kaum noch Beziehungen zu dieser Welt. Geld und Geldesgier verstand er nicht mehr. Hunger und Durst waren ihm schon beinahe fremd.

Als aber Magdalene endlich drohte, sie werde den Schrank versiegeln lassen, damit er unberührt bleibe und nicht alles Geld vertan werde, sagte er mit fremder Stimme: „Du wirst nicht mehr lange leben. Wenn du wüßtest, wie kurze Zeit dir noch bemessen ist, würdest du nicht mehr nach dem Gelde, sondern nach Gott verlangen."

Seitdem mied Magdalene das ihr unheimliche Haus und suchte nur durch den Vormund Einfluß auf die Wirtschaft zu behalten.

Eines kalten Herbsttages ging Rembrandt mit seinen schweren Schritten, den Hut tief in die Stirn gedrückt, durch die Straßen Amsterdams, in denen sich sein Leben abgespielt hatte. Noch einmal wollte er das Haus an der Breestraat, die Blaubrücke, das Stadthaus, die Waage und alles sehen. Er fand sich kaum noch zurecht. Es war so viel Neues gebaut, so viel war verändert worden.

Verwundert blickten die Leute auf den alten Mann, der laut redend und schimpfend vor dem neuen Stadthaus stand und erklärte, daß das nicht das rechte Stadthaus sei.

In der Calverstraat war eine Bilderversteigerung. Er sah, wie sich die Käufer drängten. Bilder wurden hochgehoben, angepriesen.

Rembrandt trat hinein und hielt sich in einer Ecke versteckt.

Ein Landschaftsbild wurde angeboten. „Es ist von Rembrandt", sagte der Verkäufer. Erschrocken fuhr der alte Mann zusammen und bedeckte das Gesicht mit dem Hute.

Aber es hätte ihn auch so niemand erkannt.

„Rembrandt?" fragte jemand. „Wer ist das?"

Der Verkäufer lächelte. „Vor einigen Jahren noch war er in Amsterdam sehr bekannt. Er machte dann unsaubere Geldgeschäfte und ging außer Landes. Man sagt, er sei in England. Genaueres

weiß man nicht. Wenigstens hat er am englischen Hofe nicht die Rolle eines van Dyck gespielt."

Der alte Mann in der Ecke lachte vor sich hin. Man sah sich nach ihm um. Jemand stieß ihn an. „Was habt Ihr, Alter?"

Rembrandt kicherte wieder: „Der Maler Rembrandt ist schon seit Jahren tot. Ich habe ihn selber sterben sehen."

Der Kunsthändler schüttelte den Kopf. „Wie wollt Ihr ihn gesehen haben, wenn sonst niemand etwas von ihm weiß?"

„Ich war sein Freund. Ich habe ihn gut gekannt. Er war sehr arm, als er starb."

Man hörte kaum zu ihm hinüber. Einige lachten über den Alten, der sicher geistesgestört sei. Dann rief ein vornehmer Mann, der das Bild scheinbar kaufen wollte: „Ich habe Rembrandt auch gekannt. Er war prächtig gekleidet. Er hatte eine reiche Frau. Es ist sicher anzunehmen, daß er sich in einem andern Land sehr wohl befindet und sein Leben genießt."

Alle lachten und wandten sich dem Sprecher zu. Murmelnd und schimpfend drückte sich Rembrandt aus der Tür auf die Straße.

Langsam ging er nach Hause. Die Dämmerung war inzwischen hereingebrochen. Ein kalter Wind pfiff um die Ecken.

Der alte Mann hielt den Hut ängstlich fest und stapfte die Straße hinunter, mit seinen Gedanken beschäftigt.

Also die Leute meinten, er lebe in England. Er wäre dort ein reicher Mann. Sie hielten es für unmöglich, daß er arm und verkannt wäre. Sie glaubten, er sei viel zu klug und gerissen, um sich so zu verrechnen in diesem Leben.

Sie hatten so getan, als wenn ein armer, verkommener, vergessener Rembrandt gar nicht der eigentliche Rembrandt wäre.

Er lachte laut und heiser vor sich hin. „Der wahre Rembrandt bin ich wohl gar nicht? Ich bin wohl eine Fälschung, eine gottverdammte, heuchlerische, vermessene Fälschung."

Er stand still und sah in eine Gracht hinab. „Ich kann darüber nicht klarwerden", sagte er dann. „Dazu ist mein Kopf viel zu alt geworden. Titus weiß es auch nicht. Er ist ja übrigens auch schon tot.

Wieso lebe ich noch?" rief er laut und streckte die Hand über die winterliche Gracht. „Alle sind tot. Rembrandt ist tot. Warum lebe ich noch?"

Zu Hause angekommen, warf er sich aufs Bett. Im Nebenzimmer lachte Cornelia mit dem Maler Suythof. Das schien ihr Liebster zu sein. Rembrandt entsann sich, daß er sie oft mit dem Schüler zusammen gesehen habe.

Eigentlich sollte er sie rufen, sie ermahnen, nicht zu lachen, wenn des Vaters Ende gekommen sei. Auch war er ja der letzte, der zur Familie gehörte. Wenn er tot war, war sie ganz allein.

Aber er konnte nicht rufen. Er hörte auch schon das Lachen nicht mehr. Seine Ohren waren wie verstopft.

Dann kam eine Glocke heran. Die Rozengracht herunter wanderte sie, klopfte an die Türen und suchte ihn, den sterbenden Rembrandt.

Er richtete sich einen Augenblick auf, blinzelte in die Dunkelheit. Dann fiel er wieder auf die Lumpen seines Lagers zurück und schloß die Augen.

Einmal, vor langen Zeiten, hatte er Gott gemieden. Dann hatte er ihn gesucht und sogar zu finden gemeint. Jetzt aber, zu dem Willenlosen, zu dem gänzlich Aufgegebenen trat Gott.

„Ja", sagte er plötzlich laut in die Stille hinein. Der dumpfe Raum weitete sich. Die Einsamkeit hob sich. „Ja", sagte er noch einmal und richtete sich starr auf.

Sein Leib wandelte sich. Er veränderte sich. Seine Seele löste sich.

Da war endlich das Gesuchte, das Ersehnte. Ohne Sturm, ohne Gewalt, milde und sanft floß es in ihn ein.

„Ja", wollte er sagen.

Aber während seine machtlosen Lippen noch an diesem Wort formten, war er schon ganz jenseitig.

Nachwort

„Wozu lebe ich noch?" rief er laut und streckte die Hand über die winterliche Gracht. „Alle sind tot. Rembrandt ist tot. Warum lebe ich noch?"

Zu Hause angekommen, warf er sich aufs Bett. Im Nebenzimmer lachte Cornelia mit dem Maler Suythof. Das schien ihr Liebster zu sein. Rembrandt entsann sich, daß er sie oft mit dem Schüler zusammen gesehen habe.

Eigentlich sollte er sie rufen, sie ermahnen, nicht so zu lachen, wenn des Vaters Ende gekommen sei. Auch war er ja der letzte, der zur Familie gehörte. Wenn er tot war, war sie ganz allein.

Aber er konnte nicht rufen. Er hörte auch schon das Lachen nicht mehr. Seine Ohren waren wie verstopft.

Dann kam eine [illegible] heran. Die Rozengracht herunter wanderte sie, klopfte an die Türen [illegible] sterbenden Rembrandt.

Er richtete sich einen Augenblick auf, blinzelte in die Dunkelheit. Dann fiel er wieder auf die Kissen seines Lagers zurück und schloß die Augen.

Einmal, vor langen Jahren, hatte er Gott gemieden. Dann hatte er ihn gesucht und sogar zu finden gemeint. Jetzt aber, zu dem Willenlosen, zu dem gänzlich Aufgegebenen trat Gott.

„Ja", sagte er plötzlich laut in die Stille hinein. Der dumpfe Raum weitete sich. Die Einsamkeit hob sich. „Ja", sagte er noch einmal und richtete sich starr auf.

Sein Leib wandelte sich. Er veränderte sich. Seine Seele löste sich.

Da war endlich das Gesuchte, das Ersehnte. Ohne Stürme, ohne Gewalt, milde und sanft floß es in ihn ein.

„Ja", wollte er sagen.

Aber während seine machtlosen Lippen noch an diesem Wort formten, war er schon ganz jenseitig.

Rembrandt

Von Adolf Behne

„Aber dieser Boden selbst hat uns die Kraft angezüchtet, die uns jetzt hinaustreibt in die Ferne, ins Abenteuer, durch die wir ins Uferlose, Unerprobte, Neuentdeckte hinausgestoßen werden." Friedrich Nietzsche „Wille zur Macht".

In einer Windmühle, die in Holland steht zwischen zwei Armen des hier nicht mehr mächtigen Rheines, unweit der See und dicht vor den Toren der Universitätsstadt Leyden, wird am 15. Juli 1606 ein Junge geboren, der dann Maler wird und durch sein Malen gewaltige Wirkungen des Geistes erregt, Verehrung und Feindschaft, Vergessen und Auferstehung nach Generationen, und der erst an seinem dreihundertsten Geburtstag als Schicksalssieger aller Geisteskämpfe Europa einig vor seinen Bildern sieht, die die Hauptstadt des Landes, Amsterdam, großartig und stolz aufgebaut hat, sich zur Ehre.

Es ist ein seltsamer Sieg, den dieser Müllersjunge mit dem sonderbaren Vornamen Rembrandt — es trug ihn niemand vor ihm — erringt ... nicht deshalb seltsam, weil sein Leib schon 250 Jahre im Grabe verwest, sondern seltsam, weil, der da Anfang Oktober 1669 als Geschlagener des Lebens elend und einsam starb, so gar keinen Schritt der Sorge um seinen Nachruhm oder zur Wiederaufnahme des Verfahrens eingeleitet hatte. Sein ruhmloses Sterben war ohne Stachel des Ehrgeizes, ohne Verlangen nach posthumer Richtigstellung, war ganz eindeutig auf Gott und nur auf Gott gerichtet, war nach so langen Jahren des Kämpfens, Streitens, Festhaltens,

Nehmens und Dahingebens nun völlig gleichgültig gegen das Urteil der Welt in diesen und in kommenden Zeiten.

Das Werk allein, ohne einen Auftrag, ohne einen letzten Willen seines Malers, hat über das Grab hinaus die Geister zu beherrschen begonnen — und hatte doch wenig für sich, was den Weg zur Unsterblichkeit bereitmachen, den Sieg verbürgen konnte: es war nicht „schön", nicht dekorativ, nicht heiter, nicht belehrend, es war so ganz anders als die Bilder der Anerkannten, Geschätzten, Beliebten, war eine geheimnisvolle, ernste, den Betrachter prüfende Welt für sich — war Rembrandt.

Der Privatmann Harmenszoon van Rijn, mit Vornamen Rembrandt, ist untergegangen. Die Stelle seines Grabes ist unbekannt. Sein Werk, einige hundert Bilder, einige Dutzend Radierungen und eine große Zahl von Zeichnungen, einmal in die Welt getreten, wirkte. Kein Leid konnte es lähmen, keine Krankheit betäuben, keine Erniedrigung schänden, kein Sterben auslöschen ... Während das Werk der beliebten und tüchtigen Maler in den Schatten sank, trat Rembrandts Werk wie das Licht in seinen Bildern magisch aus dem Dunkel hervor. Was aus der „Gesellschaft" gekommen war, versank mit dieser Gesellschaft. Sein ungesellig-einsames Werk steht heute vorn, ganz vorn.

Nicht deshalb war Rembrandt ein krasser Außenseiter, weil er als Handwerkerssohn einen Feine-Leute-Beruf (er besuchte erst die Lateinschule und Universität in Leyden, dann den Malunterricht bei Swanenburgh und Pieter Lastman) ergriff ... als einziger aus der Familie: seine Brüder Gerrit, Machtelt, Cornelis und Willem blieben in der Mühle und bei ihren Säcken. Daß auch Handwerkerssöhne studierten, war keineswegs so auffallend, und der Vater war schon zu einem gewissen Wohlstand gekommen. Aber immer waren dann die erfolgreichen Handwerkerssöhne übergetreten in die neue, gehobene Schicht der reichen Kaufmannschaft, der guten Gesellschaft ... und meist war dann auch der Einfluß der neuen Umgebung in der Arbeit, in der Kunst bald zu spüren, als Neigung zur goldenen Mitte, zum Ausgleich, zur Konvention.

Ganz anders war es bei Rembrandt. Auch er begegnete sich mit der guten Gesellschaft des Landes, das damals tapfer im Kampfe um seine Selbständigkeit gegen Spanien focht. Das große Talent des Jünglings war so offenkundig, daß es früh Gönner fand, auch Besteller. Es konnte wirklich keine Rede davon sein, daß die Amsterdamer Gesellschaft ein künstlerisches Talent ablehnte, nur weil es nicht aus ihren Kreisen, sondern aus dem niederen Volke kam. Durchaus nicht! Nur mußte sich der junge Künstler, wenn man ihn nun freundlich aufnahm, der Lebensart der Personen von Stand taktvoll anpassen. Taktvoll, das war die Sache! Man wollte keinen trüben kopfhängerischen „Proleten" um sich sehen, der am Ende noch auf seine niedere Herkunft pochte, aber auch keinen Ritter der Palette, der sich für richtig gleichberechtigt hielt, seine Wiege in der Bauernkate oder in der Fischerhütte glatt vergaß. Taktvoll zwischen den beiden Klippen hatte sich das Talent zu bewegen; dann konnte es ihm an Förderung, Aufträgen, Geld nicht fehlen ... freilich, der Reichtum des Landes erlebte eben damals infolge der langen Feldzüge eine schwere Krise, die auch Rembrandt, und gerade im schwierigsten Augenblick, bitter zu spüren bekam.

Rembrandt war nicht taktvoll, und er verstimmte, ja empörte die Amsterdamer Gesellschaft gleich durch beide Peinlichkeiten zugleich: auch als er viel Geld durch Porträtmalerei verdiente und viel Geld auch ausgab, blieb er der Außenseiter, er wurde nicht leise, er wurde nicht fein, nicht geschliffen, er wurde nur reich; zugleich aber — und das war das unangenehmste — warf er mit dem Gelde wilder um sich als irgendein gräflicher Bankrotteur. Er kaufte, sammelte, trug zusammen: Bilder, antike Statuen, Stoffe, Edelsteine, Kuriositäten aus fremden Erdteilen; er trug sich wie ein Lebemann, er führte ein großes Haus, und er heiratete sogar eine junge Aristokratin, Saskia van Uylenburgh, Tochter eines Rechtsgelehrten, Waise, nicht ohne Vermögen. Die Hochzeit begingen sie am 22. Juni 1634. (Rembrandt war nicht von Adel ... die Silbe „van" — „van Rijn" — bezeichnet in Holland nicht notwendig ein Adelsprädikat.) Mit Juwelen und Kostbarkeiten aller Art beschenkte er die junge Frau und blieb doch

ein trotziger, unzugänglicher, im Innersten irgendwie feindseliger Einspänner. Mochte er sich tragen, das Geld wegwerfen wie ein Erbprinz ... mit diesem Gesicht eines Müllersknechtes, mit dieser Gestalt eines Burschen, der die Säcke schleppt, war das Hohn. Dem Herkommen fügte er sich nicht, sein Herkommen vergaß er nicht.

Was steckte hinter seinem Verhalten, was war das ewig Fremde an ihm?

Die Maßlosigkeit! Sie war es, die ihn automatisch isolierte. In den Augen der Amsterdamer Gesellschaft war jede Maßlosigkeit eine Gefahr, eigentlich die Gefahr. Das ganze Leben war hier aufgebaut auf Maß und Messen, auf Waage und Gewicht, auf Teil und Einteilung, auf das stillschweigende gegenseitige Einverständnis und Anerkenntnis der Maße. Jede Gesellschaft, ganz besonders aber die kaufmännisch bestimmte, die übrigens in Holland durchaus nicht der heroischen Züge ermangelte, ist auf Maßeinhalten, auf Konvention und auf Takt gegründet.

Wer von unten herkommt, hat oft dieses Maßgefühl nicht, ihm liegt es näher, „alles oder nichts" zu denken. Welche Bedeutung sollten für ihn die Verabredungen der Gesellschaft haben? Rembrandt jedenfalls empfand radikal „alles oder nichts" und mußte seinen neuen Partnern gegenüber als heimlicher Rebell erscheinen. Sein eigener Umgang ließ sehr zu wünschen übrig, er gab sich mit den Bettlern mehr ab, als zu empfehlen war; er zeichnete sie oft, und seine häufigen Besuche in der Judengasse waren auffällig. Das Leben und Treiben im Ghetto schien ihn sehr anzuziehen, wie alles Orientalische seine Phantasie beschäftigte. Er liebte und sammelte — eine Ausnahme in jener Zeit — persische und indische Miniaturen, die ihn nachweislich bei mancher Arbeit beeinflußten. Das alles waren „Exzentrizitäten", die ohne Beifall vermerkt wurden.

Die Kindheit Rembrandts war im nahen Bunde gewesen mit den Elementen. Keine Straße in der Stadt war Schauplatz seiner Kinderspiele gewesen, sondern das freie Feld um die Mühle, zwischen den beiden Armen des Stromes, in der Luft der See, und vom ruhelosen Element des Windes war das väterliche Haus und Anwesen und das

Dasein der Familie van Rijn abhängig, vom Wind, vom Himmel, von Gott und von gar keinem Menschen.

Im Künstler Rembrandt ist das Elementare als der Gegenpol zum Gesellschaftlichen so urgewaltig und fast dämonisch, daß man an eine kosmische Verbindung mit dem Strom, der hier seinem Ende zugeht, denken könnte, im Sinne jenes Nietzsche-Wortes, das wir als Motto vor diese Arbeit gestellt haben. Vom Strome hat die Familie den Namen. Sein Ende ist hier nicht sehr großartig. Aber seine ungeheure Quellkraft hat zwischen den zwei letzten Adern, schon dem Meere nahe, in jener Windmühle ein neues Wunder gewirkt, einen neuen brausenden, unerschöpflichen Quell.

Mit schicksalhafter Gewalt läuft Rembrandts Dasein, sein Leben und seine Arbeit ab. War die Ehe mit Saskia ein Versuch, Bürger zu werden, so schlug er fehl. Drei Kinder von ihr sterben bald nach der Geburt. Nur der Knabe Titus überlebt die Mutter. Saskia selbst stirbt schon 1642, nach achtjähriger Ehe. Am Ende ist Rembrandt nur ärmer und einsamer. Auch Titus stirbt noch vor ihm, 1668. Es ist kein Erbe da ... was soll der Reichtum bei Rembrandt?

Seinen Vater, seine Mutter hat Rembrandt oft gemalt und radiert, auch die Schwester Lisbeth und die Brüder. Er hat sehr viele Male Saskia gemalt und den Sohn Titus in verschiedenen Altersstufen, doch nie mit der Mutter zusammen. Auch die zweite Frau Hendrickje nie mit dem Kind. Das Thema Mutter und Kind kennt er nur als biblische Familie, meist klein in dämmernden Räumen, fast als Staffage nur. Viel stärker und wichtiger ist in seinen Bildern die Beziehung Vater-Sohn, das Verhältnis eines Alten zum Jüngeren: Abraham und Isaak, Isaak und Jakob, Jakob und Joseph, Tobias-Vater und Sohn, und dann Simeon-Christus, Saul-David, und die Heimkehr des verlorenen Sohnes ist eines der letzten und allergrößten Werke.

Rembrandt macht keinen neuen Versuch zur Bürgerlichkeit. Kein Zweifel, daß sein Werk in einer Gefahr gewesen war. Manches gefällige und zahme Bildnis war in den guten Jahren gemalt worden, mattere, banalere Arbeiten und darum eben besser verkäufliche. Eine

gewisse Anbahnung, Anpassung schien vor dem Vollzug zu sein, die frühe elementare Kraft wankend zu werden. Der vollkommene Zusammenbruch der Ehe, des Hauses, des Vermögens, des Geschäftes, des Ansehens wird dem Künstler zur Rettung.

Die neue Bindung, die er eingeht, ist für seinen weiteren Weg bezeichnend. Nach der Aristokratin Saskia, nach dem romantischen Abenteuer der ersten Ehe, nach dem Versuch der Eroberung, des Triumphes über die andere Welt nun die stille Rückkehr zum Ursprung, zum Selbst. Er kann nach dem Testament der Saskia die Magd Hendrickje Stoffels nicht heiraten, ohne die Hälfte von Saskias Vermögen (40 000 Gulden) herauszuzahlen — wozu er nicht mehr in der Lage ist, aber wie er sein Verhältnis zu Hendrickje auffaßte und meinte, lehrt ergreifend ihr herrliches Bildnis in Berlin: mit dem an einer Schnur um den Hals gehängten Trauring. Wegen ihres freien Bundes mit Rembrandt schließt die Kirche 1654 Hendrickje vom Genuß des Abendmahls aus. Auch Hendrickje hat Rembrandt noch vor sich sterben sehen, 1664, ihre Tochter Cornelia, nach seiner Mutter genannt, überlebte ihn und Titia, eine nachgeborene Tochter des Titus.

Als Rembrandt 1642 den Auftrag erhielt, die Schützengilde des Hauptmanns Banning Cocq zu malen, in einem großen Gruppenbilde — solche Gildebilder waren in Holland traditionell —, mußte das für den 36jährigen Maler als große Auszeichnung gelten. Das Bild steht heute im Amsterdamer Rijksmuseum in einem besonderen Saale, in feierlicher Rahmung und Belichtung, es gilt als eines der Wunderwerke der neueren Kunst. Die Zeitgenossen dachten anders. Das Bild wurde ein ausgesprochener Mißerfolg . . . so kraß, daß Rembrandts Ruf als eines brauchbaren, zuverlässigen Porträtisten ins Wanken kam. Es mag sehr wohl sein, daß dazu entscheidend beitrug die enttäuschte Eitelkeit derjenigen Schützen, die, obwohl sie genau soviel zum Honorar — 100 Gulden pro Person, im ganzen 1600 Gulden — beigesteuert hatten wie alle anderen, nur halb oder nur im Schatten oder im Hintergrund zu sehen waren. Sie empfanden die Kunst dieses Malers als unreell. Aber entscheidend war doch, daß in diesem Bild Rembrandt rücksichtslos gegen Übereinkommen, allgemeine Übung

und Tradition Künstler war, nichts als Künstler, Diener an einer selbstgestellten Aufgabe, für die ihm jener Auftrag der Schützen nur der äußere Anlaß geworden war.

Wenn die frühen Maler, 200 Jahre vor Rembrandt, die heilige Nacht malten, so gaben sie in einem ganz hellen farbleuchtenden Bild dem Nährvater Joseph eine brennende Kerze in die Hand oder eine Stallaterne. Der Beschauer wußte ... und vielleicht empfand er auch, daß hier trotz leuchtender Farbe Nacht war. Das entsprechende Zeichen war ihm gegeben. Allmählich gingen die Maler dazu über, den Tag und die Nacht in ihren Bildern auch koloristisch zu unterscheiden, den Tag hell und farbig, die Nacht dunkel und in erloschenen Tönen zu malen. Ein Ansatz dazu ist schon bei Hugo van der Goes. Rembrandt aber malte den hellen Tag in dunklen, nächtigen Schatten. Nicht das Licht schien sein Ausgangspunkt zu sein, sondern die Finsternis, das Dunkel, das Nicht-Licht. Aus dem Dunkel kommen bei ihm geheimnisvolle magische Lichter und von einem Lichtstrahl oder Lichtbüschel getroffen auch eine Farbe, etwa das von innen glühende Rot eines Mantels, die goldenen Reflexe eines Helmes, das metallisch-mondhafte Grün eines Gewandes. So seine biblischen Szenen, so seine Innenräume, so seine Landschaften — und so auch, im ersten ganz großen Wurf, das Bild der Schützengilde, das eine Szene bei Tage darstellt, aber seit dem 18. Jahrhundert, nicht mehr verstanden, die Nachtwache heißt. Der friedliche Renommierausmarsch der Schützen ist zu einer Art nächtlichen Alarms geworden. Rembrandt hatte wohl ganz vergessen, daß er ein friedliches Vereinsbild malen sollte ... eine Aufgabe, die seine Vorgänger meist recht bequem und daher zur vollsten Zufriedenheit der Besteller gelöst hatten, wenn sie das Dutzend Vorstandsgrößen hübsch nebeneinander bei friedlicher Diskussion oder beim Dämmerschoppen malten. In der Maßlosigkeit seiner Kraft ballte Rembrandt das biedere, selbstzufriedene Nebeneinander zu einer Aktion zusammen, warf er ein Signal, eine Bewegung, eine Wende, ein Geschehen in die Gemütlichkeit des Stammtisches, machte er aus Gevatter Handschuhmacher und Tuche en gros so etwas wie Helden. Die äußerste Spannung aller künstlerischen Mittel setzte er zu einem

königlich stolzen Bild an, und zu dieser Spannung gehörte auch der erregende Gegensatz tiefer Dunkelheit und überraschender Lichter, unabhängig von Tagesstunde und Himmelsstimmung. Wo ein flottes Marschlied erwartet wurde, malte er eine aufwühlende, hinreißende Egmont-Ouvertüre ... niemand wollte sie hören. Man empörte sich, daß er nicht den flotten Marsch geliefert hatte.

Vielleicht kann man es verstehen. Was sollten die Geheimnisse des Bildes diesen braven Kaufleuten, korrekten Handelsherren, Schiffsreedern und Kontorbeherrschern, denen in Fleisch und Blut übergegangen war die Klarheit, Übersichtlichkeit und Durchsichtigkeit einer sauberen Bilanz. Auch ein Bild wünschten sie sich hell und übersichtlich wie ihre eigenen Kontoauszüge, und wer da über die Bildfläche nächtige Schatten legte und die Lichtführung, die die guten, brauchbaren Maler gerade rationalisiert hatten, plötzlich wieder irrational machte, der nahm so etwas wie eine Bilanzverschleierung vor ... und gab ihrem Mißtrauen Rembrandts Privatleben nicht beinahe recht? Bis über die Ohren verschuldet, saß er noch immer in seiner kostbaren Wohnung in der Breestraat — mitten im Judenviertel —, führte er noch immer ein großes Haus ... war das Verhalten des Bürgers Harmenszoon van Rijn, mit Vornamen Rembrandt, nicht wirklich einer Bilanzverschleierung ziemlich ähnlich? 1656 wurde Rembrandt vom Gericht als zahlungsunfähig erklärt.

Uns interessiert mehr, woher jene nächtigen Schatten der Bilder, die Licht und Farbe nur spalthaft wie nach einem Kampf durchließen, eigentlich kamen.

Rembrandt hatte da einen Vorläufer in Italien, den Michelangelo Amerighi, der nach seinem Geburtsort Caravaggio genannt wird — und natürlich mit Michelangelo Buonarotti nichts zu tun hat. Caravaggio malte, wie seine zeitgenössischen Kritiker ihm vorwarfen, im „Kellerlicht". Sie meinten, er hätte sein Atelier in einem finsteren Keller aufgeschlagen, wo er nun aus einer Diebslaterne grelle Schlaglichter auf diesen oder jenen Gegenstand warf, auf ein Gesicht, eine Waffe, ein Buch, ein Spiel Karten. Diese Erklärung war natürlich unsinnig. Caravaggio, der ein großer Künstler war, brauchte

weder einen düsteren Keller, um Schwarz auf die Palette zu nehmen, noch eine Diebslaterne, um ein helles Weiß und Gelb zu mischen. Jener mißgünstige Klatsch sollte nur das Erstaunen ausdrücken über die ungewohnten grellen Lichter, die ungewohnte ernste Dunkelheit seiner Bildräume.

Dieser Caravaggio hat eine merkwürdige Zahlenbeziehung zu Rembrandt. Er ist genau 100 Jahre vor Rembrandts Todesjahr geboren, und er starb kurz nach Rembrandts Geburtsjahr. Aber mehr als solch Spiel des Zufalls muß es uns beschäftigen, daß auch Caravaggio ein gesellschaftlicher Außenseiter war, ja, daß sein sehr abenteuerliches Leben gewisse Parallelen zu Rembrandts Leben hat, fast wie eine temperamentvolle Übersetzung ins Italienische. Caravaggio war der Sohn eines Maurers aus der Nähe von Treviglio bei Mailand.

Dürfen wir hier kurz auch an Leonardo denken?

Der Schöpfer des Sfumato, des ersten, lichteren Helldunkels in der Weltgeschichte der Kunst, ist uneheliches Kind einer Magd Catarina aus dem Dorf Anchiano bei Vinci.

Rembrandts tieferes Helldunkel aus seiner holländischen Umwelt zu erklären, ist aussichtsloses Bemühen. Hippolyte Taine, der Begründer der Milieutheorie, hat den Versuch unternommen, aber mit Recht hat der Dichter Emil Verhaeren in seiner schönen Rembrandt-Studie ausgeführt, daß wohl jede Gegnerschaft zu Rembrandt sich ausgezeichnet aus dem Milieu erklären lasse, niemals aber Rembrandt, der in polarem Gegensatz zu seinem Milieu steht ... außer in unwichtigeren Nebendingen.

Bei Caravaggio wie bei Rembrandt ist das Schwarzweiß, das Helldunkel, Ausdruck gewaltiger Spannungen, schroffer Gegensätze, die sich gewitterartig in dramatischen Ballungen entladen. Aus einem bürgerlichen Leben kommen solche Spannungen seltener. Ist diese Maßlosigkeit des Kontrastes und der Spannung Frucht eines generationenlangen Lebens zwischen dem Alles und dem Nichts, unter dem Zeichen des Entweder-Oder?

Man könnte dem Gedanken nachgehen, daß die helle Farbe, abgestimmt zu feinen diskreten Harmonien — wie am schönsten der

Delfter Vermeer es verstand —, der kultivierten bürgerlichen Gesellschaft am besten anstand. Auch die Gelb und Rot und Blau bilden eine vornehme „Gesellschaft", die sich — etwa in Vermeers kostbarer Ansicht der Stadt Delft oder in einem Stilleben von Willem Kalff — taktvoll zu einer feinen Einheit zusammenfindet. Keineswegs mußte ja das künstlerische Ideal der bürgerlichen Gesellschaft zweitrangig oder banal erfüllt werden . . . wenn auch das Gros der unabsehbaren Produktion hier wie überall nicht weit vom Banalen entfernt war.

Aber war nicht das gotische Bild auch hell und stark farbig gewesen — und doch keineswegs Ausdruck einer bürgerlichen Gesellschaft? Ja, das gotische Bild ist hell und farbig-leuchtend, aber von Vermeerscher Farbigkeit unterscheidet es sich fundamental (außer in noch vielen anderen Punkten) dadurch, daß es keine Harmonie im späteren Sinne kennt. Was uns als solche erscheint, ist Leistung des mystischen Goldgrundes, der alle die gleichsam parallelen Farbwerte in einer transzendenten Einheit bindet, durch den der Punkt der harmonischen Bindung gleichsam ins Unendliche geschoben wird. Ohne den sakralen Goldgrund, der etwas Außer-Bildhaftes ist, ginge dem gotischen Bild seine farbige Einheit verloren.

Das Lebendige ist immer eine mannigfaltige Durchflechtung von Beziehungen und Motiven, und ganz selten läßt sich ein Vorgang eindeutig auf e i n e Wurzel zurückleiten. Und so müssen wir hier schon anfügen, daß die beiden unbürgerlichen Bildgestaltungen: des gotischen Altars und Rembrandts, ein gemeinsamer Zug verbindet, daß in Rembrandts irrationalem Helldunkel der mystische Goldgrund verwandelt weiterlebt.

Aber auch etwas anderes ist nicht zu übersehen. Georg Simmel und ähnlich Strzygowski und mancher andere führt Rembrandts Stil entscheidend auf seine germanische Abkunft zurück, wobei Simmel eben von unserer „Nachtwache" ausgeht. Indem sie „soundso viele Lebendigkeiten und nur sie zum Bildinhalt macht und dem Geheimnis ihrer rein vitalen Wechselwirkungen anschauliche Sprache gibt, hat sie jenes alte germanische Drängen zu einer Einheit, die nicht geschlossen formenmäßig, nicht für sich darstellbar, sondern nur an

ihren Trägern zu realisieren ist, zum erstenmal in der Geschichte der Kunst rein befriedigt".

Es ist keine Frage, daß in Rembrandt typisch germanische Züge mit unwiderstehlicher Gewalt durchbrechen. Und es ist hier wohl der Platz, auf den künstlerischen Stammbaum Rembrandts hinzuweisen, der ihn mit dem größten deutschen Künstler, mit Matthias Grünewald, verbindet. Grünewalds Schüler Grimmer war der Lehrer Uffenbachs, Uffenbach war der Lehrer Lastmans, Lastmans Schüler wurde Rembrandt, dessen Tragik es war, daß er nicht mehr wie Grünewald einen Isenheimer Altar zu malen bekam, sondern eine Schützengilde.

Man könnte fragen, ob denn nicht auch die tausend anderen Maler in Dordrecht, Maastricht, Delft, Haarlem, Leyden, Groningen, Utrecht germanischer Abkunft waren. Sicherlich waren sie das. Der Unterschied zu Rembrandt besteht darin, daß jene offenbar ein weniger empfindliches und reines Medium für die elementaren Antriebe der Natur waren; aber wohl auch darin, daß die tiefsten und letzten Weisungen sie überhaupt nicht erreichten. Nur große und starke, unverbildete „Naturen" empfangen diese Sprache, und so treffen vielleicht bei Rembrandt die beiden Voraussetzungen zusammen: daß er aus dem Volk kam, aus der „unteren" Schicht, in generationenlanger Folge von Müllern und Handwerkern der erste Lateinschüler; sein Platz außerhalb der „Gesellschaft" und seine Kindheit in der Windmühle zwischen den Armen des Rheines, dem Meere nah, machten ihn besonders offen und frei für den Anruf der Ahnen.

Und noch mit einem anderen Gedanken verschlingt sich Rembrandts Helldunkel. Auch dem ist Georg Simmel nahegekommen, nur daß er in einen Gegensatz nordisch-italienisch stellen möchte, was im Norden wie im Süden mehr Sache der gemeinsamen Zeitlage als der landschaftlichen Sonderung war. Was das Verhältnis Rembrandts zur italienischen Kunst betrifft, so war Rembrandt zwar nie in Italien ... wie denn überhaupt nur e i n e Auslandsreise, nach London, bekannt ist, übrigens auch diese nicht mit absoluter Sicherheit ... Aber er hat italienische Kunstwerke nach Möglichkeit gesammelt, Bände

mit Stichen nach den Hauptmeistern besessen und Skizzen nach Bildern von Raffael und Leonardo gemacht. Es wäre vollkommen verkehrt, eine Ablehnung italienischer Renaissancekunst bei Rembrandt anzunehmen. Die Renaissancekomposition, die Simmel geometrisch nennt, ist im Norden wie im Süden prinzipiell gleich: sie stellt eine Gruppe von meist im Kreis oder im Dreieck geordneten Figuren in einen Rahmen, der doch niemals restlos mit den Umrissen der Gruppe eins wird. Es bleibt eine Zwickelzone zwischen dem Dreieck oder Kreis der Gruppe und dem Rahmen, die nun mit irgendwelchen Requisiten: Baum, Säule, Pfeiler, Fenster, Berg, Vorhang, gefüllt wird*; aber fast immer bleibt ein spannungsärmerer Zwischenraum. Darin finden wir im Norden und im Süden keinen wesentlichen Unterschied. Immer gingen im Norden wie im Süden die Bemühungen der geistvollsten Maler dahin, auch diese Zwickel kompositionell zu erfassen, sie in die kompositionelle Einheit einzubinden; im Süden war Leonardos lichtes Helldunkel, das berühmte Sfumato, eines dieser Mittel, und gleichzeitig strebte im Norden mit eigenen Mitteln Matthias Grünewald dem gleichen Ziele zu, er, den man im 17. Jahrhundert gern den „deutschen Correggio" nannte, der aber viel eher den Namen eines „deutschen Leonardo" tragen müßte.

Rembrandt nun reißt sein Bild über diese Klippe hinweg, indem er, Dunkel ausbreitend und es stufend, die Zwickel zwischen seinem kompositionell geordneten Gegenstand und dem Rahmenviereck räumlich tief werden läßt und so in eine andere Dimension verlegt. So verstärkt er fraglos mit der Spannung des Ganzen die Einheit, indem die Handlung dramatischer wird. Gleichzeitig aber vertieft das Hin- und Herfluten der Dunkelheiten (die nichts oder wenig mit

---

* An solche Zwickelzone denkt Leonardo, wenn er im „Traktat" dem Schüler rät: „Auf den Rest der Wand machst du dann Bäume von der Größe, wie sich's für die Figurengröße gehört, oder Engel, wenn es zu der Historie passend ist, Vögel, Gewölk und dergleichen Dinge." – Wir hören wohl aus dem flotten Rezept die Ironie des Meisters, der über solche Mittel längst hinaus war, den Schüler aber kurz mit dem barschen Satz bescheidet: „Auf andere Weise bemühe dich nicht, denn alles, was du machst, ist falsch." (Ausgabe Marie Herzfeld, Nr. 241.)

realistischen Schatten zu tun haben) den Vorgang poetisch, lyrisch, psychologisch.

Es greifen also verschiedene Antriebe, ganz unbewußte und bewußtere, in der Arbeit Rembrandts ineinander, sich durchdringend und stärkend: die niedere Herkunft, das germanische Element und der Wille zu höherer künstlerischer Einheit, der dem ganzen Barockzeitalter innewohnt. Es muß aber gesagt werden, daß die äußerlich-schulmäßig barocken Züge in Rembrandts Werk auffallend gering sind — im Vergleich namentlich zu Rubens.

Ganz ohne Frage ist die Bildeinheit Rembrandts mehr eine dichterisch-musikalische als eine im strengsten Sinne bildkünstlerische, und gerade diese Nähe seines Bildes zum Dichterischen, dieses leichte In-eins-Spielen von Bild-Phantasie und poetischer Phantasie, dieses Einströmen eines Zeitmomentes, einer Endlosigkeit in die begrenzte Bildform ist wohl uraltes germanisches Erbgut. Hell-Dunkel-Spiel, Umschlagen der Leere in Füllung, der Füllung in Leere und „unendliche Melodie" ... man kann sie schon vom Schnitzwerk des Oseberg-schiffes ablesen.

Seitdem nun einmal der Urkampf von Licht und Finsternis, in dem alle Farbe wie an ihren Anfang, an den Punkt ihres Werdens zurückgeworfen wird, in Rembrandts Arbeit siegreich zum Durchbruch kommt, steht sein Schaffen unter dem Zwang dieser Gedanken so sehr, daß alles Privatleben in ihm untergeht. Als ein Höriger dieser Idee führt er sein bürgerliches Leben nur noch in einer Schattenexistenz, und die eherne Konsequenz in seiner Arbeit, die immer einsamer und gottesdienstlicher wird, fällt zusammen mit der völligen Haltlosigkeit seines privaten Lebens. Der reiche Rembrandt, der Mann der jungen Saskia, der Sammler und Liebhaber, der Gastgeber seiner Freunde, sinkt von Stufe zu Stufe. Die lange Reihe seiner Selbstbildnisse belegt erschütternd den Wandel.

Bei genauerem Hinsehen zeigt sich, daß der frühe Rembrandt den endgültigen Weg in einer instinktiven Vorwegnahme seines Schicksals schon betreten hatte. Der junge Rembrandt war maßlos, der

Rembrandt der mittleren Zeit hatte sich dem bürgerlichen Maß genähert. Freilich äußert sich die Maßlosigkeit des frühen Rembrandt mehr im Gegenstand, in der Tiefe und Leidenschaft des psychischen Ausdrucks, als in der Malerei selbst. Da entstand 1629 ein Bild des „Judas, der dem Hohenpriester die Silberlinge zurückbringt", schon im Thema eigenartig und ungewöhnlich. Von Reue und Verzweiflung gepackt, wirft Judas, zu Boden gestürzt, dem Priester die Münzen vor die Füße. Das Sich-Winden des Judas, der erschütternde Ausdruck seiner bohrenden Qual, ist im Bild des 23jährigen von einer ganz unheimlichen Stärke. So hüllenlos hatte eigentlich noch niemand einen Menschen gezeigt, und dem jungen Rembrandt war das nur möglich durch seine maßlose Selbstversetzung in diese fremde, hassenswerte, verworfene Kreatur — maßlos muß man sie nennen, denn niemand hatte bisher ein gewisses mittleres Maß auch darin überschritten. Die Früheren hatten ähnliche Dinge wohl angedeutet, aber Rembrandt gab einen wilden Exzeß der Qual.

Dieses Bild hat übrigens gleich nach seiner Fertigstellung und als erstes Bild Rembrandts eine begeisterte Kritik gefunden durch Constantin Huygens, der ein angesehener Dichter war und als Sekretär des Statthalters Friedrich Heinrich von Oranien eine wichtige Stellung hatte. Huygens verweist in seiner Selbstbiographie ausdrücklich auf Rembrandts niedere Abstammung und fordert vor dem Bilde seines Landsmannes ganz Italien in die Schranken. Das Elend und die Not dieses Judas, seine Häßlichkeit, sein zerrissenes Gewand stellt Huygens aller Eleganz der Jahrhunderte gegenüber. Das visionäre Werk eines unbekannten jungen Malers hat hier einen divinatorischen Kritiker gefunden ... ein seltener Fall.

Aber nach solchen erstaunlichen Ansätzen des jungen Rembrandt folgt erst das bürgerliche, halbbürgerliche Zwischenspiel, das romantische Abenteuer des feinen Mannes, das Leben eines Malerfürsten, wie es zu dem großen Rubens (der 30 Jahre älter ist als Rembrandt) stimmte, nicht zu dem Müllerssohn aus Leyden. Um so gewaltiger dann der Durchbruch der Idee durch alle Dämme und Schleusen hindurch, bis die vollkommene Wendung da ist.

Zum Schluß ist Rembrandt nur noch ein menschlicher Schatten vor einer Staffelei. Er muß malen. Abnehmer hat er nicht mehr. Er ist ringsum vergessen. Aber er muß malen, seine Gesichte, seine Auseinandersetzungen, seine Lösungen von Hell und Dunkel, jene biblischen Szenen vom barmherzigen Samariter, von Daniel, von Joseph und der Frau Potiphar, von Tobias und seinem blinden Vater und zuletzt vom verlorenen Sohn — Bilder, die nun endgültige Lösungen sind, von letzter Seelengewalt, von letzter Einfachheit.

Er hat nichts mehr, keinen Sohn, keine Frau, keinen Namen, kein Geld — er ist nichts mehr, nur noch ein malender Schatten vor einer Staffelei, die in der Unsterblichkeit steht. Als das letzte Licht erlischt, der malende Schatten schwindet, wird ein längst Vergessener ins Grab der Westerkerk gelegt . . . wir wissen nicht mehr die Stelle.

Bilder Rembrandts kosteten wenige Zeit nach seinem Tode 6 Groschen.

[illegible]

die [illegible]. Das [illegible]

[illegible]

[illegible] n.
Die Früheren hatten ähnliche Dinge wohl angedeutet, [illegible]
brandt gab einen wilden [illegible] der Qual.

Dieses Bild hat übrigens gleich nach seiner Fertigstellung und als erstes Bild Rembrandts eine begeisterte Kritik gefunden durch Konstantin Huygens, der ein angesehener Dichter war und als Sekretär des Statthalters Friedrich Heinrich von Oranien eine wichtige Stellung hatte. Huygens verweist in seiner Selbstbiographie ausdrücklich auf Rembrandts niedere Abstammung und fordert vor dem Bilde seines Landsmannes ganz Italien in die Schranken. Das Elend und die Not dieses Judas, seine Häßlichkeit, sein zerrissenes Gewand stellt Huygens aller Eleganz der Jahrhunderte gegenüber. Das offenbare Werk eines unbekannten jungen Malers hat hier einen [illegible] Kritiker gefunden . . . ein seltener Fall.

Aber nach solchen erstaunlichen Anfängen des jungen Rembrandt folgt erst das bürgerliche, halb bürgerliche Zwischenspiel, das romantische Abenteuer des feinen Mannes, das Leben eines Malerfürsten, wie es zu dem großen Rubens (der 30 Jahre älter ist als Rembrandt) [illegible], nicht zu dem Müllerssohn aus Leyden. Um so gewaltiger kann der Durchbruch der Idee durch alle Dämme und Schleusen hinaus, bis die vollkommene Wirkung da ist.

Bildteil



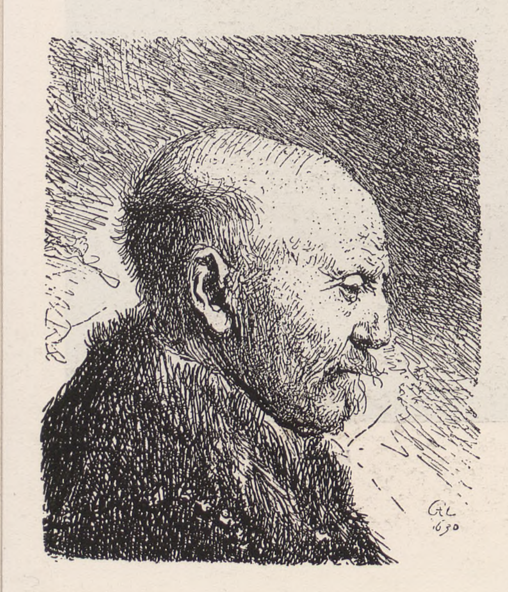
Der Geldwechsler (1627)
32 × 42 cm, Holz

Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum

Die Abbildungen nach Gemälden, Radierungen und Zeichnungen Rembrandts stehen durchweg in chronologischer Folge. Das als Titelbild dem Buche vorangestellte Selbstbildnis wäre zeitlich zwischen die Bildtafeln 61/62, die umstehenden Familienbildnisse (Tafel 2) wären zwischen die Tafeln 4/5 einzureihen.
Alle Abbildungen, bei denen nicht ausdrücklich vermerkt steht, daß sie „Radierung“ oder „Zeichnung“ sind, geben Ölgemälde wieder.



Selbstbildnis mit gesträubtem Haar (um 1632)
Radierung

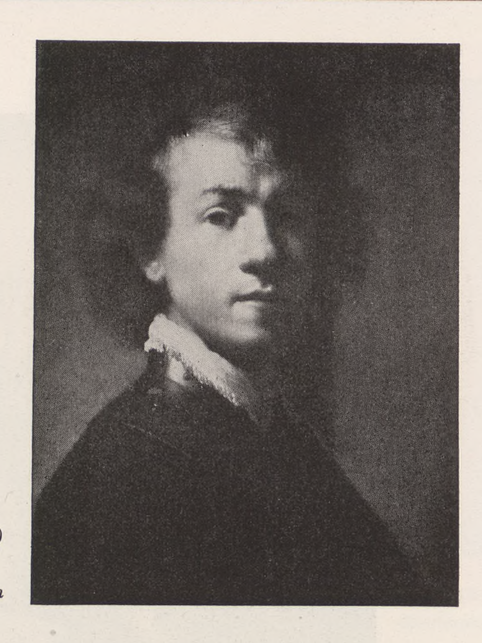


Die Eltern Rembrandts
Radierungen





Darstellung Christi im Tempel (um 1628) *Hamburg, Kunsthalle*
55 × 43 cm, Holz

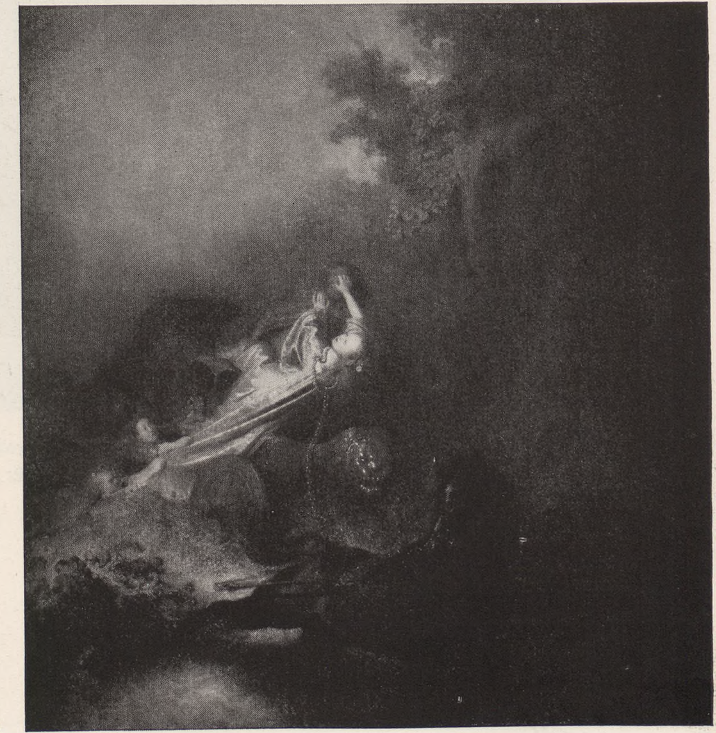


Selbstbildnis (1629)
37 × 29 cm, Holz
Haag, Museum

Anatomie des Dr. Tulp (1632)
1,62 × 2,16 m, Leinwand
Haag, Museum



Margarete von Bilderbeecq (1633)
67 × 56 cm, Holz
Frankfurt a. M., Städel



Der Raub der Proserpina
(um 1632)
83 × 78 cm
Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum



Saskia (1633/34) *Kassel, Galerie*
98 × 77 cm, Holz



Ganymed in den Fängen des Adlers (1635) *Dresden, Galerie*
1,71 × 1,30 m, Holz



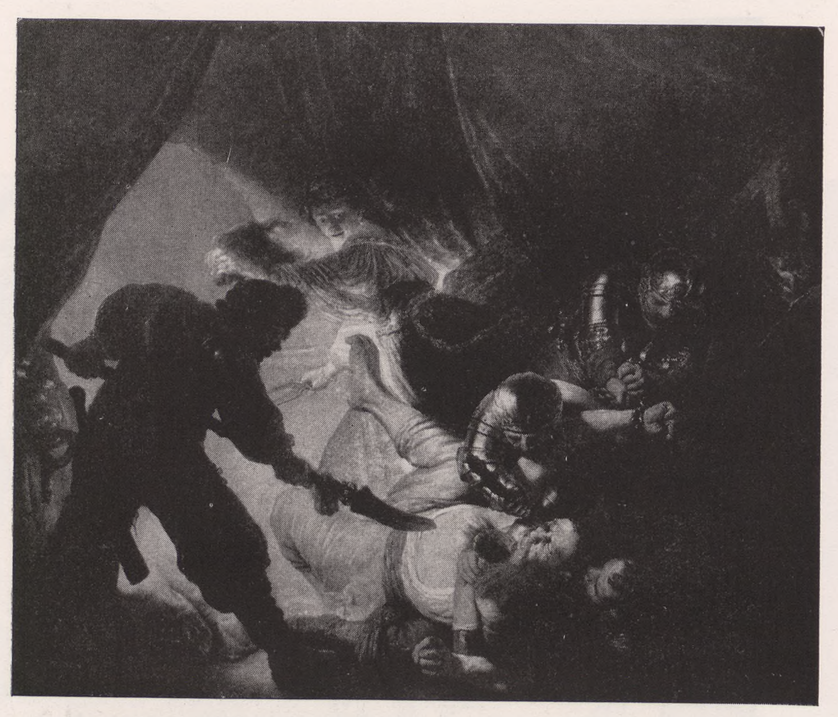
Die Kreuztragung (um 1635)
Federzeichnung in Braun, laviert

Berlin, Kupferstichkabinett



Das schreiende Kind (um 1635)
Lavierte Federzeichnung

Berlin, Kupferstichkabinett



Die Blendung Simsons (1636) *Frankfurt a. M., Städel*
2,38 × 2,87 m, Leinwand



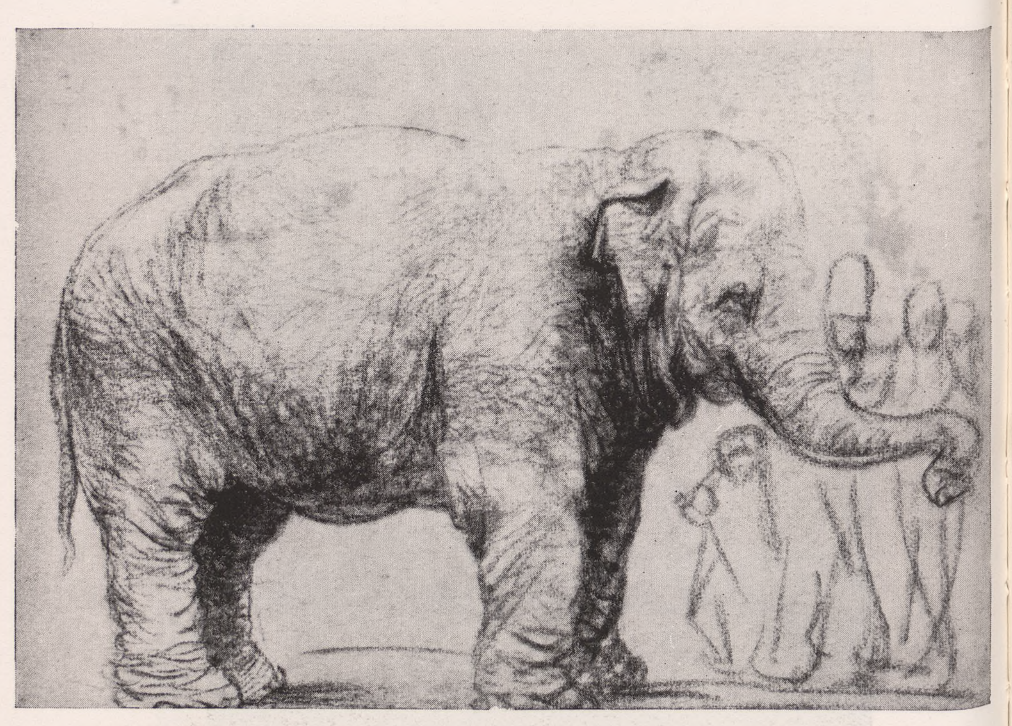
Danae (1636) *Leningrad, Eremitage*
1,85 × 2,03 m, Leinwand



Gruppe von Zuhörern (Zeichnung, um 1636) *Berlin, Kupferstichkabinett*



Die Rückkehr des verlorenen Sohnes (1636) *Radierung*



Junger Elefant (1637) *Wien, Albertina*
Schwarze Kreide



Selbstbildnis mit Saskia (1636/37) *Dresden, Galerie*
1,61 × 1,31 m, Leinwand



Simsons Hochzeit (1638) *Dresden, Galerie*
1,26 × 1,75 m, Leinwand



Adam und Eva (1638) *Radierung*



Der Tod der Maria (1639) *Radierung*



Blick auf eine Stadt mit einer Kathedrale *Berlin, Kupferstichkabinett*
Lavierte Federzeichnung



Das Opfer Manoahs (1641) *Dresden, Galerie*
2,42 × 2,83 m, Leinwand



Dame mit Fächer (1641) *London, Buckingham-Palast*
1,04 × 0,85 m, Leinwand



Eulenspiegel (1642) *Radierung*



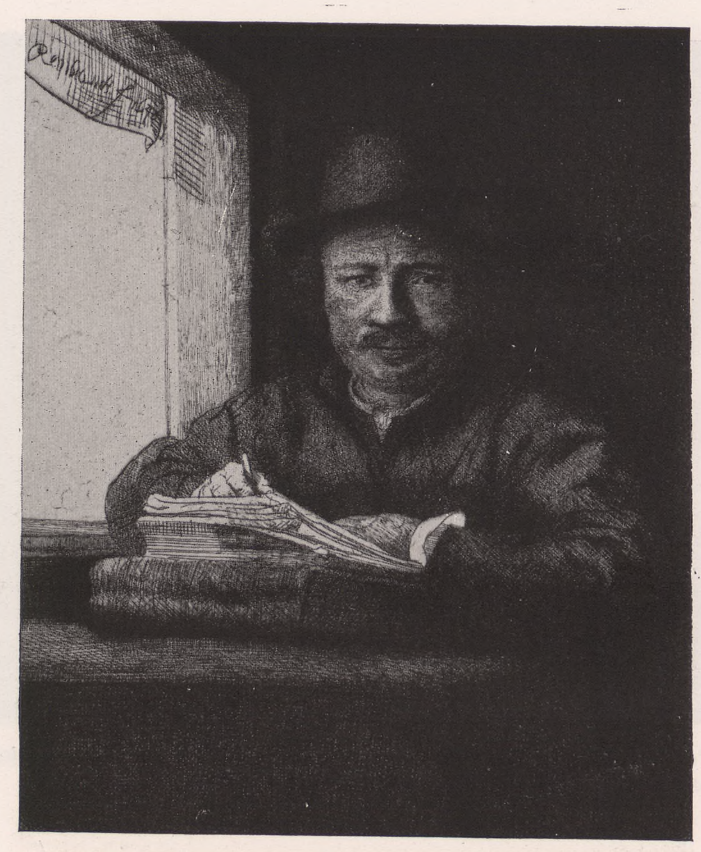
Die Nachtwache (1642) *Amsterdam, Rijksmuseum*
3,65 × 4,38 m, Leinwand



Die Landschaft mit den drei Bäumen (1643) *Radierung*



Die Frau des Tobias mit der Ziege (1645) *Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum*
20 × 27 cm, Holz



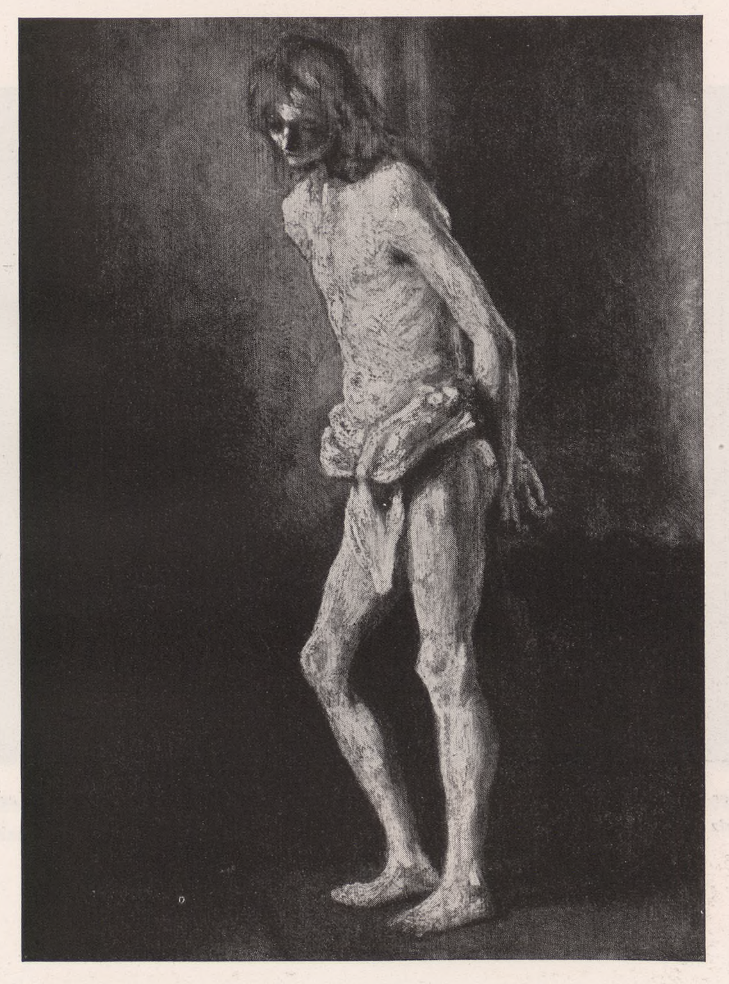
Selbstbildnis (1645) *Radierung*



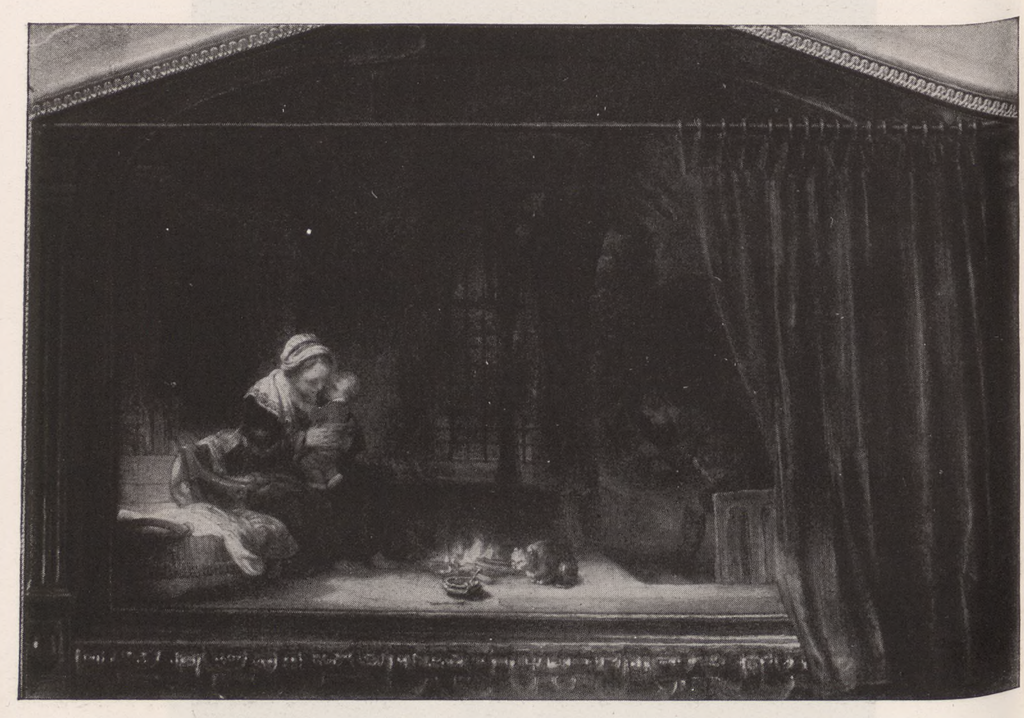
Junges Mädchen am Fenster (1645) *Dulwich, College Gallery*
80 × 62 cm, Leinwand



Anbetung der Hirten (1646) *München, Alte Pinakothek*
97 × 72 cm, Holz



Christus an der Säule (um 1646) *Berlin, Privatbesitz*
34 × 28 cm, Holz



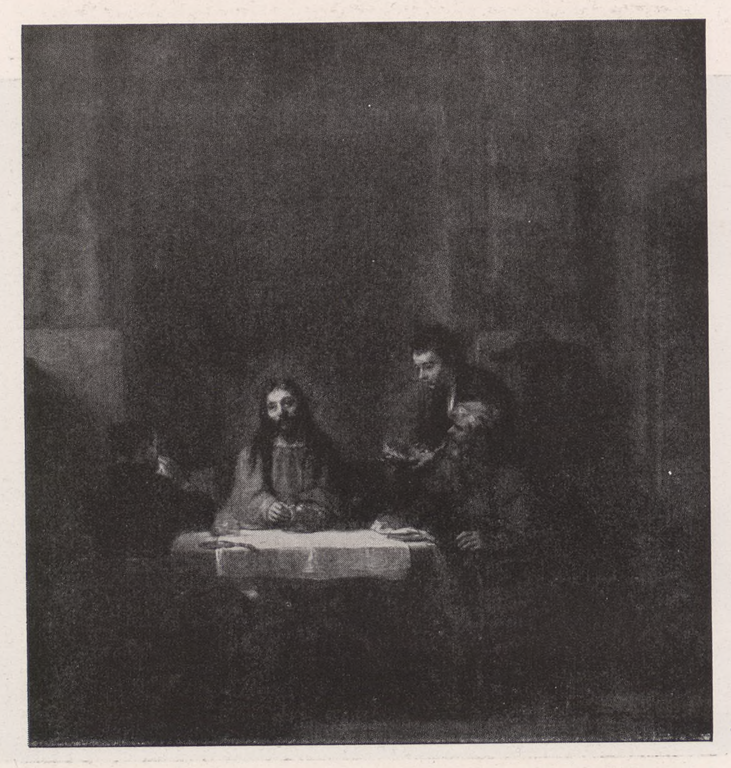
Die „Holzhacker-Familie“ (1646)
45 × 67 cm, Holz

Kassel, Galerie



Winterlandschaft (1646)
16 × 22 cm, Holz

Kassel, Galerie



Christus und die Jünger in Emmaus (1648) *Paris, Louvre*
68 × 65 cm, Holz



Die Bettlerfamilie an der Haustür (1648) *Radierung*



Zeichnung zu der Radierung „Der Zeichner nach dem Modell" (um 1648)



Zeichnung zum „Barmherzigen Samariter" (um 1650)



Rembrandts Bruder mit dem Goldhelm (um 1650)
67 × 51 cm, Leinwand *Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum*



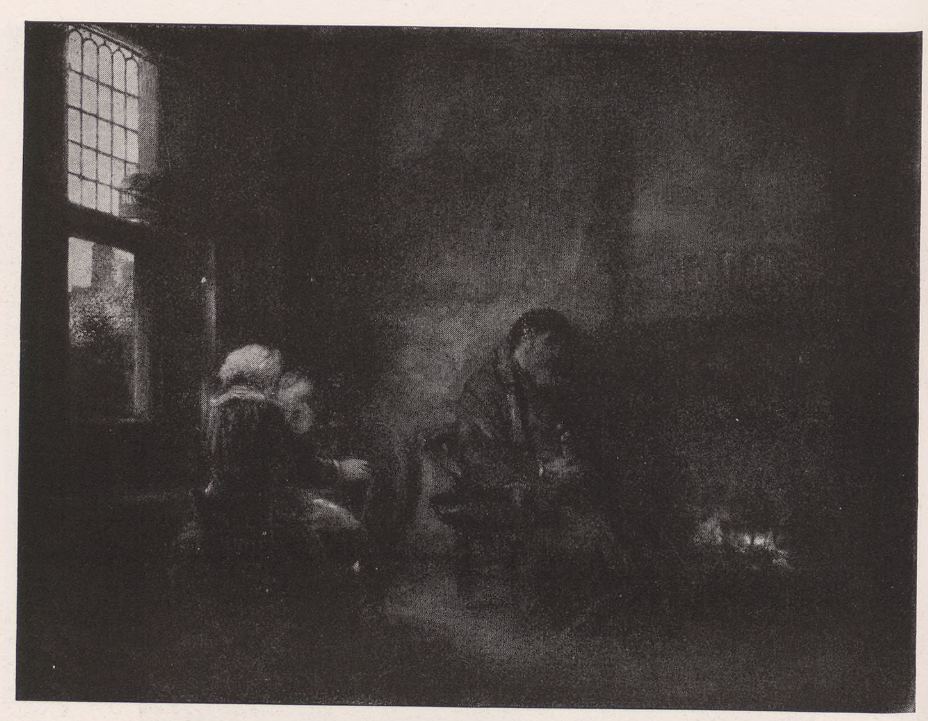
Christus heilt die Kranken *Radierung*
(bekannt unter dem Namen „Das Hundertguldenblatt", um 1650)



Landschaft mit Ruinen auf dem Berge (um 1650) *Kassel, Galerie*
66 × 86 cm, Holz



Zeichnung eines Orientalen

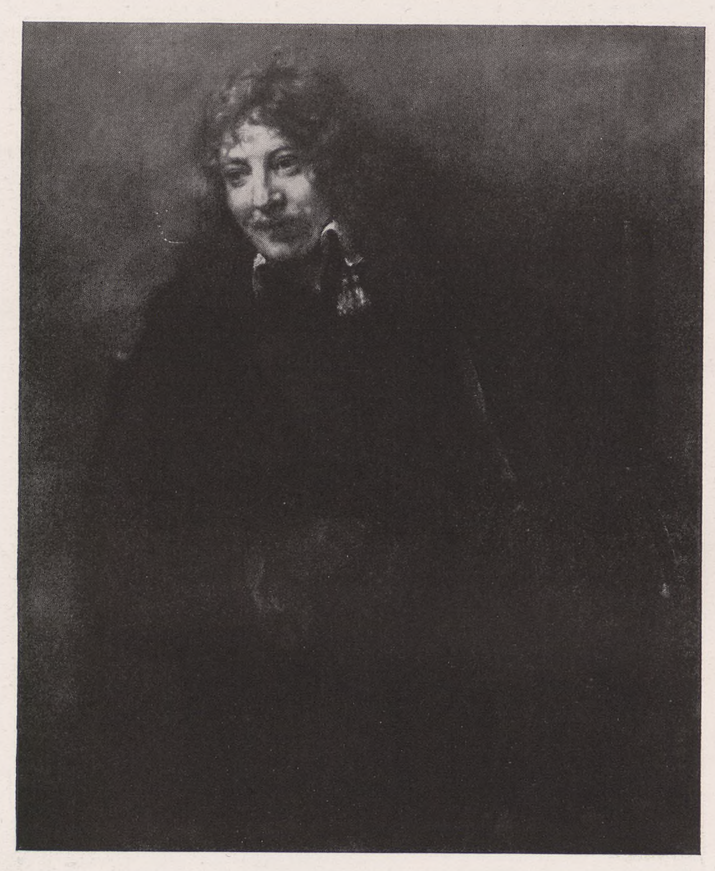


Tobias und seine Frau (1650) — *Richmond, Privatbesitz*
41 × 53 cm, Holz



Das Landgut des Goldwägers (1651) *Radierung*

Zeichnung zu der Radierung „Der Kanal mit der Uferstraße" (um 1652)



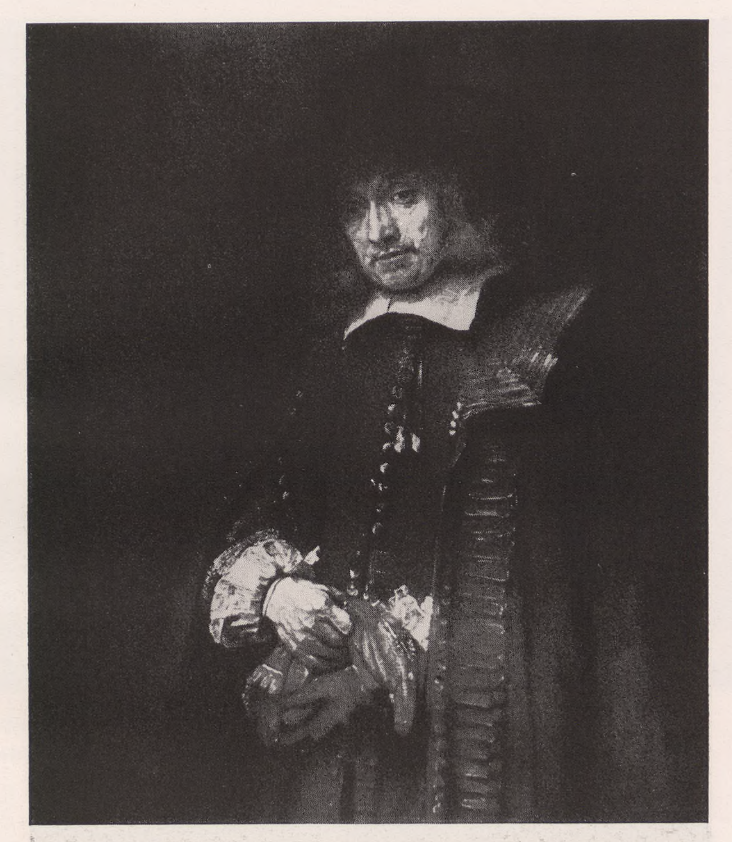
Nicolaus Bruyningh (1652) *Kassel, Galerie*
1,05 × 0,90 m, Leinwand



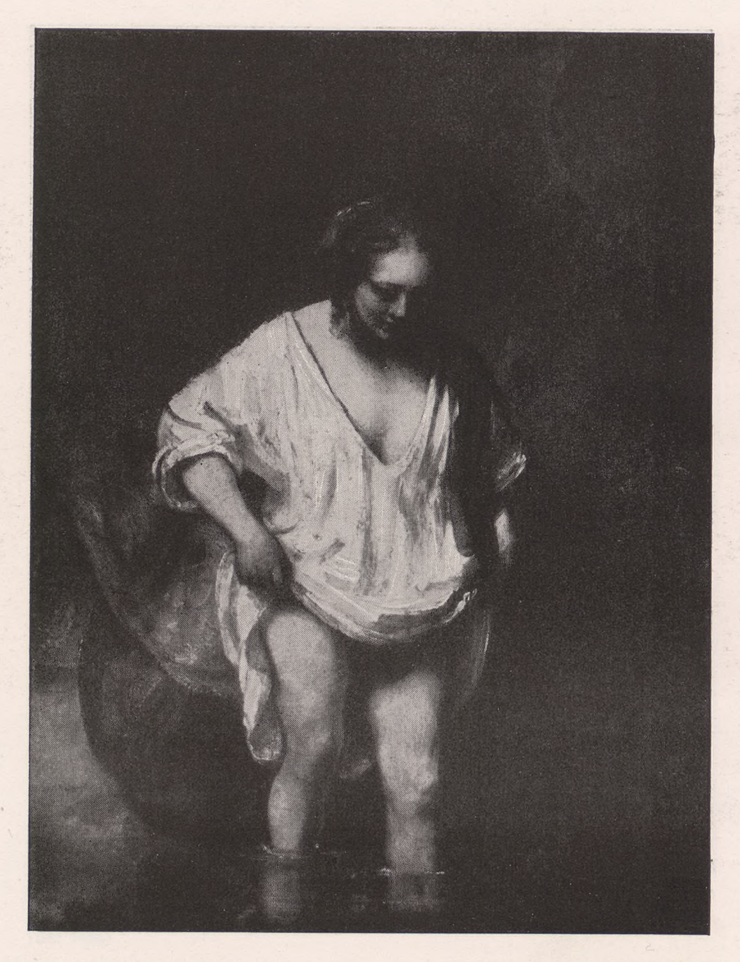
Die drei Kreuze (1653) *Radierung*



Zeichnung zu der Radierung „Der heilige Hieronymus in bergiger Landschaft"
(um 1653)



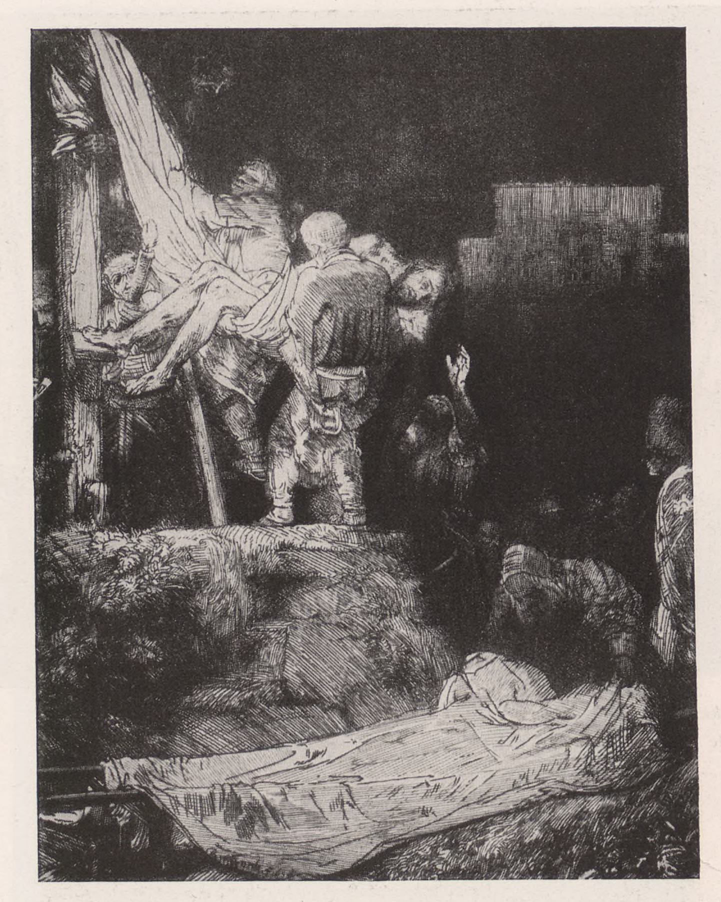
Bildnis des Jan Six (1654) *Amsterdam, Sammlung Six*
1,12 × 1,02 m, Leinwand



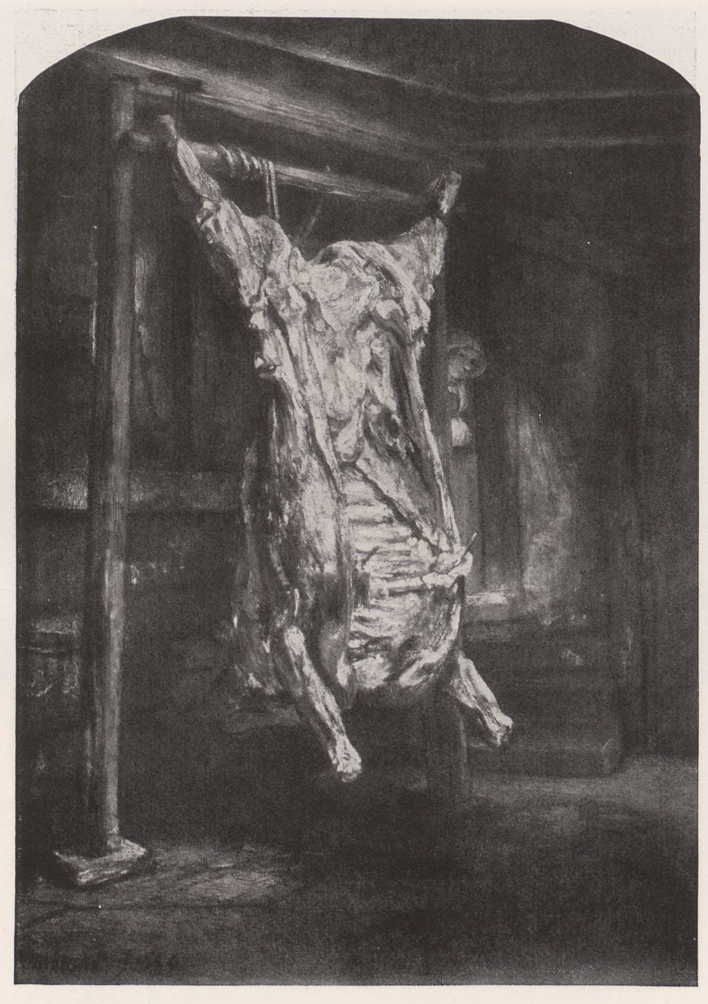
Badende Frau (1654) *London, National Gallery*
61 × 45 cm, Holz



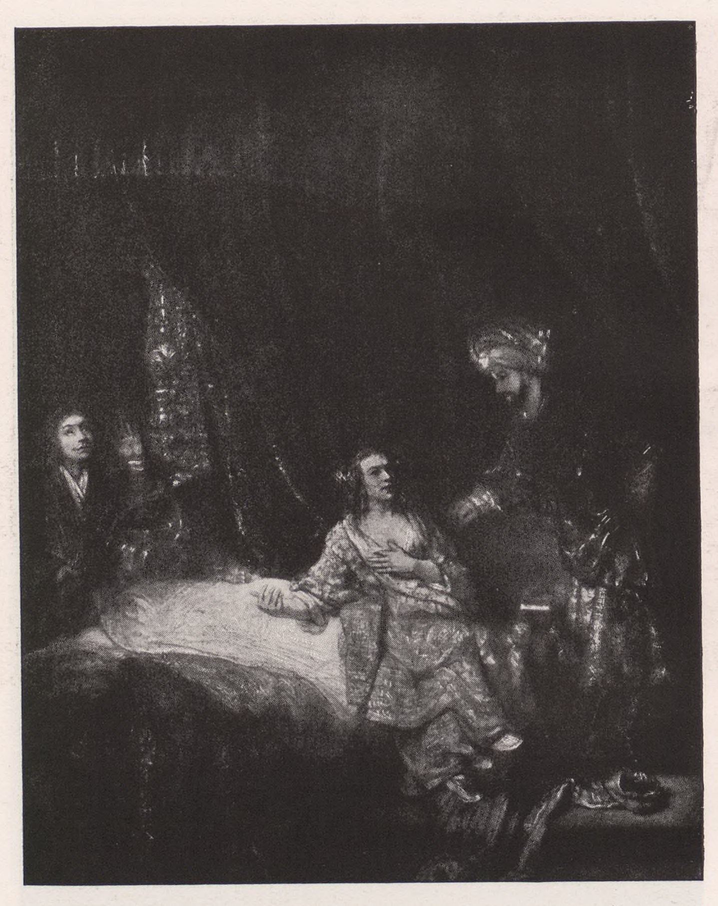
Biblische Szene
Lavierte Federzeichnung



Kreuzabnahme bei Fackelschein (1654) *Radierung*



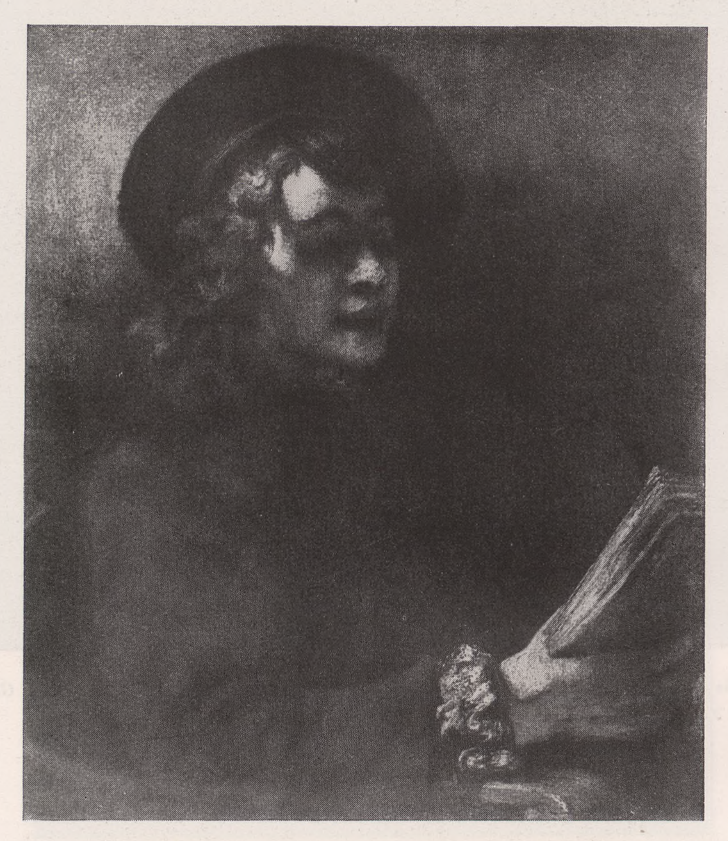
Geschlachteter Ochse (1655) *Paris, Louvre*
94 × 67 cm, Holz



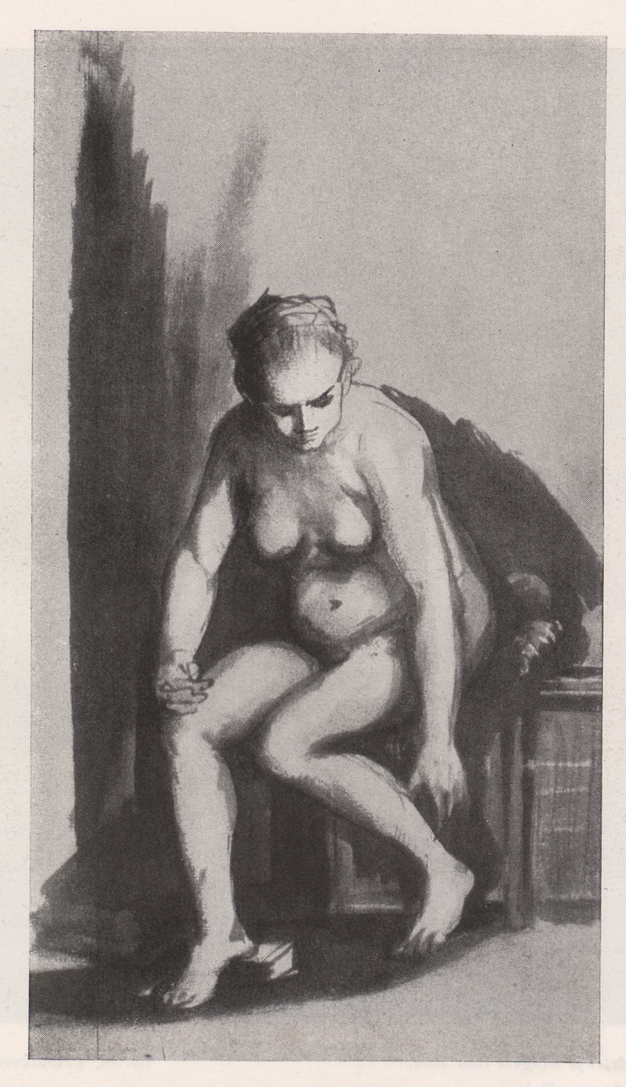
Joseph wird von Potiphars Weib verklagt (1655)
1,10 × 0,87 m, Leinwand *Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum*



Jakobs Segen (1656) *Kassel, Galerie*
1,74 × 2,09 m, Leinwand



Titus (um 1656/57) *Wien, Staatsgalerie*
71 × 62 cm, Leinwand



Studie nach einer nackten Frau (um 1658)
Lavierte Federzeichnung



Hendrickje Stoffels (um 1658) *Berlin, Privatbesitz*
72 × 51 cm, Holz



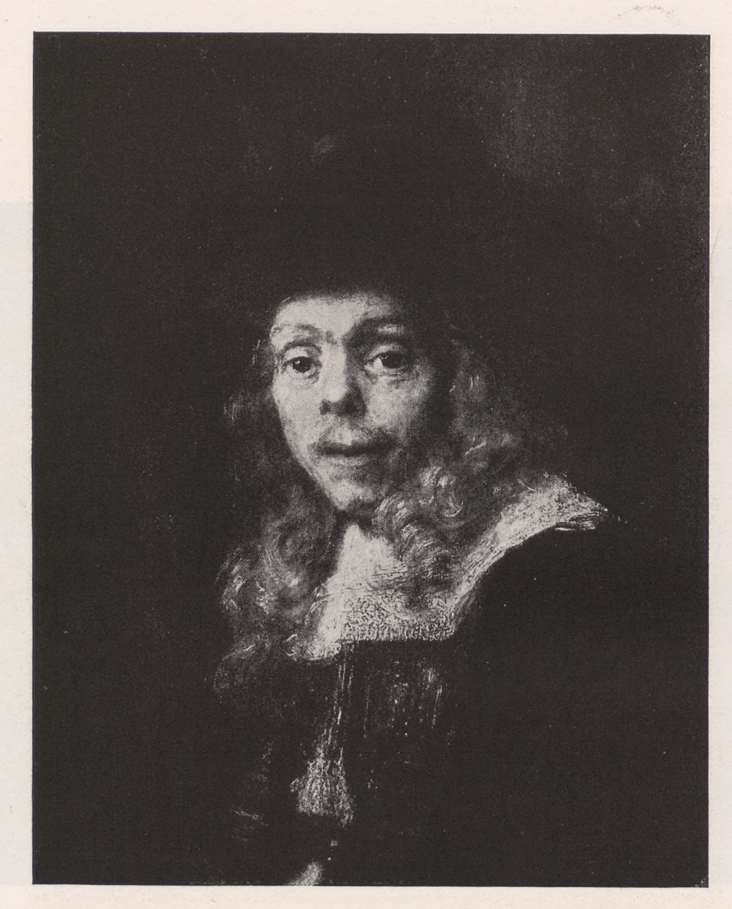
Die Frau im Bade, mit dem Hut neben sich (1658) *Radierung*



Zeichnung zu einem „Christus vor dem Volke"



Die Vorsteher der Tuchhändler-Zunft (Staalmeesters) (1661) *Amsterdam, Rijksmuseum*
1,85 × 2,74 m, Leinwand



Bildnis eines Gelehrten (1663) *Berlin, Privatbesitz*
(Ausschnitt)



Selbstbildnis (um 1665) *Berlin, Privatbesitz*
82 × 63 cm, Leinwand



Hamann in Ungnade (um 1665) *Leningrad, Eremitage*
1,27 × 1,17 m



David vor Saul (um 1665) *Haag, Museum*
1,30 × 1,64 m, Leinwand

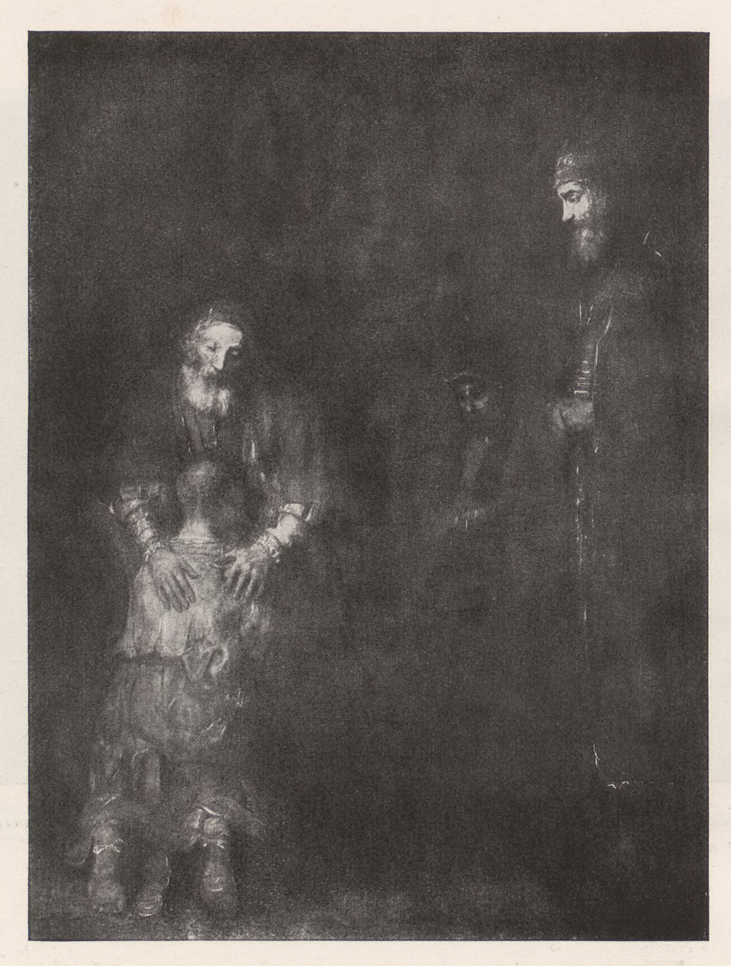


Die Judenbraut (um 1668)
1,18 × 1,64 m, Leinwand

Amsterdam, Rijksmuseum



Familienbild (um 1668/69) — *Braunschweig, Galerie*
1,26 × 1,67 m, Leinwand



Rückkehr des verlorenen Sohnes (um 1668/69) *Leningrad, Eremitage*
2,62 × 2,05 m, Leinwand

